
Liebe Leserinnen und Leser,
das aktuelle ELiSe-Heft beginnt auf der folgenden Seite mit dem Titelblatt. Diese Leerseite, die dem Heft von ELiSe vorgeschaltet ist, soll Ihnen ermöglichen, auf einer Druckseite im DIN-A4-Format zwei ELiSe-Seiten mit der korrekten Paginierung auszudrucken. Gesetzt ist die Zeitschrift in A5.

Bei weiteren Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte_elektronisch>

E-Papiere zu Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik

Jahrgang 4, Heft 1 (Juli 2004)

ISSN 1617-5425

elise@uni-essen.de

<http://www.elise.uni-essen.de>

Liebe Leserinnen und Leser,

wie im Editorial angekündigt, möchten wir mit ELiSe besonders die wissenschaftliche Diskussion anregen und einen schnellen Gedankenaustausch ermöglichen. Deshalb eröffnen wir zu jedem Heft ein Diskussionsforum, in dem Anregungen, Kritik, Hinweise und Stellungnahmen von Lesern zu den einzelnen Beiträgen veröffentlicht werden. Die Autorinnen und Autoren sind von uns gebeten worden, an diesen Diskussionen teilzunehmen und haben das ausdrückliche Recht zur Kommentierung.

Bitte senden Sie Ihre Anregungen an die Redaktion, damit wir sie in das Diskussionsforum stellen können und die Autorinnen und Autoren die Möglichkeit haben, Stellung zu beziehen.

elise@uni-essen.de

Bitte gestalten Sie die Betreff-Zeile nach dem Schema: **Beitrag: Autor, Heft**

ELiS_e

<Essener Linguistische Skripte_elektronisch>

E-Papiere zu Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik

Jahrgang 4

Heft 1

Juli 2004

Impressum

ELiSe wird herausgegeben von:

Christoph Chlosta • Hermann Cölfen • Joachim Raith
Werner Schöneck • Christoph Schroeder • Wilfried Timmler

Kontakt: Dr. Christoph Schroeder, Universität Essen, Fachbereich 3, 45117 Essen

E-Mail: elise@uni-essen.de

©ELiSe-Redaktion. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Die Nutzung der Zeitschrift und der in ihr enthaltenen Beiträge ist insoweit frei, als nichtkommerziell handelnden Personen, Firmen, Einrichtungen etc. ein begrenztes Recht auf nichtkommerzielle Nutzung und Vervielfältigung in analoger und digitaler Form eingeräumt wird. Das betrifft das Laden und Speichern auf binäre Datenträger sowie das Ausdrucken und Kopieren auf Papier. Dabei obliegt dem Nutzer stets die vollständige Angabe der Herkunft, bei elektronischer Nutzung auch die Sicherung dieser Bestimmungen.

Es besteht – außer im Rahmen wissenschaftlicher und schulischer Veranstaltungen öffentlicher Träger – kein Recht auf Verbreitung. Es besteht kein Recht zur öffentlichen Wiedergabe. Das Verbot schließt das Bereithalten zum Abruf im Internet, die Verbreitung über Newsgroups und per Mailinglisten ein, soweit dies durch die ELiSe-Redaktion – oder durch den/die Urheber/in des betreffenden Beitrags – nicht ausdrücklich genehmigt wurde. Darüber hinausgehende Nutzungen und Verwertungen sind ohne Zustimmung des/der Urhebers/Urheberin unzulässig und strafbar.

ISSN: 1617-5425

Inhalt

Orthographie & andere Normen

Rüdiger Brandt

Rechtschreibung und Kontexte: Otfrid, Notker, Jan Hus 11

Burkhard Schaefer

Büntig+preisen, büntlich+tun, büntisch+sein. Getrennt oder zusammen? 35

Henning Bergenholtz

Sprachpolitik. Also: Deutsch sprechen Deutsche in deutschen Ländern.
Aber warum schreibt man manchmal *Deutsch* und manchmal *deutsch*? 43

Nadja Mlinarzik-Gutt

Regeln, Regelungsvarianten und Prinzipien bei ausgewählten
Orthographen in der Geschichte der Rechtschreibung 55

Frank Unterberg

Sprache ist machbar: Anmerkungen zu Joachim Heinrich Campe
und der Sprache wissenschaftlicher Arbeiten 69

Wortschatz & Bedeutung

Michael Schmidtke-Nikella

Romantik und Pragmatik des Wortes *Freundschaft*:
Wortverwendung und lexikalischer Eintrag 87

Gothild Thomas

Antrag zur Aufnahme in ein deutsches Fremdwörterbuch 95

Mierke Witczak

Synonymie als Mittel zur Differenzierung temporaler Bedeutungen?
Eine Untersuchung am Beispiel der Temporaladverbien
damals, einst und *früher* 103

Natalie Bruch

Das weite Feld der Metapher
(Sprach-)Bilder in der Sprach-, Literatur- und Kunstwissenschaft 113

Grammatik & Gebrauch

Peter Raster

Die kategoriale Bedeutung der Verben
aus der Sicht der indischen Grammatiktradition 129

Ulrike Pospiech

Über das Sprechen und Schreiben über Sprache.
Vorüberlegungen zu einer Grammatik für den Sprachgebrauch 143

Wolfgang Eichler

Sprachbewusstheit und grammatisches und stilistisches Formulieren:
Falsche Kollokationen und verformelter Sprachgebrauch
in Oberstufenaufsätzen 155

Technologie & Fachsprache

Ute Jekosch

Auditive Sprachqualitätsmessung: Ein modernes Anwendungsgebiet
von Sprach- und Kommunikationswissenschaften im Zusammenhang
von Informations- und Kommunikationstechniken 167

Tamara Potemina

Fachtext von heute: traditionell „trocken“ oder modern „aufgelockert“? 175

Faszination Sprache



Die ELiSe-Hefte 2004 sind Karl-Dieter Bunting
zum 65. Geburtstag gewidmet.

“It is a curious fact, and one to which no one knows quite how much importance to attach, that something like 85 per cent of all known worlds in the Galaxy, be they primitive or highly advanced, have invented a drink called jynnan tonnyx, or gee-N’N-T’N-ix, or jinond-o-nicks, or any one of a thousand or more variations on the same phonetic theme. The drinks themselves are not the same, and vary between the Sivolvian ‘chinanto/mnigs’ which is ordinary water served at slightly above room temperature, and the Gagrakackan ‘tzjin-anthony-ks’ which kills cows at a hundred paces; and in fact the one common factor between all of them, beyond the fact that the names sound the same, is that they were all invented and named *before* the worlds concerned made contact with any other worlds.

What can be made of this fact? It exists in total isolation. As far as any theory of structural linguistics is concerned it is right off the graph, and yet it persists. Old structural linguists get very angry when young structural linguists go on about it. Young structural linguists get deeply excited about it and stay up late at night convinced that they are very close to something of profound importance, and end up becoming old structural linguists before their time, getting very angry with the young ones. Structural linguistics is a bitterly divided discipline, and a large number of its practitioners spend too many nights drowning their problems in Ouisghian Zodahts.”

Douglas Adams
The Restaurant at the End of the Universe

*Faszination
Sprache*

Orthographie &
andere Normen

Rechtschreibung und Kontexte: Otfrid, Notker, Jan Hus

Rüdiger Brandt (Duisburg-Essen)

Im Laufe meiner Essener Tätigkeit habe ich festgestellt, dass Prüfungen für Prüfer oft einen nicht zu unterschätzenden Lerneffekt besitzen – jedenfalls möchte ich das für mich selbst durchaus behaupten. In der Praxis hatte sich zwischen meinem Freund und mediävistischen Kollegen Kurt Otto Seidel und mir eine Aufgabenteilung dergestalt herausgebildet, dass wir zwar in altgermanistischen Prüfungen beide nach Bedarf und/oder Wahl des Prüflings für literatur- und sprachwissenschaftliche Themen zuständig waren, bei nicht altgermanistischen Themen dagegen eher für Sprach- und ich für Literaturwissenschaftliches. In Staatsexamina habe ich daher oft mit Claudia Benholz, Rupprecht S. Baur, Eva Lipkowski, Ulrich Schmitz und, wodurch auch immer bedingt, am häufigsten – meist auch am längsten hintereinander ... – mit dem Adressaten dieser Festschrift zusammen geprüft.¹ Ungefähr drei Viertel der Prüfungen mit Karl-Dieter Bünning waren solche von Primarstufenstudierenden (wie sie bis 2003 noch hießen, bevor ministerialbürokratischer Wahnwitz sie in der Gruppe der sog. „GHR“-Lehrer/innen aufgehen ließ). Als Mediävist stets in der Gefahr stehend, in Bezug auf die Gegenwart Bodenhaftung zu verlieren, war ich immer dankbar dafür, dass in solchen Prüfungen durch das Mitverfolgen linguistischer Fragen und Diskussionen altes Wissen bei mir aufgefrischt, aktualisiertes und neues Wissen indirekt an mich weiter vermittelt wurde; der Dank geht natürlich nicht nur an meine linguistischen Kolleginnen und Kollegen, sondern zu einem großen Teil auch an die Prüflinge.

Phonem-Graphem-Beziehungen: Verständnis für Schwierigkeiten

Die Studierenden für das Lehramt an Grundschulen sollen während ihres Studiums auf die Vermittlung zweier grundlegender Kulturtechniken moderner Gesellschaften an Kinder vorbereitet werden: Ihre zukünftigen Schülerinnen und Schüler lernen bei ihnen das Schreiben und Lesen. *Das* Schreiben- und Lesenlernen schwierig ist, weiß man; *wie* schwierig es in vielen Fällen ist, weiß man auch; beides merkt man aber zunächst immer nur an den Symptomen – an ‚Fehlern‘. Zu den Aufgaben von Lehrer/inn/e/n gehört es, das Entstehen solcher Fehler zu verhindern. Um dies erfolgreich leisten zu können, muss man sich zunächst darüber klar werden, wie und wodurch Fehler überhaupt entstehen. Eine der gravierendsten Ursachen für Fehler beim Schreiben und Lesen liegt in der Schwierigkeit der Zuordnung von Graphemen zu Phonemen und umge-

¹ Für alle diese Kolleg/inn/en – und die aus der Literaturwissenschaft ebenso – gilt übrigens, dass Prüfungen mit ihnen stets auch klimatisch angenehm waren (was ja durchaus keine Selbstverständlichkeit sein soll!). Karl-Dieter Bünning hat mir freilich einmal eine Faksimileausgabe des *Hildebrandsliedes* als Schreibunterlage für den Protokollbogen angeboten, was ich ihm jedoch nach dem nötigen *ex officio*-Protest gegen ein solches Sakrileg sofort verziehen habe in Anbetracht der Tatsache, dass er als Nicht-Mediävist so etwas Schönes in seinem Besitz hat.

kehrt. Dass diese Zuordnung nicht problemlos funktioniert, dass sie nicht ‚leicht‘ ist, liegt einerseits an dem für Erstlerner zunächst erforderlichen Abstraktionsaufwand, der nötig ist, um ein in seiner lautlichen Bedeutung nur durch Konvention festgelegtes Schriftzeichen zu entschlüsseln bzw. einen Laut durch ein zunächst noch weitgehend kontextlos gelerntes Zeichen wiederzugeben. Darauf sind jedoch durchschnittlich begabte Lerner (was ‚durchschnittlich‘ ist, dürfte natürlich nicht weniger durch Konvention festgelegt sein) schon dadurch vorbereitet, dass sie bereits einen anderen, nicht minder aufwändigen Abstraktionsprozess durchlaufen haben – den Weg vom ‚Wort‘ zum ‚Sinn‘ nämlich, den das Erlernen von *Sprache* bedeutet.

Die Probleme der Phonem-Graphem-Zuordnung, die zu Fehlerquellen werden, sind dadurch bedingt, dass das den Lautschriften zur Verfügung stehende Graphemrepertoire unvollkommen ist:

1. Es gibt, selbst wenn man von der unverwechselbaren Intonation jedes menschlichen Individuums absieht, in allen Sprachen, die graphisch durch Alphabetschriften repräsentiert werden, mehr Laute als Grapheme.
2. Die lautliche Bedeutung einzelner Grapheme ist doppel- oder mehrdeutig (im Deutschen kann /s/ [z] oder [s] oder vor /t/ und /p/ [ʃ] bezeichnen, /e/ die Laute [e], [ɛ] und [ə]); dieses Problem wird durch die Übernahme von Schreibweisen aus anderen Sprachen (*Spaghetti*) und die Beibehaltung historischer Schreibweisen der eigenen Sprache (*Duisburg*, *Grevenbroich*) oft noch vergrößert.
3. Ein Laut kann durch mehr als ein Graphem repräsentiert werden (im Deutschen wird [ks] bezeichnet durch /x/ oder durch die Kombination /chs/, [ai] durch /ei/ oder /ai/, [s] durch /s/, /ss/, /ß/).
4. Manche Grapheme sind in bestimmten Kombinationen lautlich offenbar schwerer zu realisieren, wobei dann bei der Umsetzung von Lauten in Zeichen Unsicherheiten entstehen (vgl. etwa die Kombination /Vokalgraphem/ + /r/, bei der das /r/ in den meisten deutschen Dialekten nur schwach oder überhaupt nicht ausgesprochen wird, mit der umgekehrten Kombination /r/ + /Vokalgraphem/, bei der beide Grapheme sprachlich ausgeführt werden).

Wer Lesen und Schreiben lernt, *löst* solche Schwierigkeiten nicht; er *gewöhnt sich* nur an sie und wählt aus Erfahrung unter mehreren potenziell möglichen Lösungen das ‚Richtige‘; und so, wie der ursprünglich aufwändige Abstraktionsprozess beim Übersetzen von Lauten in Sinn zu automatisierten Erkenntnis- und Reproduktionsprozessen führt, ist dies auch bei der Umsetzung von Lauten in Zeichen und von Zeichen in Laute der Fall. Bemühungen um Ergänzungen eines etablierten Zeichensystems sind jedenfalls heute eher die Ausnahme und werden dann stets durch Probleme hervorgerufen, die jenseits von bloßen Phonem-Graphem-Zuordnungen liegen (vgl. die derzeitigen Forderungen der Kurden in der Türkei, das 29 Zeichen umfassende türkische Alphabet durch X, W und Q zu ergänzen, um von der neu eingeräumten Möglichkeit Gebrauch machen zu können, ihren Kindern kurdische Vornamen zu geben; s. Hermann, S. 10).

Nachvollzug von Schwierigkeiten: Das Erkenntnispotenzial historischer Forschung

Welche Schwierigkeiten die Aneignung von Schreib- und Lesefähigkeit bereitet, vergisst man sehr schnell, wenn man erst einmal Lesen und Schreiben gelernt hat. Das ist im Alltag sogar positiv; denn ein permanentes Bewussthalten der Schwierigkeiten könnte den erwähnten automa-

tisierten Erkenntnis- und Reproduktionsprozess empfindlich stören (so als ob man während des Autofahrens jedes Mal darüber reflektieren würde, ob das Gaspedal nun links oder rechts sitzt). An einer Reflexion über Art und Grad der Schwierigkeiten der Phonem-Graphem-Beziehungen kommt man aber dann nicht vorbei, wenn man z. B. mit anderen über entsprechende Probleme einen wissenschaftlichen Diskurs führt, wenn man das orthographische System einer Sprache gestaltend beeinflussen will – oder aber eben und vielleicht vor allem dann, wenn man andere im Lesen und Schreiben unterrichten muss.

In Zeiten, in denen an Schule und Hochschule Reformen und Reförmchen sich in atemloser Folge gegenseitig auf die Füße treten und in denen insbesondere ministeriell verordnete Reformen latent oder explizit stets mit dem Heilsanspruch vermittelt werden, mit ihrer Hilfe könne man schnell und wirkungsvoll alle Schwierigkeiten lösen, kommt historischen Rückblenden eine besondere Bedeutung zu. Wenn man etwa feststellt, dass es immer wieder Versuche gegeben hat, Schwierigkeiten zu lösen, ohne dass dies wirklich umfassend gelungen wäre, dämpft eine solche Kenntnis vielleicht zumindest ein bisschen die oft verselbständigte Reformeuphorie. Wenn man andererseits feststellt, dass die Brüder Grimm und ihre Zeitgenossen das praktiziert haben, was man heute ‚gemäßigte‘ Kleinschreibung zu nennen pflegt, weiß man, dass aus dieser Kleinschreibung nicht, wie manche zu befürchten scheinen, der Untergang des Abendlandes resultieren würde. Vor allem aber führen historische Rückblicke zu der Erkenntnis, dass Wissenschaft ohne eine historische Dimension nur schwer auskommt: Da man sich selbst nicht über die Schulter sehen kann, benötigt man, um die Standards der eigenen Gesellschaft beurteilen zu können, Kontrastwissen. Dazu muss man sich Kenntnisse aus anderen Kulturen verschaffen – oder eben aus vergangenen Epochen der eigenen Kultur. Sinn der folgenden Darlegungen ist es, anhand von mittelalterlichen Beispielen zu zeigen, dass erst im engeren oder weiteren Sinn gesellschaftliche Kontexte zu Bemühungen um Rechtschreibungsregeln geführt haben. Daran schließen sich einige kurze Überlegungen dahingehend an, ob Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen Rechtschreibung und gesellschaftliche Kontexte zur Erklärung gegenwärtiger Phänomene beitragen können.

Mittelalterliche Perspektiven

Im Mittelalter deckte in vielen Ländern Europas Schriftlichkeit zunächst nur einen schmalen Bereich der gesellschaftlichen Kommunikation ab. Schriftlichkeit wurde oft erst importiert im Gefolge der christlichen Missionierung. Das Christentum ist wie die jüdische Religion und der Islam eine ‚Buchreligion‘, d.h. eine Religion, deren wesentliche Glaubenssätze, Normen und Lehren schriftlich fixiert sind. Für die Personen, die diese Religion ‚verwalten‘, ihre Lehren weitervermitteln, über die Auslegung der schriftlich fixierten Lehren diskutieren, gehören Schreiben und Lesen also zu den unverzichtbaren Fähigkeiten, die zur Ausübung ihres Amtes notwendig sind. Die religiös maßgeblichen Schriften waren in Hebräisch, Griechisch, Lateinisch aufgeschrieben, in Sprachen aus bereits verschriftlichten Gesellschaften, die dafür Schriftsysteme benutzten, die an die Spezifika der jeweiligen Sprache angepasst waren. Natürlich gab es auch dort die prinzipiellen Probleme der Phonem-Graphem-Zuordnung; aber diese Schwierigkeiten waren auf Grund einer langen Verwendungsdauer sozusagen habitualisiert, so dass sie weitgehend nur noch theoretisch existierten, in der Praxis aber kaum Probleme bereiteten. Das Bedürfnis nach *volkssprachlicher* Schriftlichkeit entstand in allen christianisierten Kulturen, die vorher schriftlos waren, vor allem aus der Absicht der Kleriker, religiöse Texte in einer Form an die Laien zu vermitteln, in der sie von diesen verstanden werden konnten. *Lesen* können hätten diese Laien sol-

che Texte nicht; wenn diese also von den Klerikern schriftlich aufgezeichnet wurden, dann sind diese Schrifttexte nur eine Zwischenstation auf dem Weg in die erneute Mündlichkeit – denn sie wurden dem illiteraten Laienpublikum vorgelesen oder auswendig vorgetragen. Aber es ist bezeichnend, dass die Kleriker, die Übersetzungsarbeit leisteten, ihre Übersetzungen vorher selbst schriftlich fixierten, um sich des Geleisteten zu versichern; dadurch kommen Volkssprache und Schriftlichkeit in direkten Kontakt.

Viele Sprachen wurden verschriftlicht mit dem lateinischen Alphabet, das ursprünglich die Laute einer anderen Sprache abbilden sollte. Wie immer in solchen Fällen werden die prinzipiellen Probleme der Phonem-Graphem-Relation dadurch vermehrt. Es gab (und gibt) Laute, für die das lateinische Alphabet keine Zeichen bereit hielt; es gibt im lat. Alphabet Zeichen, die in den Lautrepertoires anderer Sprachen auf Leerstellen trafen. Die Kleriker mussten also nicht Lesen und Schreiben lernen; sie mussten aber lernen, deutsch, englisch usw. zu schreiben, und sie mussten sich bemühen, dies in einer Art und Weise zu tun, die für sie selbst und ggf. andere, die das lat. Alphabet kannten, aber noch keine Erfahrung mit Schrifttexten in ihrer eigenen Sprache hatten, nachvollziehbar war: Der mit lat. Buchstaben geschriebene volkssprachliche Text musste für Leser oder Vorleser (z. B.) als *deutscher* Text identifizierbar und verständlich sein. Gewöhnt an den Gedanken, dass Schrifttexte ‚Ewigkeitscharakter‘ garantieren (vgl. die antike Hyperbel des *aere perennius*), waren die Geistlichen, die volkssprachliche Texte verschriftlichten, mit großer Wahrscheinlichkeit auch von Anfang an daran interessiert, die Methoden dieser Verschriftlichung zu *systematisieren*. Denn man kann beobachten, dass die Graphie (eine verbindliche *Orthographie* gab es ja noch nicht, und es wird sie auch für lange Zeit noch nicht geben), so unterschiedlich sie auch in der ersten Zeit beim Vergleich der erhaltenen Texte ausfällt, schon bald innerhalb einzelner Klöster, dann innerhalb von Klosterverbänden Standardisierungen aufzuweisen beginnt (vgl. Wolf, S. 72f.);² für den religiösen volkssprachlichen Wortschatz, der ja in den meisten Fällen auch erst einmal geschaffen oder an die neue Religion angepasst werden musste, gilt ähnliches.

Die Verschriftlichung deutscher Dialekte mit Hilfe des lateinischen Alphabets, die im 8. Jh. einsetzte, war nicht die erste Begegnung gesprochener Sprache mit Schrift im germanischen Sprachbereich. Es gab (wohl schon im 1. Jh. v. Chr., spätestens aber seit dem 3. Jh.) Runenalphabete, die allerdings weitestgehend nur für sakrale und auch dann nur für sehr kurze Texte Verwendung fanden; und im 4. Jh. n. Chr. unternahm Ulfilas den Versuch einer Verschriftlichung der gotischen Sprache. Diese drei Stadien repräsentieren gleichzeitig grundsätzliche Methoden der Verschriftlichung einer vorher nur gesprochenen Sprache mit einer Alphabetschrift: Schaffung eines neuen, eigenen Zeichensystems; Kombination von Zeichen aus verschiedenen Alphabeten, um besser das lautlich ‚Passende‘ finden zu können (Ulfilas: Kombination aus Runen, lateinischen und griechischen Buchstaben); komplette Übernahme eines bereits vorhandenen Alphabets (lat. Alphabet für deutsche Texte ab dem 8. Jh.); hinzu kommen in jedem Fall Gra-

² „Was an lateinischen wie volkssprachlichen frühmittelalterlichen Schriftdenkmälern auf uns gekommen ist, stellt so die Leistung von christlichen, meist klösterlichen Schreibstuben dar, in denen geeignete Ordensangehörige – die im übrigen keineswegs immer aus der sprachlandschaftlichen Umgebung des Schreibortes stammen mußten – einerseits ihre literale Sozialisation erhielten und andererseits für die kollektive handschriftliche Vervielfältigung [...] christlichen Schrifttums wirkten. Die berühmtesten [und u. a. auch meist für orthographische Konventionen prägendsten; R. B.] dieser Schreibstuben waren: im bairischen Sprachgebiet Regensburg/St. Emmeram, Freising, Salzburg, Tegernsee und Mon(d)see, im Alemannischen St. Gallen, Reichenau, Murbach, im Ostfränkischen Würzburg und Bamberg, im Rheinfränkischen Mainz, Weißenburg, Lorsch, Fulda, im Mittelfränkischen Trier, Köln, Aachen und Echternach.“ (Lerchner, S. 538)

phemkombinationen, wodurch etwas mehr Phoneme abgedeckt werden können, und die Neufestlegung des Lautwertes für Zeichen (im Althochdeutschen etwa /th/ für das aspirierte [d^h]). Dazwischen stehen die Runen: Für sie wird z. T. ebenfalls eine Herkunft aus dem lat. Alphabet oder aus der nordetruskisch-norditalischen Schrift behauptet, aber die Reihenfolge der Zeichen in den Runenalphabeten spricht eher dagegen, und die Möglichkeit der Aufnahme alter germanischer Zeichen deutet zumindest auf das Vorhandensein einer rudimentären autochthonen Schrift, so dass wir es wieder mit einer Alphabetmischung zu tun hätten. Englische Runenalphabete zeigen außerdem durch die Entwicklung zusätzlicher Zeichen über den ursprünglichen Bestand von 24 hinaus zur Abdeckung spezifisch angelsächsischer Laute eine weitere Möglichkeit: Ergänzung eines übernommenen Zeichenbestands durch Bildung neuer Zeichen. Dazu kommt dann schließlich noch das Verfahren, Schriftzeichen einer übernommenen Schrift durch zusätzliche Zeichen (diakritische Zeichen) anzupassen oder in ihrem Lautwert zu verdeutlichen. Natürlich gibt es auch das genaue Gegenteil: Wenn Differenzierungen obsolet geworden sind oder wenn Differenzierungen nicht mehr für wichtig gehalten werden – was ein Vertrauen in die automatische Substitutionsleistung von Leser/inne/n impliziert –, kann eine Schrift Zeichen abstoßen (so geschehen etwa bei der russischen Rechtschreibreform von 1918 oder beim Verzicht der Schweizer auf das /ß/.)

Die drei Autoren, mit denen ich mich im Folgenden beschäftigen will, Otfrid von Weissenburg, Notker Labeo und Jan Hus, wurden in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld und im Kontext spezifischer ‚Schreibanlässe‘ mit den Problemen der Phonem-Graphem-Beziehung konfrontiert und haben sich dazu explizit geäußert.

Otfrid von Weissenburg

Anlass für Otfrid, sich mit Problemen der Phonem-Graphem-Zuordnung und damit auch mit Rechtschreibregeln zu befassen, war seine sog. Evangelienharmonie (auch ‚Evangelienbuch‘ genannt), eine Zusammenfassung der vier kanonischen Evangelien mit zusätzlichen Auslegungsteilen in fränkischer Sprache. Der Text ist nach den erhaltenen Widmungsschreiben datierbar auf die Zeit zwischen 863 und 871 und anscheinend neben einigen Glossen zu Priscian und Prudentius das einzige, was Otfrid in der Volkssprache verfasst hat. Bevor er in das elsässische Kloster Weissenburg kam, war er Mönch im auf Initiative des Bonifatius 744 gegründeten Kloster Fulda, einem der frühen wissenschaftlichen Zentren des fränkischen, später des ostfränkischen Reiches.³ In Weissenburg war Otfrid als Schreiber, Lehrer, Bibliothekar, Kommentator und Glossator religiöser Schriften tätig; insbesondere hat er sich um den Ausbau der Bibliothek verdient gemacht. (Lit.: Ernst, Schröder)

Der Text der Evangelienharmonie wird in der Überlieferung ergänzt durch Widmungsschreiben bzw. Widmungen. In den Text integriert und vom Autor selbst explizit als dessen erstes *capitulum* rubriziert ist eine Vorrede mit lat. Überschrift.⁴ Ferner existiert ein lateinisches Widmungsschreiben in Prosa an den Bischof Liutbert von Mainz. Hinzu kommen ebenfalls volkssprachlich und in der gleichen Form wie die Evangelienharmonie (binnengereimte Langzeilen) verfasste Widmungen an den Bischof Salomo von Konstanz, die Mönche Hartmut und Werinher in St.

³ Dass Fulda auch ein frühes Zentrum *volkssprachlicher* Schriftlichkeit war, ist zwar wahrscheinlich, lässt sich aber nicht anhand eindeutiger Belege nachweisen (s. Kartschoke 88).

⁴ Auch die Bücher und alle anderen Kapitel haben lat. Überschriften.

Gallen sowie an den ostfränkischen König Ludwig den Deutschen. In unserem Zusammenhang relevant sind die deutsche Vorrede und der Liutbert-Brief:

Deutsche Vorrede

Warum der Autor dieses Buch in der Volkssprache geschrieben hat.⁵

Es haben sich schon viele mit großem Eifer bemüht aufzuzeichnen, womit sie ihren Namen bekanntmachen könnten. Sie wandten stets größte Sorgfalt daran, daß man ihre Taten in Büchern darstellte. (5) Sie setzten alle Kraft darein: sie demonstrierten ihr ganzes Können und bewiesen ihr Geschick durch die Makellosigkeit ihrer Dichtung. [...] An erster Stelle sind die Griechen und Römer zu erwähnen, die (ihre Dichtung) so kunstvoll gestalten, sie ganz so einrichten, wie es dir wohl zusagt. (15) Sie schreiben so regelrecht und so sehr schlicht, es ist so vollkommen ineinandergefügt wie Elfenbein(schnitzereien). So muß man schreiben! Das macht dem Menschen stets Vergnügen. Beschäftige dich mit solcher Dichtung: das wird deinen Verstand anregen! Die Schlichtheit der Prosa labt dich unmittelbar; (20) die Kunst metrischer Dichtung wiederum bietet überaus reinen Genuß. Die Dichter machen (gerade) diese sehr geschmackvoll, sie messen auch die Versfüße, die Längen und Kürzen, damit ihr Werk Vergnügen bereitet. [...] (31) Da nun viele angefangen haben, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und sich darum bemühen, sich (durch schriftliche Aufzeichnungen) herauszustellen – warum sollen nur die Franken davon absehen, Gottes Lob in fränkischer Sprache zu singen? (35) Ist diese Sprache auch bisher noch nicht zu solcher Dichtung gebraucht, noch von keiner metrischen Regel gemeistert worden, so besitzt sie doch Geradheit in schöner Schlichtheit. Bemühe dich nur, daß es dennoch schön erklinge und Gottes Wort auf fränkisch herrlich erschalle, (bemühe dich,) daß man das, was in dieser Sprache besungen wird, schön ausspricht (40) (und daß) wir im Verständnis (des göttlichen Wortes) sicher bewahrt bleiben! Dieses Verständnis sollst du dir (vor allem) schmecken lassen: so geben ihm Versfüße, metrische Zeit und die Ordnung der Teile das Maß, so wird es zu Gottes eigener Predigt. [...] (57) Warum sollen, wie ich schon sagte, zu solcher Leistung einzig die Franken nicht befähigt sein, worin die Völker nicht zurückstanden, die wir hier oben genannt haben? Sie sind so tapfer wie selbst die Römer; (60) auch kann man nicht sagen, daß ihnen darin die Griechen den Rang streitig machen. Sie haben zu ihrem Vorteil die gleiche Geisteskraft [...], genügend Reichtum und sind auch sehr kühn [...]. (65) Sie leben mit allem ausgestattet – und waren es immer so gewohnt – in einem reichen Land. [...] [...] (79) und alle Menschen, sofern nicht das Meer (als Grenze) dazwischen liegt – ich weiß, daß Gott das so gefügt hat –, haben Furcht vor ihnen. [...] (97) Von ihrem König haben sie stets Vorteil in Tapferkeit und Klugheit: sie fürchten niemanden, solange er gesund unter ihnen weilt. Er ist in allem zu schnellem Handeln bereit, wie es ein Krieger von Adel sein soll, (100) er ist erfahren und kühn. Es gibt bei ihnen solche Männer stets zur Genüge. Er herrscht voll Würde über viele Völker und behandelt sie wie die Seinen im Stammland völlig korrekt. Niemand kann ihm schaden, solange ihn die Franken beschützen, (niemand) vor seiner Tapferkeit bestehen, solange seine Reiterei ihn deckt. (105) Denn alles, was die Franken unternehmen, das tun sie ganz mit Gott, sie tun nicht das Geringste ohne seinen Rat. Voll Eifer hören sie auf Gottes Wort, das aufzunehmen, was sie die (heilige) Schrift lehrt [...]. (113) Nun will ich niederschreiben, was zu unserem Heil ist, eine Auswahl aus den Evangelien, und zwar, wie wir es hier [d.h. in der

⁵ *Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit* (Otfrid, Überschrift vor Vers 1).

⁶ *Was liuto filu in flize, in managemo ágaleize, / sie thaz in scrip gicleiptin, thaz sie iro námon breittin; / Sie thés in iro gilicho fittzun gúalicho, / in búachon man gimeinti thio iro chúanheiti. / (5) Tharána dátun sie ouh thaz dúam: / óugdun iro wisduami, / óugdun iro cléini / in thes tíhtonnes reini. / [...] Sar Kriachi joh Románi iz máchont so gizámi, / iz máchont sie al girústit, so thih es wola lústit; / (15) Sie máchont iz so réhtaz joh so filu sléhtaz, / iz ist*

Vorrede; R.B.] *schon begonnen haben, in fränkischer Sprache, (115) damit die Franken nicht als einzige davon ausgeschlossen sind, wenn in der Muttersprache Christi Lob gesungen wird [...] (Schlosser 17ff.)*⁶

In dieser Vorrede wird also von den *graphematischen* Schwierigkeiten der Verschriftlichung einer Volkssprache weder abstrakt noch konkret gesprochen. Vor welchen Problemen Otfrid hier jedoch stand und wie er sie zu lösen versucht hat, erfährt man aus dem o.a. Widmungsschreiben an Liutbert, das sich zumindest dem Wortlaut nach sehr viel despektierlicher über die fränkische Sprache äußert. Diese Diskrepanz lässt sich natürlich durch den Sachverhalt erklären, dass es wenig Sinn gemacht hätte, das Fränkische gegenüber denjenigen, denen Otfrid einen fränkischen Text präsentiert, zu sehr abzuwerten. Gegenüber einem hohen Kleriker jedoch, der als Kleriker auch Wissenschaftler war, vor allem also das *trivium* am Beispiel lateinischer Texte gelernt hatte, konnte man die geltenden Maßstäbe nicht einfach stillschweigend übergehen:

Brief an Liutbert

[...] *Wie diese nichtlateinische Sprache ungepflegt, ungeschult und nicht gewöhnt ist, den Regelraum der Grammatik zu tragen, so ist (auch) die Schreibung bei vielen Wörtern infolge der Häufung der Buchstaben und ihrer unklaren Lautqualität schwierig. Denn manchmal verlangt sie, wie ich vermute, drei u, beim Sprechen sind dann die beiden ersten, wie mir scheint, Konsonanten, während der dritte ein Vokal bleibt; gelegentlich aber habe ich die Vokale a, e, i und u schreiben müssen (ohne daß damit der eigentliche Laut deutlich bezeichnet wird); dort schien es mir richtig, ein y dazuzuschreiben. Aber auch diesem Buchstaben (und seiner Lautqualität) verweigert sich diese Sprache manchmal, bei einem gewissen Laut läßt sie sich überhaupt nur schwer mit einem bestimmten Buchstaben verbinden; k und z, Buchstaben, die die Grammatiker für überflüssig halten, verwendet diese Sprache sehr oft anders als Lateinische, z gebraucht man manchmal, wie ich vermute, in dieser Sprache wegen des Zischens zwischen den Zähnen, k dagegen wegen seines Rachenlautes. Diese Sprache duldet auch sehr oft, wenn auch nicht immer, die Figur des Metaplasmus, die die Grammatiklehrer Synalöphe nennen; wenn der Leser sie nicht beachtet, dann klingen die Worte einer Rede sehr häßlich;*

gifuatig al in ein selp so hélphantes béin. / Thie dáti man giscribe: theist mannes lúst zi líbe; / nim góuma thera díhta: thaz hürsgit thina dráhta. / Ist iz prósun slíhti: thaz drénkit thih in rihti; / (20) odo métres kléini: theist góuma filu réini. / Sie düent iz filu wsúazi, joh mézent sie thie fúazi, / thie léngi joh thie kúrti, theiz gilústliczhaz wúrti. / [...] (31) Nu es filu manno inthíhit, in sina zungun scribit, / joh ílit, er gigáhe, thaz sinaz io gihóhe: / Wánana sculun Fránkon éinon thaz biwánkon, / ni sie in frénkisgon bigínnen, sie gotes lób singen? / (35) Nist si so gisingan, mit régulu buthuíngan: / si hábet thoh thia rihti in scóneru slíhti. / Íli thu zi nóte, theiz scóno thoh gilute, / joh gótes wizod thánne / tharána sconó hélle; / Tház tharana sínge, iz scóno man ginenne; / in thema fírstántnisse wir giháltan sin giwisse; / Thaz láz thir wesán súazi; sádo mézent iz thie fúazi, / zit joh thiú régula; so ist gótes selbes brédiga. / [...] (57) Ziu sculun Fránkon, so ich quád, zi thiú éinen wesán úngimáh, / thie líut es wiht ni duáltun, thie wir hiar óba zaltun? / Sie sint so sáma chuani / sélb so thie Románi; / ni thárf man thaz ouh rédinon, thaz Kráchi bin thes giwidaron. / Sie éigun in zi núzzi so sámalicho wizzi, / in féldé joh in wáldé so sint sie sáma balde; / Rihiduam ginúagi joh sint ouh filu kuani / [...] (65) Sie búent mit gziúgon (joh warun io thes giwón) / in giuátemo lánte [...] / [...] (79) Joh ménnisgon álle, ther sé iz ni untarfálle, / (ich weiz, iz gót worahta) al éigun se iro foráhta. / [...] (97) Thes [kuninges; R.B.] éigun sie io núzzi in snélli joh in wizzi; / ni intrátent sie nihéinan, unz se inan eigun héilan. / Er ist gizál ubar ál, / io so édilthegan skál, / (100) Wiser inti kúani; Thero éigun sie io ginúagi. / Wéltit er gethiuto mánerero líuto, / joh ziuhit er se réine selb so sine heime. / Ni sint thie imo ouh derien, in thiú nan Fránkon werten; / thie snélli sine írbiten, thaz sie nan umbiriten. / (105) Wanta álaz thaz sies thénkent, sie iz al mit góte wirkent; / nie düent sies wiht in noti ána sin girati. / Sie sint gótes worto flizig filu hártó, / tház sie thaz giléren, thaz in thia búah zellen; / [...] (113) Nu will ich scr'ban unser héil, / evangéliono deil, / so wir nu hiar bigúmmun, in frénkisga zungun; / (115) Thaz sie ni wesén éind thes ádeilo, / ni man in iro gízungi Krístes lób sungi; / [...] (Otfrid 1ff.; die Grenzen der Langverse sind durch / bezeichnet.)

manchmal bewahrt man die **Buchstaben** beim Schreiben, manchmal unterdrückt man sie wie in der hebräischen Sprache, in der es üblich ist, wie manche sagen, gerade diese Buchstaben beim Schreiben nach Art der Synalöphe auszulassen und zu übergehen, womit nicht (gesagt sein) soll, daß der Text des Evangelienbuches durch ein strenges Metrum gebunden ist; vielmehr verlangt er regelmäßig nur den **Endreim**. Denn in diesem Buch erfordern die Wörter am (Langzeilen)ende einen **Klang**, der zu dem (am Ende der ersten Halbzeile) vorausgehenden paßt und ihm ähnlich ist; dadurch duldet diese Sprache nicht nur zwischen zwei Vokalen, sondern sehr oft auch zwischen anderen Buchstaben eine Verschmelzung durch Synalöphe; wenn das nicht geschieht, läßt die Ausdehnung der **Buchstaben(reihe)** die Wörter sehr häufig ungereimt erklingen. Wir können, **wenn wir genau darauf achten**, feststellen, daß wir auch beim Sprechen sehr oft so verfahren. Der Schmuck dieser Sprache verlangt vom Leser, daß er die (allzu) leichte und glatte Verschmelzung durch Synalöphe vermeidet, und vom Schriftsteller, daß er auf den Endreim, d.h. auf einander ähnliche Wortschlüsse, achtet. Der Sinn (eines Satzes) muß hier manchmal zwei, drei oder auch vier Verse offenbleiben, damit dem Leser deutlicher wird, was der Text bezeichnet. Hier findet man sehr oft i, o und die übrigen Vokale mit i zusammengeschrieben, manchmal bleiben diese Lautfolgen der Aussprache nach getrennte Vokale, manchmal werden sie verbunden, wobei der erste konsonantische Qualität erhält. Auch bedeuten in dieser Sprache zwei Negationen fast immer Verneinung, während sie im Lateinischen eine Rede bekräftigen, und wenn ich dies auch hätte vermeiden können, so habe ich (in diesem Punkt) doch darauf geachtet, so zu schreiben, wie man tagtäglich spricht. Die Eigenart dieser Sprache hat es mir nicht erlaubt, den Numerus oder Genus (lateinischer Wörter) beizubehalten [...]; den Plural habe ich in einen Singular, den Singular in einen Plural verwandelt und auf diese Weise sehr oft (den Fehler) eines Barbarismus und Solözismus machen müssen. **Ich würde gerne für alle genannten Fehler Beispiele aus diesem volkssprachlichen Buch bringen, wenn ich nicht das mitleidige Lächeln der Leser vermeiden wollte; denn wenn man die ungeschlachten Worte einer Bauernsprache in das gepflegte Latein einstreut, bringt man die Leser zum Lachen. Diese Sprache wird ja wie eine Bauernsprache eingeschätzt, weil sie von den Franken niemals durch schriftlichen oder irgendeinen künstlerischen Gebrauch verfeinert worden ist; denn sie überliefern nicht die Geschichte ihrer Vorfahren, wie viele andere Völker es tun), geschweige denn daß sie ihre Taten und ihr Leben, in Anerkennung ihres Wertes, (dichterisch) gestalten. Wenn es, was selten ist, doch geschieht, dann drücken sie sich lieber in der Sprache anderer Völker, nämlich der Lateiner oder Griechen aus; sie hüten sich dabei vor Fehlern in anderen Sprachen, nehmen sich aber vor Fehlern in der eigenen Sprache nicht in acht. Ängstlich sind sie bedacht, in den anderen Sprachen auch nicht mit dem kleinsten Buchstaben gegen die Regeln zu verstößen, während ihre eigene Sprache fast in jedem Worte einen Fehler macht. Es ist schon erstaunlich, daß so bedeutende Männer, mit so großer Erfahrung, von so großer Sorgfalt, geistiger Beweglichkeit, hoher Weisheit und strahlender Heiligkeit diese Vorzüge ganz dem Ruhm einer fremden Sprache dienstbar machen, daß sie sich aber nicht im schriftlichen Gebrauch der eigenen Sprache üben. Gleichwohl bleibt es Pflicht aller Menschen, auf jede erdenkliche Weise, in verderbter wie in einer durch eine ein**

⁷ *Huius enim linguae barbaries ut est inculta et indiscipinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis, sic etiam in multis dicitis scriptio est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria uuu, ut puto, quaerit in sono, priores duo consonantes, ut mihi videtur, tertium vocali sono manente; interdum vero nec a, nec e, nec i, nec u vocalium sonos praecavere potui: ibi y grecum mihi videbatur ascribi. Et etiam hoc elementum lingua haec horrescit interdum, nulli se characteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile, jungens; k et z sepius haec lingua extra usum latinatis utitur, quae grammatici inter litteras dicunt superfluas. Ob stridorem autem interdum dentium, ut puto, in hac lingua z utuntur, k autem ob faucium sonoritatem. Patitur quoque metaplasmii figuram nimium (non tamen assidue), quam doctores grammaticae artis vocant sinalipham (et hoc nisi legentes praevideant, rationis dicta deformius sonant), litteras interdum scriptioe*

wandfreie Grammatik gepflegten Sprache, den Schöpfer aller Wesen zu preisen, ihn, der ihnen das **Instrument der Sprache** verliehen hat, damit sie sein Lob erschallen lassen; der sich (von uns) nicht glatte Schmeichelreden, sondern fromme Gesinnung und die Fülle frommer Werke, nicht den leeren Dienst der Lippen wünscht [...]. (Schlosser 311ff.; Hervorh. von mir; R. B.)⁷

Otfrid präsentiert also eine Fülle von Einzelschwierigkeiten und legt Rechenschaft über seine Lösungsversuche ab. Probleme der Phonem-Graphem-Zuordnung erscheinen zusammen mit solchen von Reimtechnik, Metrik, Syntax, Morphologie.

Notker III. (Notker Labeo, Notker Teutonicus) von St. Gallen

Notker stammte aus einer adligen (thurgauischen?) Familie und wurde von seinem Onkel Ekkehard (I.), selbst Mönch und Dekan in St. Gallen, noch als Jugendlicher in dieses Kloster gebracht. Sein Todestag, der 29. Juni 1022, ist durch das Zeugnis Ekkehard's IV. überliefert; Notker starb an der durch das Heer Heinrichs II. aus Italien eingeschleppten Pest. Das Notker in zwei Quellen beigegebene Epitheton *magister* verweist auf seine Tätigkeit als Lehrer und Novizenmeister im Kloster; seine deutschen Schriften bzw. die lat.-deutschen Mischtexte, die er in dem im Folgenden auszugsweise zitierten Brief an Bischof Hugo von Sitten (urk. 998-1017) erwähnt und die zu einem großen Teil noch erhalten sind, lassen sich aus dieser Lehrtätigkeit erklären: Die deutsche Übersetzung sollte den Schülern, die sich im Lateinischen noch nicht genügend auskannten, eine Hilfe beim Studium der Schullektüre sein. (Lit.: Backes, Sonderegger²Vf.)

Brief an Hugo von Sitten

Von jenen Wissenschaften, die ihr mir auferlegen wollt, habe ich mich abgewandt, und ich kann nicht anders, als sie gleichsam [sc. ‚nur‘; R.B.] wie Hilfsmittel zu gebrauchen. Es müssen

*servantes, interdum vero ebraicae linguae more vitantes, quibus ipsas litteras ratione sinaliphae in lineis, ut quidam dicunt, penitus amittere et transilire moris habetur; non quo series scriptiois hujus metrica sit subtilitate constricta, sed schema omoeoteleuton assidue quaerit. Aptam enim in hac lectione et priori decentem et consimilem quaerunt verba in fine sonoritate, et non tantum per hanc inter duas vocales, sed etiam inter alias literas saepissime patitur conlisionem sinaliphae; et hoc nisi fiat, extensio sepius **litterarum** inepte sonat dicta verborum. Quod in communi quoque nostra locutione, **si sollerter intendimus**, nos agere nimium invenimus. Quaerit enim linguae hujus ornatus et a legentibus sinaliphae lenem et conlisionem lubricam praecavere et a dictantibus omoeoteleuton (id est consimilem verborum terminationem) observare. Sensus enim hic interdum ultra duo vel tres versus vel etiam quattuor in lectione debet esse suspensus, ut legentibus (quod lectio signat) apertior fiat. Hic sepius i et o ceteraeque similiter cum illo vocales simul inveniuntur inscriptae, interdum in sono divisae vocales manentes, interdum conjunctae (priori transeunte in consonantium potestatem). Duo etiam negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant; et quamvis hos interdum praecavere valerem, ob usum tamen cotidianum, ut morum se locutio praebuit, dictare curavi. Hujus enim linguae proprietates nec numerum nec genera me conservare sinebat. [...]; numerum pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo in barabrisum et soloecismum sepius coactus incidi. **Horum supra scriptorum omnium vitorum exempla de hoc libro thetisce ponere, nisi inrisionem legentium devitarem; nam dum agrestis linguae inculta verba inseruntur latinitatis planitie, cachinum legentibus prebent. Lingua enim haec velut agrestis hebetur, dum a propriis nec scriptura nec arte aliqua ullis est temporibus expolita; quippe qui nec historias suorum antecessorum, ut multae gentes caeterae, commendant memoriae, nec eorum gesta vel vitam ornant dignitatis amore. Quod si raro contigit, aliarum gentium lingua, id est Latinorum vel Graecorum, potius explanant; cavent aliarum et deformitatem non verecundant suarum. Stupent in aliis vel litterula parva artem transgredi, et pene propria lingua vitium generat per singula verba. Res mira tam magnos viros, prudentia deditos, cautela praecipuos, agilitate suffultos, sapientia latos, sanctitate praeclearos cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre et usum scripturae in propria lingua non habere. Est tamen conveniens, ut qualicunque modo, sive corrupta seu lingua integrae artis, humanum genus auctorem omnium laudent, qui **plectrum** eis dederat **linguae** verbum in eis suae laudis sonare; qui non verborum adulationem politorum, sed quaerit in nobis pium cigationis affectum operumque pio labore congeriem, non laborum inanem servitiem. [...]*** (Otfrid 5, 58ff.; Hervorh. von mir; R. B.)

nämlich vor allem die kirchlichen Bücher in den Schulen gelesen werden, zu deren vollkommenem Verständnis zu führen allerdings unmöglich ist, wenn man jene (Wissenschaften) nicht durchkostet hat. Da ich wollte, daß unsere Schüler zu ihnen einen Zugang hätten, habe ich es gewagt, etwas nahezu Ungewöhnliches zu unternehmen, indem ich lateinische Schriften in unsere Sprache übersetzte und das syllogistisch oder figürlich oder dialektisch Gesagte mit Hilfe von Aristoteles oder Cicero oder einem anderen gelehrten Autor erläuterte. Während ich dies an zwei Büchern des Boethius von der Tröstung durch die Philosophie und an einigen von der heiligen Dreifaltigkeit durchführte, wurde ich gebeten, auch bestimmte metrische Schriften in dieselbe Sprache zu übertragen, den Cato wie die ‚Bucolica‘ des Vergil und die ‚Andria‘ des Terenz. Bald wünschte man, daß ich mich auch an der Prosa sowie an den Freien Künsten versuchte, und so übertrug ich die ‚Hochzeit der Philologie‘, die ‚Kategorien‘ des Aristoteles, ‚Perihermeneias‘ und die ‚Prinzipien der Arithmetik‘. Von hier habe ich mich wieder geistlichen Schriften zugewandt und den ganzen Psalter mit Interpretationen und Erklärungen nach Augustin vollendet. Auch das Buch Hiob habe ich angefangen, (bisher) aber kaum ein Drittel ausgeführt. Nicht nur dies, vielmehr habe ich auf lateinisch eine neue Rhetorik und einen neuen Computus sowie einige andere kleinere Werke abgefaßt. Ich weiß nicht, ob von diesen etwas wert ist, daß es in eure Hände gelange. Aber wenn ihr sie haben wollt – sie verursachen nämlich Kosten –, dann schickt mehrere Pergamente und Lohn für die Schreiber; und ihr werdet Exemplare von ihnen erhalten. Wenn sie euch dann erreicht haben, dann stellt euch vor, ich sei selbst gekommen. Dennoch weiß ich, daß ihr zuerst wie vor etwas Ungewohntem zurückschrecken werdet. Aber nach und nach werden sie sich euch selbst empfehlen, und ihr werdet durchaus in der Lage sein, sie zu lesen und zu verstehen, weil in der Muttersprache (‚Vatersprache‘) schneller begriffen wird, was in einer fremden Sprache entweder kaum oder unvollständig verstanden wird. Man muß aber wissen, **daß man die deutschen Wörter nicht ohne Akzent schreiben darf, die Artikel ausgenommen; nur sie werden ohne Akzent, Akut und Zirkumflex, gesprochen.** Ich aber werde kommen, wenn der Herr es will. Bei euch länger bleiben aber kann ich aus vielerlei Gründen nicht, worüber jetzt zu reden nicht nötig ist. [...]

(Schlosser 332f.; Hervorb. von mir; R.B.)⁸

⁸ [...] *Artibus autem illis quibus me onustare uultis ego renunciaui neque fas mihi est eis aliter quam sicut instrumentis frui. Sunt enim ecclesiastici libri et precipue quidem in scolis legendi quos impossibile est sine illis prelibatis ad intellectum integrum duci. Ad quos dum accessum habere nostros uellem scolasticos ausus sum facere rem pene inusitatam, ut latine scripta in nostram conatus sim uertere et syllogistice aut figurate aut suasorie dicta per Aristotelem uel Ciceronem uel alium artigraphum elucidare. Quod dum agerem in duobus libris Boetii qui est de consolatione philosophiae et in aliquantis de sancta trinitate rogatus et metrica quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere, Catonem scilicet, ut ‚Bucolicam‘ Uirgilii et ‚Andriam‘ Terentii. Mox et prosam et artes temptare me uoluerunt et transtuli ‚Nuptias philologie‘ et ‚Categorias‘ Aristotilis et ‚Pergermenias‘ et ‚Principia arithmetice‘. Hinc reuersus ad diuina totum psalterium et interpretando et secundum Augustinum exponendo consunmaui ‚Iob‘ quoque incepti licet uix tertiam partem exegerim. Nec solvm hec sed et nouam rhetoricam et computvm nouvm et alia quaedam opuscula latine conscripsi. Horum nescio an aliquid dignum sit uentre in manus uestras. Sed si uultis – ea sumptibus enim indigent – mittite plures pergamenas et scribentibus premia, et accipietis eorum exempla. Qve dum fuerint ad uos perlata, me presentem aestimate. Scio tamen, quia primum abhorrebitis quasi ab insuetis. Sed paulatim forte incipient se commendare uobis et preualebitis ad legendvm et ad dimoscendvm, quam cito capiuntur per patriam linguam, que aut uix aut non integre capiendi forent in lingua non propria. **Oporet autem scire, quia uerba theutonica sine accentu scribenda non sunt preter articulos; ipsi soli sine accentu pronuntiantur, acuto et circumflexo.** Ego autem quando, dominus uoluerit, veniam. Stare autem diucius uobiscum non potero ob causas plurimas, quas dicere in praesenti non opus est. [...]* (Piper, S. 859-861; Hervorb., Zeichensetzung und Regelung der Groß- und Kleinschreibung von mir, R.B.) Ich gebe den lat. Text nach der Ausgabe von PIPER, weil die neuere und sicher insgesamt bessere von HELLGARDT durch ihre Normalisierungen u.a. kaschiert, dass die lateinische Schreibung bei Notker oder richtiger: in der aus der Mitte des 12. Jhs. (s. Hellgardt, S. 175) stammenden Hs. nicht konsequent ist, dass Autor bzw. Schreiber also auch hinsichtlich des Lateinischen dem Problem zweifelhafter Phonem-Graphem-Zuordnung ausgesetzt waren.

Der Brief geht auf die Funktion deutscher Schrifttexte in einem anderen Zusammenhang als Otfrid und nur kurz ein, auf Probleme der Schreibung noch kürzer und sehr selektiv. Die Äußerungen, deutsch zu schreiben sei eine *res pene inusitata*, deutsche Texte zu lesen *quasi insuetum*, deutet auf ein besonderes Problem der Literatur in der althochdeutschen Epoche: Trotz des überlokalen Austauschs von Literatur konnte sich zunächst keine zusammenhängende überregionale ‚deutsche‘ Literatur entwickeln, konnte die existierende volkssprachliche Literatur keine Traditionen ausbilden. Der St. Galler Mönch Ekkehard IV. (gest. nach 1057) behauptet sogar, Notker sei der *erste* gewesen, der in der ‚barbarischen‘ deutschen Sprache geschrieben, sie damit allerdings auch ‚genießbar‘ gemacht habe (*primus barbaricam scribens faciensusque saporam*). Otfrid z. B. war in St. Gallen also vergessen oder dort nie bekannt gewesen, so wie auch Notker schnell in Vergessenheit geriet. Erst nach der Mitte des 12. Jhs. kann man von einer kontinuierlichen deutschen Literaturgeschichte sprechen, in der zahlreiche Fälle von Intertextualität, gegenseitige Erwähnungen von Autoren, literaturgeschichtliche Bemerkungen davon zeugen, dass es sich bei deutscher Literatur nun um ein kulturelles Phänomen handelte, das Dauerhaftigkeit und Kontinuität gewonnen hatte.

Notker geht davon aus, dass das Lesen deutscher Texte nicht nur wegen des Inhalts Schwierigkeiten bereitet, Schwierigkeiten, die daraus resultieren, dass verschriebenes Deutsch für die Zeitgenossen ein ungewohntes Bild bietet. Er versetzt sich in die Perspektive des *Lesers*; Otfrid hatte von seinen Schwierigkeiten als *Schreibender* geredet. Während Otfrid Schwierigkeiten wenn auch nicht systematisch, so doch an einer größeren Zahl von Lauten und Buchstaben exemplifiziert und nachweist, für welche Lösungsmöglichkeiten er sich entschieden hat, gibt Notker nur eine generelle Regel an (Notwendigkeit der Akzentsetzung), begründet sie aber nicht. Man kann diese Regel jedoch aus Notkers deutschen Texten rekonstruieren:

Praktisch sieht das so aus, daß jede haupttonige Silbe einen Akzent trägt, und zwar bei kurzem Vokal den Akut, bei langem Vokal den Zirkumflex. Notkers Akzentuierung gibt also sowohl die Betonung als auch die Länge eines Silbenvokals an. (Kartschoke, S. 199)

Und noch eine weitere Regel, die im Brief nicht erwähnt wird, die aber ebenfalls wegen ihrer konsequenten Anwendung durch Notker aus seinen Werken abgeleitet werden kann, zeigt, dass er gründlicher und konsequenter vorgegangen ist als Otfrid; diese Regel trägt in der Sprachwissenschaft bis heute seinen Namen – ‚Notkersches Anlautgesetz‘:

*Die mit den Bemühungen um eine dt. Rechtschreibung aufs engste zus.-hängende phonetische Betrachtung der deutschen Sprache ist bei keinem ahd. Schriftsteller gründlicher gewesen als bei Notker: im Wort- und Silbenanlaut schreibt er nach st[imm]l[losem] Kons[onant] und im Satzanfang für b, g, d in der Regel p, k, t; nur nach Vok. und nach den st[imm]h[afte]n Lauten l, m, n, r setzt er b, g, d: **ter bruoder – unde des pruoder; tes koldes – unde demo golde** [...]. (Bach, S. 157; Hervorh. i. Orig., R. B.)⁹*

⁹ Allerdings werden wir noch sehen, dass auch bei Otfrid einzelne Schreibweisenregelungen Produkte phonetischer Reflexion und Empirie gewesen sind. – Am Rande sei erwähnt, dass Notker schon ein sehr konsequentes Interpunktionssystem verwendete: Der Punkt trennt weitgehend konsequent das Kolon ab; wichtigere Sinnabschnitte werden durch einen Strichpunkt markiert (der graphisch zwischen Ausrufezeichen und dem heutigen Semikolon pendelt); auch das Fragezeichen stand bei ihm im Gebrauch. Diese ‚Hilfen‘ zeigen einerseits, dass Notker ein Gespür für die Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Literatur hatte; andererseits stabilisieren sie die sinnvermittelnde Funktion seiner Texte, wurden also ihrer Verwendung im wissenschaftlichen Unterricht gerecht.

Notker hat sich mithin offensichtlich „um die Verwirklichung eines althochdeutschen Schreibsystems aus der phonetischen Beobachtung des Tonfalls (Qualität, Quantität, Rhythmik) gesprochener Sprache heraus“ bemüht (Sonderegger 1980, S. 73f.).

Jan Hus

Im Unterschied zu Otfrid und Notker gehört Hus (um 1371 - 6. Juli 1415) vorwiegend in den Bereich der Geschichte und Religionsgeschichte. Biographisch ist man über ihn ungleich besser und detaillierter unterrichtet. Hus hat an der Universität Prag studiert, wurde 1400 zum Priester geweiht und war seit 1402 Prediger an der Prager Bethlehemskapelle. Angeregt durch tschechische Theologen, vor allem aber die Rezeption der Schriften Wyclifs, wurde er zum kirchenkritischen Befürworter eines apostolischen Armutsideals. Während er anfangs vom Prager Erzbischof unterstützt wurde, zog er sich die Gegnerschaft der Amtskirche und traditionalistischer Zirkel an der Universität Prag zu, nachdem er und sein inzwischen gewachsener Anhängerkreis Wyclifs Lehren (u.a. Bestreitung des päpstlichen Primats, der Notwendigkeit von Ohrenbeichte und Zölibat, der priesterlichen Schlüsselgewalt) öffentlich propagierten und verteidigten. Die religiösen Fragen verbanden sich mit tschechisch-nationalen Tendenzen; nachdem die deutschen Professoren und Studenten die Universität Prag verlassen hatten, wurde Hus zum Rektor gewählt, nach der vom Erzbischof angeordneten Verbrennung der Schriften Wyclifs jedoch geächtet, exkommuniziert und vor der Kurie angeklagt (1410). Nach dem Ausbruch von Unruhen zog er sich, da er eine gewaltsame Durchsetzung seiner Reformideen ablehnte, auf eine südböhmische Burg zurück (1412-14), wo er als Landprediger tätig war, vor allem aber eine Reihe von theologischen und religiös-katechetischen Schriften verfasste – und zwar nun nicht mehr in lateinischer, sondern in tschechischer Sprache. 1414 wurde Hus vor das Konstanzer Konzil geladen und dort, obwohl im Besitz eines Geleitbriefs König Sigismunds, verhaftet und als Ketzler verbrannt. (Lit.: Macek, Schröpfer)

Nicht eindeutig belegbar, aber mit großer Wahrscheinlichkeit Hus als Verfasser zuzuordnen (Schröpfer, S. 1; zu den Argumenten ebd. S. 12 mit Literaturhinweisen) ist die 1406 oder 1412 verfasste sog. *Orthographia Bohemica*. Mit ihr hat Hus im Gegensatz zu Otfrid und Notker, die auf grundsätzliche und eigene Probleme der lautgetreuen Schreibung nur im Kontext anderer Themen eingehen und bei denen diesbezügliche Überlegungen sehr wenig Raum einnehmen, der Materie in Bezug auf seine eigene Sprache, das Tschechische, eine vergleichsweise umfangreiche eigenständige Abhandlung gewidmet. In ihr geht es vor allem um die Schwierigkeit, palatale und palatalisierte Laute des Tschechischen deutlich zu bezeichnen. Die Schrift enthält sowohl theoretische Überlegungen als auch Wertungen bisheriger Verfahren, das Problem zu umgehen, vor allem aber einen Vorschlag zur Lösung des Problems – eine Lösung, die sich durchgesetzt hat, von Sprachwissenschaftlern wie Erasmus Rask (*Commentatio de pleno systemate decem sibilantium in linguis montanis, item de methodo, Ibericam et Armenicam linguam literis Europaeis exprimentis*, 1832) und Franz Bopp (*Vergleichende Grammatik des Sanscrit, Zend, Griechischen, Lateinischen etc.*, 1833) für die Transkription anderer indogermanischer und auch nichtindogermanischer Sprachen übernommen wurde (Schröpfer, S. 1) und bis heute erfolgreich praktiziert wird.

Die *Orthographia Bohemica* ist zu umfangreich (in der Ausgabe Schröpfers umfasst sie ohne Übersetzung 17 Seiten), um hier vollständig oder auch nur in umfänglicheren Auszügen zitiert zu werden; ich beschränke mich für die reine Darstellung auf die Zusammenfassung des Herausgebers und einige prägnante Zitate.

Den Aufbau der *Orthographia Bohemica* beschreibt und kommentiert Schröpfer folgendermaßen:

Vorangestellt ist ein Abecedarium, enthaltend die vom Vf. geforderten Buchstaben, deren Reihe mit z und ch endet; jedem ist ein Beispielwort beigegeben: Diese Wörter bilden miteinander, nach ihrem Wortsinn verbunden, Sätze dogmatisch-katechetischen Inhalts, die durch beige-setzte weitere Wörter glossiert werden. Es folgt eine Präambel über die Unzulänglichkeit der lateinischen Buchstaben zur angemessenen Wiedergabe der tschechischen Laute und über das Ideal, einen Laut auch durch ein Zeichen wiederzugeben. Davon müsse der Verfasser leider im Falle des ch-Lautes abgehen. Für die Schreibung des vokalischen r läßt er kein Hilfsvokalzeichen zu. Die Eigenart der im Lat. nicht vorkommenden palatalen Konsonanten soll durch einen Punkt gekennzeichnet werden, der über die Buchstaben der ihnen entsprechenden nichtpalatalen („harten“) Konsonanten zu setzen ist, ebenso allerdings das in anderen Sprachen nicht vorkommende „harte“ ł. Nun folgt unter Punkt 3 die Regelung der Schreibung des tschechischen c gegenüber der des lateinischen, und in den folgenden Punkten werden die Lautwerte und Verbindungen der übrigen Buchstaben seines ABC besprochen. Zum ersten Mal in der Geschichte der sl[avischen] Sprachwissenschaft erhalten wir zutreffende Beschreibungen der Bildung der eigentümlichen Laute einer noch lebenden sl. Sprache, so des ł und y. Daran schließt sich die Vorschrift über die Längenbezeichnung der Vokale durch den Akut [˘] und der Hinweis auf das vokalische r [...] und eine Warnung vor der bisherigen unsystematischen Orthographie mit Buchstabengruppen [...]. Daß er als besonderen Vorzug seiner Rechtschreibreform deren zeit- und raumsparenden Charakter ansieht, ergibt sich aus den hier folgenden Ratschlägen, auch andere č. Buchstabengruppen bzw. Wortstücke ähnlich zu kürzen wie im Lat. Alle Ausführungen belegt er durch fast immer treffende Beispiele. Viele dieser Wörter waren schon damals selten oder sind mundartlich, sie ergeben oft miteinander Sätze seltsamen Inhalts: beide Umstände sollen die Einprägung der Beispiele erleichtern. Den Schluß bilden [...] eine č. Mahnung an die Schreiber betreffs der Hauptpunkte der Schreibreform und eine Datumsangabe. (Schröpfer, S. 11ff.)

Das Problem, das Hus gelöst hat, wird einem in seiner ganzen Schwierigkeit klar, wenn man zunächst betrachtet, wie es andere zu lösen versucht haben. Die Frage lautete: Wie kann man mit der lateinischen Schrift die Laute einer slavischen Sprache eindeutig und raumsparend bezeichnen? Dieser Frage standen alle Slaven gegenüber, soweit sie weder die kyrillische noch die glagolitische Schrift regelmäßig gebrauchten. Im allgemeinen nahmen sie die Schreibgewohnheiten ihrer nächsten Nachbarn an, soweit diese ihre eigene Muttersprache mit dem lateinischen Alphabet schrieben, bzw. die Lautwerte, die die lateinischen Buchstaben in deren Aussprache des Lateinischen hatten. [...] Zur Wiedergabe der ihrer Sprache eigentümlichen Laute gebrauchten die Tschechen nun zuerst einfache Buchstaben [...] mit dem Nachteil besonderer Vieldeutigkeit. [...] Vom Ende des 13. Jh.s an kommt eine zweite Art auf, die fälschlich so genannte Ligaturenrechtschreibung, genauer eine solche mit Buchstabengruppen [...]. Tschechische Laute, für die das lateinische Alphabet kein Zeichen hat (manchmal auch andere), werden durch Buchstabengruppen bezeichnet. (Schröpfer, 15ff.)

Orthographia Bohemica (Auszüge)

Da das lateinische Alphabet für die Schreibung der tschechischen Sprache nicht ausreichen kann, weil die tschechisch Schreibenden uneins sind, falsch buchstabieren und sich so das richtige Aussprechen beim Lesen erschweren, habe ich den, wie mir scheint, nützlichen Entschluß gefaßt, das lateinische Alphabet zum Zwecke der Schreibung des Tschechischen etwas zu verkürzen, seine Mängel auszufüllen und die verschiedenen Werte der Schriftzeichen festzulegen [literarum differentiam declarare] [...]. Eines solchen Alphabetes würden wir Tschechen nicht bedürfen, wenn wir eigene Schriftzeichen hätten, die unserer Sprache angepaßt sind. Die latei-

nischen Schriftzeichen genügen dazu nicht, wie sie auch den Griechen, Juden und Deutschen und den anderen Sprachgemeinschaften [ydiomatibus] nicht genügen, was allen denen einleuchtet, die Wörter dieser Sprache schriftlich genau wiedergeben wollen. (Hus, Orth. Boh. 59)

[...] ich wollte kein neues Schriftzeichen einsetzen, **weil es schwer ist, etwas Derartiges dazuzulernen und die Bücher zu ändern** (d.h. nachträglich diese Zeichen in die bereits vorhandenen Bücher hineinzukorrigieren). (ebd., S. 63; Hervorh. von mir, R. B.)

[Zum tschechischen *ch*-Laut:] *Dieser Laut* [litera!] *wird gebildet, indem im Mundraum* [in ore] *die Zunge* [lingwa] *vom Gaumen* [a palatio] *entfernt wird und sich am Ende der Lautbildung* [in fine prolacionis] *unter die Ebene der unteren Zahnreihe senkt* [declinata sub dentes infiriores]. [...] *Er kommt auch in Verbindung mit Vokalen im Inlaut* [in medio dictionum] *vor, ja sogar* [ymo = immo] **gegen die Regel der Lateiner**, *derzufolge es keine Silbe ohne Vokal gibt, läßt dieser Buchstabe mit seinem Gesellen ohne Vokal Silben oder ganze Wörter entstehen [...]. So geht es auch mit vielen anderen, und falls jemand diese mit einem Vokal aussprache, würden die Tschechen, wenn sie dies hörten, ihn ohne Zweifel verspotten.* (ebd., S. 63/65; Hervorh. von mir; R. B.)

Orthographie im Kontext

Die Verschriftlichung der Volkssprachen im Mittelalter war kein rein grammatisch-orthographisches Problem, sondern wurde zunächst überlagert und partiell determiniert von der Diskussion um die Leistungsfähigkeit und Dignität der Volkssprachen im Vergleich zu den *sacrae linguae* Hebräisch, Lateinisch und Griechisch. Das grammatisch-orthographische Problem war von diesem Kontext aber teilweise mit betroffen, zumal dann, wenn die Texte, die es graphematisch zu bewältigen galt, religiöse Funktionen hatten. Von den hier besprochenen Schriften, die für ihre Autoren Anlass gaben, über Probleme der Schreibung zu rasonieren, hat eine direkte religiöse Funktion nur Otfrids Evangelienharmonie. Notker äußert sich über die Schreibung von Texten, die für den Unterricht von Klerikern gedacht waren; diese Texte hatten zum Teil ebenfalls religiöse Inhalte, aber nur eine indirekte religiöse Funktion, indem sie dem Klerikernachwuchs das Verständnis des zur Ausübung seines Berufs nötigen Schrifttums erleichtern. Hus' *Orthographia Bohemica* ist sozusagen ‚medial propädeutisch‘: Er will mit seinen volkssprachlichen religiösen Schriften Laien erreichen (wobei er sicher auf das Vorlesen als Multiplikator baut) und sieht sich veranlasst sicherzustellen, dass sich bei der Rezeption keine graphembedingten Missverständnisse einschleichen. Die *Orthographia Bohemica* bereitet eine in diesem Sinn funktionierende und sichere Rezeption vor, indem sie das graphematische System der tschechischen Schriftsprache in einem besonders heiklen Bereich stabilisiert. Dass der Schlussteil des Traktats religiöse Texte (Vaterunser, Ave Maria, Credo) als Beispieltex te für die Anwendung der neuen Rechtschreibung präsentiert, bietet einerseits ein erstes Beispiel für den Kontext, in dem sie primär Verwendung finden soll. Andererseits handelt es sich in einer christlich geprägten Gesellschaft dabei *per se* um ‚wichtige‘ Texte; wenn eine Schreibreform bei Texten solcher Art funktioniert, ist das ein zusätzliches Argument für sie; noch Ickelsamer exemplifiziert seine Lehren u.a. an den Zehn Geboten, und zahlreiche seiner Zeitgenossen, die Einführungen in das Schreiben, Lesen oder auch in die praktische Rhetorik bieten, greifen gerne auf Textmaterial religiöser Provenienz zurück.¹⁰

Otfrid von Weißenburg, Notker Labeo und Jan Hus, standen, was die graphematische Umset-

¹⁰ Das ändert sich erst mit dem Übergang vom abstrakten zum anlassbezogenen Schreibunterricht bzw. von der allgemeinen zur adressatenbezogenen Rhetorik. Ein Beispiel aus dem 15. Jh. für diesen Übergang liefert jetzt Fröhlich.

zung gesprochener Sprache anbelangt, vor gemeinsamen, aber auch vor unterschiedlichen Problemen. Ihre gemeinsame Ausgangslage wurde zunächst über die gut 600 Jahre, die den ersten von ihnen, Otfrid, vom letzten der drei, Jan Hus, trennen, von der Grundschwierigkeit der Differenz zwischen dem lat. Alphabet und der zu verschriftenden Sprache bestimmt. Außerdem haben sie ihre Werke in Gesellschaften verfasst, in denen mündliche Kommunikation die Regel und Schriftlichkeit die Ausnahme war. Das ostfränkische Reich im 9. Jh., das deutsche Reich im 10./11. Jh. und Böhmen im 14./15. Jh. waren der politische Rahmen für Gesellschaften, die unabhängig vom jeweils erreichten Ausmaß der Textproduktion allesamt als semioral zu charakterisieren sind. Gemeinsam ist Otfrid, Notker und Hus natürlich andererseits auch, dass sie in ihrer jeweiligen Zeit zur Gruppe der *litterati* gehört haben – *litterati* im Doppelsinn von ‚schriftkundig‘ und ‚gebildet‘ (nachweisbar an den Quellen, die sie benutzt haben, an ihren Kontakten im Bildungsbereich, an ihren Adressaten und an den Zielen, die sie mit ihren Schriften verfolgten). Gemeinsam war ihnen schließlich, dass sie Kleriker waren; aber diese Gemeinsamkeit führt auch schon zu ersten Unterschieden. Während nämlich das theologische Schrifttum der drei (bei Hus jedenfalls *zunächst*) an Fachleute, und das heißt: Mit-Kleriker gerichtet war, hatten die in diesem Beitrag behandelten Schriften ein durchaus verschiedenes Publikum:

Otfrid wendet sich, obwohl diese Frage immer noch nicht sicher zu beantworten ist (vgl. etwa die unterschiedlichen Darstellungen bei Bertau, Erb, Schröder, Gentry, de Boor, Haubrichs, Ernst, Kartschoke) mit der in Fränkisch verfassten *Evangelienharmonie*, in der er das Problem der Phonem-Graphem-Zuordnung praktisch zu lösen versucht hat, an Laien – im Doppelsinn von ‚Nichtkleriker‘ und *illitterati* – in einem sehr begrenzten Rezeptionsumfeld, mit der *fränkischen Vorrede* zur *Evangelienharmonie*, in der er die Übersetzung von Bibeltexten in eine nicht-heilige Sprache zu rechtfertigen versucht, an Laien und Kleriker, mit dem *Widmungsschreiben an Liutbert*, das ebenfalls Rechtfertigungscharakter hat, an einen einzelnen hohen Kleriker, der aber, wie man den thematisierten Aspekten entnehmen kann, den gesamten Klerus mit seinen Einstellungen gegenüber dem Lateinischen und den Volkssprachen repräsentiert. Das zeitigt Unterschiede in der Argumentation. Nach Aussage des Liutbert-Briefes wird das Fränkische in allen angesprochenen Bereichen – Schreibung, Reimtechnik, Metrik, Syntax, Morphologie – für Otfrid dadurch ‚fehlerhaft‘, dass es sich den für das Lateinische geltenden Regeln entzieht. Was heute als dem Gegenstand unangemessene Betrachtungsweise gilt – eine normative, unflexible, unhistorische Bewertung zweier Objekte, die auf deren Unterschiede keine Rücksicht nimmt –, erklärt sich für den lateinisch gebildeten Kleriker nicht nur durch die theologische Präferenz der ‚heiligen‘ Sprache Latein, sondern vor allem durch ihre wissenschaftliche und kulturelle Dominanz; letztere wird sich bekanntlich noch für Jahrhunderte halten, auch wenn sie zuletzt nur noch theoretische Geltung hat. „Otfrid hatte nicht die Ambition, eine deutsche – besser: südrheinfränkische – Orthographie festzulegen und sie systematisch zu beschreiben, sondern wollte sich vor den Blicken der gelehrten, lateinisch schreibenden Welt rechtfertigen [...]“ (Kartschoke, S. 24) Er ist in der deutschen Literatur seiner Zeit „ein Beispiel dafür, wie man sich im Einzelfall [...] auch ein System zurechtzulegen versuchte. Solche Schreibsysteme schlossen sich notwendigerweise an die erlernten und geläufigen Regeln der lateinischen Sprache (‚Grammatik‘) und der in ihr üblichen Lautzeichen an, mußten von ihnen jedoch abweichen, wo die phonetische Gestalt der gesprochenen Sprache sich allzusehr vom Lautcharakter des schulmäßig erlernten Latein[s] unterschied.“ (ebd., S. 25) Daneben gibt es im Liutbert-Brief nur noch eine zweite Argumentationsebene, die religiöse, von der aus aber dann die bildungsästhetischen Argumente entkräftet werden: *Gleich-*

wohl bleibt es Pflicht aller Menschen, auf jede erdenkliche Weise, in verderbter wie in einer durch eine einwandfreie Grammatik gepflegten Sprache, den Schöpfer aller Wesen zu preisen, ihm, der ihnen das **Instrument der Sprache** verliehen hat, damit sie sein Lob erschallen lassen; der sich (von uns) nicht glatte Schmeichelreden, sondern fromme Gesinnung und die Fülle frommer Werke, nicht den leeren Dienst der Lippen wünscht (s.o.). In seiner deutschen Vorrede argumentiert Otfrid vielschichtiger: ebenfalls religiös und ästhetisch, daneben aber noch literaturgeschichtlich und politisch: 1. Aus der Tatsache, dass schon ‚viele Völker‘ (*managero thioio*; I, 11) in ihrer eigenen Sprache Literatur verfasst haben, ergibt sich das Recht der Franken, dies ebenfalls zu tun. 2. Eine eigenständige fränkische Literatur ist angesichts der sonstigen Leistungen der Franken, vor allem auf religiösem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet, eine Komplettierung dessen, was die Bedeutung des ostfränkischen Reiches zu repräsentieren imstande ist. 3. Da Otfrids Text religiös ist, ergibt sich ferner als Argument für seine Existenz, dass durch ihn nun auch die Franken die Möglichkeit haben, Gott in ihrer *zungun, in frenkisgun* (I, 125. 126) zu loben; denn es sei ja nicht einzusehen, dass *Frankon einon daz biwankon / ... gotes lob singen* (‚als einzige darauf verzichten, Gottes Lob [sc. in ihrer eigenen Sprache] zu singen‘; I, 33f.); das ist nicht einfach die Aufhebung des ästhetischen Arguments durch das religiöse nach dem Zweck-Mittel-Prinzip, sondern eine Verbindung von religiöser und politischer Funktionalität. 4. Otfrid stellt Literatur als etwas ‚Schönes‘ dar; dafür, dass fränkische Texte schön sind, bringt die Sprache die Voraussetzung mit, dass sie zwar schlicht, aber *durch Regeln formbar* ist (I, 35ff.); und nach der mittelalterlichen Ästhetik kann es keine Schönheit ohne Regelmäßigkeit geben.

Diese Argumente stehen in einem geschickt arrangierten Gefüge. Das literaturgeschichtliche Argument betont zunächst nur, dass es nichts Ungewöhnliches ist, in der eigenen Sprache zu schreiben. Das ästhetische besagt darüber hinaus, dass die fränkische Sprache prinzipiell für Literatur *geeignet* ist. Das politische und das religiöse Argument verdeutlichen, dass eine eigene fränkische Literatur *wünschenswert und nützlich* ist. Zwischen den verschiedenen Argumentationsebenen ergibt sich also ein enges Beziehungsgeflecht: Die militärischen Erfolge der Franken und ihr Reichtum sind ein Zeichen dafür, dass sie von Gott begünstigt sind – *allaz thaz sies thenkent, sie iz al mit gote wirkent / ni duent sies wiht in noti ana sin girati* (‚alles, wonach die Franken trachten, das wirken sie ganz mit Gott, / sie tun nicht das Kleinste ohne seine Hilfe.‘ Otfrid I, 105f.); mithin kann dies also auch für das Vorhaben gelten, fränkische Schrifttexte zu verfassen, und eine religiöse fränkische Literatur ist ein weiteres Kennzeichen ihrer Frömmigkeit. Otfrid verfasst mit der Evangelienharmonie aber nicht nur einfach irgendeinen religiösen Text, sondern liefert Paraphrasen *biblischer* Texte. Und ob man dies in einer Volkssprache, also einer anderen als einer der drei ‚heiligen‘ Sprachen darf, ist während des gesamten Mittelalters höchst umstritten; die Frage wird auch nie grundsätzlich gelöst, sondern nur durch die Praxis: Biblische Texte sind trotz der immer wieder vorgebrachten Bedenken immer wieder in Volkssprachen übersetzt worden. Die drei genannten Sprachen sind ‚heilig‘, weil gemäß der These von der sog. Verbalinspiration Gott die Verfasser der biblischen Texte und auch diejenigen, die die Originaltexte ins Lateinische übersetzt haben (also vor allem den Hl. Hieronymus, der die Vulgata verfasst hat), *wörtlich* dazu inspiriert hat. Also handelt es sich bei diesen Sprachen um solche, in denen Gott selbst sich artikuliert hat, und eine Wiedergabe biblischer Texte in einer Volkssprache könnte als Blasphemie ausgelegt werden. Hier erhalten das religiöse und das ästhetische Argument ihre besondere Funk-

¹¹ *Sed omnia in mensura et numero et pondere disposuisti.* (Sap 11₂₀).

tion: Was dem Lob Gottes dient, kann nicht blasphemisch sein. Und dass die fränkische Sprache sich Regeln fügt, beweist auch für sie einen göttlich inspirierten Charakter. Denn Regelhaftigkeit ist durch Gott in die Welt gekommen; er hat nämlich alles von ihm Geschaffene ‚durch Maß, Zahl und Gewicht geordnet‘.¹¹

Zur Phonem-Graphem-Beziehung führt bei Otfrid allein das ästhetische Argument, und es war offenbar problematischer, als er es in seiner deutschen Vorrede handhabt. Denn im Widmungsschreiben an Erzbischof Liutbert von Mainz geht es, was die Qualität der fränkischen Sprache betrifft, ganz anders zur Sache. Trotzdem kann man Vorrede und Brief nicht in ein Gegensatzverhältnis ‚für laikale Adressaten‘ – ‚für klerikale Adressaten‘ stellen. Auch die Vorrede hat eine lateinische Überschrift, und vor allem enthält sie neben den politischen Rechtfertigungen, die auf ein weltliches Hofpublikum gezielt gewesen sein könnten, in den kunsttheoretischen Apologien Argumente, die nur einem Kleriker verständlich gewesen sein dürften: Dass Regelhaftigkeit einer Sprache Vorbedingung für ihre Schönheit sei, ist ebenso ein Bildungsargument wie der Verweis auf die Literatur der *Kriachi* und *Romani* (Otfrid I, 10), die für verschriftete Dichtung in der jeweils eigenen Sprache als Vorbilder genannt wird; denn die Kenntnis griechischer und lateinischer Literatur kann im 9. Jh. nur bei denen vorausgesetzt werden, die sie in ihren Bibliotheken aufbewahren, exzerpieren und in gewissem Umfang tradieren – den Klerikern, speziell den Mönchen. Ferner ist das Schreiben an Liutbert ja eines, das einem Widmungsexemplar des Evangelienbuches beigelegt hat; auch dem hohen Kleriker wird also der Text in der Volkssprache präsentiert, und damit enthüllt sich die Invektive gegen das Fränkische zumindest teilweise als rhetorische Übertreibung bzw. ein *humilitas*-Topos. Zusätzlich schafft das Evangelienbuch sozusagen einen Unterschied zwischen einem Fränkisch ‚vor Otfrid‘ und dem Fränkisch, das mit dem Evangelienbuch zu existieren beginnt. Das gegenwärtige vorschriftliche Fränkisch wird aufgewertet durch die Entdeckung der ihm impliziten Regelhaftigkeit; die künftige *Schriftsprache* Fränkische wird prinzipiell aufgewertet durch ihre latenten politischen, religiösen und repräsentativen Funktionen; das Schriftfränkisch des Evangelienbuches ist konkret aufgewertet worden durch die Normierungen, die Otfrid an ihm vorgenommen hat – und die betreffen auch die Schreibung. Dies könnte ein Grund dafür sein, dass Otfrid sich detaillierter zur Phonem-Graphem-Beziehung äußert als Notker:

Notker stellt seine deutschen Schriften in den Dienst der Ausbildung von Laien zu Klerikern, aber in einem prinzipiell nicht weniger als bei Otfrid begrenzten Kreis von Rezipienten, der allerdings angesichts personeller Fluktuation und Mobilität im St. Galler Mönchtum ein gewisses Multiplikatorenpotential besessen hat; sein theoretisches Rasonnement über das propädeutische Übersetzungsschrifttum findet sich dann wieder in einem Schreiben an einen Mit-Kleriker. Er überblickt seine Adressaten, nämlich die Schüler, denen er mit seinen Übersetzungen Lernhilfen anbietet, recht genau. Die Hinweise auf Schreibkonventionen im Brief an Hugo von Sitten sind minimal (Akzentsetzung); der Adressat hat noch keine deutschen Texte Notkers in Händen, muss daher nicht systematisch über Probleme und Problemlösungen informiert werden. Seinen Schülern konnte Notker die verwendeten Regelungen im Unterricht erklären; dass eine systematische Einführung nötig war, kann man bezweifeln. Die deutschen Texte hatten eine Hilfsfunktion, besaßen also keinen Selbstwert. Eben aus diesem Grund muss Notker aber auch das Deutsche nicht mehr kritisieren. Obwohl die ästhetischen, wissenschaftlichen und religiösen Optionen für das Lateinische sich gegenüber der Zeit Otfrids nicht verändert haben, lohnt eine diesbezügliche Kritik in diesem Fall nicht, weil das Verhältnis zwischen lateinischen Originalen

und deutschen Übersetzungen zum Gebrauch von Schülern die Hierarchie zwischen den beiden Sprachen von vornherein klarstellt. Trotzdem erfolgt aber eine enorme Aufwertung über die Bemerkung, man könne muttersprachliche Texte schneller und genauer begreifen; Notker gibt, gerade im Vergleich zu Otfrid, dem Übersetzen eine neue Funktion: „Otfrid spricht [...] von der *barbaries* der deutschen Sprache [...], für Notker hingegen ist Deutsch bereits eine Sprache, die sich für Dichtung und Wissenschaft eignet“ (Wolf, S.70). Für überzogen halte ich allerdings die Behauptung, Notker übersetze „ins Deutsche, um Deutsch zu schreiben, nicht um zur lateinischen Ausgangssprache hinzuführen“ (ebd.); Notkers Formulierung, er habe gewollt, dass durch die Übersetzungen seine *Schüler* zu den von ihm genannten Schriften Zugang hätten, ist eigentlich deutlich genug. Die Folge ist allerdings wieder gleich: „lateinisch Gedachtes muß in deutsch Gedachtes umgesetzt werden“ (Wolf ebd.). Dies aber wiederum grenzt Notker zwar von Glossatoren und den Herstellern von Interlinearversionen ab, keinesfalls jedoch von Otfrid: Auch dieser will ja mit seinem Evangelienbuch nicht „zur lateinischen Ausgangssprache“ zurückführen – weniger vielleicht sogar als Notker. Denn sowohl dessen Äußerungen im Brief an Hugo als auch seine praktische Übersetzungsarbeit demonstrieren natürlich, dass die religiös und wissenschaftlich *verbindlichen* Texte die lateinischen sind. Das Evangelienbuch dagegen existiert für sich selbst (neben der Sprache macht es vor allem die *Form* distinkt); bei Notkers Übersetzungen ist dies nicht der Fall: Sie sind gedacht für Benutzer, die sie irgendwann einmal nicht mehr benötigen.

Hus muss volkssprachliche Schriftlichkeit, auch was religiöse Texte betrifft, angesichts ihrer zwischenzeitlichen Institutionalisierung durch die Praxis nicht mehr grundsätzlich rechtfertigen. Mit der *Orthographia Bohemica* fängt er nicht mehr wie Otfrid und Notker nahezu bei Null an; es geht ihm um eine Verbesserung des erreichten Status quo, um eine Beseitigung *erkannter* und auch anderen *bekannter* Probleme der Phonem-Graphem-Beziehung. Die Schrift ist aber, wie schon aus der Tatsache ersichtlich ist, dass sie lateinisch verfasst wurde, an ein gebildetes Publikum gerichtet, vermutlich an Schreiber:

Die Orthographia Bohemica enthält immer wieder Beweise dafür, daß sie nicht aus rein theoretischem Interesse verfaßt ist, sondern unmittelbar praktischen Zwecken dient; ihr Vf. will, daß die Tschechen, die er ausdrücklich anredet, sich nach ihr richten. Es muß also plötzlich großer Bedarf an tschechischen Schreibern aufgetreten sein, die tschechische Schriften nach Diktat oder Vorlage rasch und in großer Zahl schreiben sollten. Diese Lage war gegeben, als Hus im Zusammenhang mit dem Interdikt im Herbst 1412 Prag freiwillig verließ [...]. (Schröpfer, 13f.)

Anders als Otfrid und Notker, die von ihren jeweiligen Vorgängern nichts wissen konnten oder wollten (vgl. Notkers Formulierung „etwas nahezu Ungewöhnliches“), sich aber offensichtlich auch nicht direkt mit der Frage möglicher Nachfolger beschäftigen, will Hus, dass seine Regelungen Schule machen. Otfrid und Notker beschreiben, welche Schwierigkeiten *sie* bei der Verschriftlichung hatten und wie *sie* diese gelöst haben. Hus beschreibt, welche Schwierigkeiten die *bisherige* Verschriftlichung des Tschechischen bereitet und wie er sie grundsätzlich so zu lösen versucht hat, dass alle, die in Zukunft Tschechisch schreiben, dies so tun können, dass sie verstanden werden. Dass er auf potentielle bzw. geradezu erwünschte Rezipienten und Nachfolger Rücksicht nimmt, zeigt seine Äußerung, er wolle kein neues Schriftzeichen einführen, weil dies die Menge des zu Lernenden vergrößere und eine nachträgliche Umkorrektur des bisherigen Schrifttums ‚schwer‘ sei (s.o.). Wenn man ‚schwer‘ (im Orig.: *propter grauitatem addiscendi et liberos variandi*; Schröpfer S. 63) wörtlich nimmt, ist diese Äußerung besonders interessant: Im Prin-

zip scheint eine nachträgliche Korrektur des vorhandenen volkssprachlichen Schrifttums durchaus noch vorstellbar zu sein, nur wäre sie angesichts der bisher erreichten Menge alles andere als problemlos zu bewältigen. Die Gründe dafür, dass es möglich ist, den Gedanken überhaupt zu äußern, ein neues zusätzliches Schriftzeichen könnte in die bereits existierenden Texten nachträglich eingearbeitet werden, resultieren aus den spezifischen Gegebenheiten der damaligen Manuskriptkultur: 1. Die Gesamtmenge des vorhandenen Schrifttums ist immer noch *relativ* begrenzt. 2. Die meisten handschriftlichen Texte sind immer noch Unikate; man müsste also nicht wie in einer Printkultur mehrere bis viele identische Exemplare eines Textes durchkorrigieren, sondern könnte sich auf das Original und allenfalls ein paar Abschriften beschränken. 3. Aus der relativen Begrenztheit der Menge des Gesamtschrifttums resultiert eine bessere Überschaubarkeit, so dass der Zugriff auf das potenziell zu Korrigierende erleichtert wird. 4. Die Gesamtmenge des Schrifttums, das für eine Korrektur in Frage käme, reduziert sich aber noch weiter, nämlich dadurch, dass strenger nach Wichtigem und Unwichtigem unterschieden wird – natürlich nach den jeweiligen Maßstäben. Eine solche Unterscheidung entfällt auch heute nicht; aber im Bildungsbereich kann selbst der trivialste Text noch Wirkung entfalten dadurch, dass er viele Rezipienten hat, und hier besonders hinsichtlich der Einprägung der Orthographie durch Lesen in breiteren Rezeptionskreisen.

So verschieden die Intentionen der drei Autoren waren, so ähnlich ist doch die Grundlage, von der aus sie zu ihren Lösungsversuchen kommen: Sie gehen empirisch vor. Am wenigsten deutlich wird das noch bei Notker. Aber schon die Dezipiertheit seiner Aussage, man begreife in der eigenen Sprache schneller als in einer fremden, deutet in Richtung auf Erfahrungswissen, und die aus seinen Texten rekonstruierbaren Regelungen des ‚Anlautgesetzes‘ (s.o.) machen deutlich, dass er den sprechsprachlichen Usus seiner Zeit und seiner Umgebung analysiert haben muss. Otrfrids empirische Grundlagen werden deutlich an seiner expliziten Aussage: *Wir können, wenn wir genau darauf achten, feststellen, dass wir auch beim Sprechen sehr oft so verfahren* (s.o.). Besonders aussagekräftige Beispiele dafür, wie Schwierigkeiten Lösungen provozieren und dabei Sprachbewusstsein erzeugen, sind der deutsche u-Umlaut und der w-Laut, der früher ähnlich wie das engl. [w] geklungen hat, also nicht wie das heutige, durch /w/ repräsentierte [v]: Während im Lateinischen der a- und der o-Umlaut (letzterer allerdings nur in Fremdworten aus dem Griechischen) durch die Kombination des Grundlautes mit /e/ wiedergegeben wurde (/ae/, /oe/), war eine Bezeichnung des u-Umlautes nicht nötig, weil dieser in der lat. Sprache nicht existierte. Also musste man sich im Deutschen behelfen, und man machte dies, indem man /u/ mit /i/ kombinierte (Schreibung: /iu/ oder seltener /ui/). Und die Wiedergabe des german. w-Lautes erfolgte bekanntlich in Form des Nebeneinandersetzens zweier /v/, wobei man sich den Umstand zu Nutze machte, dass das lat. /v/ sowohl den Vokal [u] als auch den labiodentalen Konsonanten [v] bezeichnen konnte. Beide Lösungen machen, wenn man sich die anatomisch-physiologischen Grundlagen der Bildung der Laute vergegenwärtigt, durchaus Sinn. Wer immer diese Regelungen eingeführt hat, muss also phonologisch experimentiert und danach theoretisiert haben (Otrfid: *Denn manchmal verlangt sie [= die Schreibung des Fränkischen] wie ich vermute, drei u, beim Sprechen sind dann die beiden ersten, wie mir scheint, Konsonanten, während der dritte ein Vokal bleibt*). Und bei Hus wird die Lautbildung schon sehr genau beschrieben (s.o.: ... *wird gebildet, indem im Mundraum die Zunge vom Gaumen entfernt wird* usw.). Eine in unserem Sinn systematische sprachwissenschaftliche Grundlegung der beschriebenen Phänomene findet in den Texten, in denen Otrfid und Notker ihre diesbezüglichen Äußerungen machen, natürlich nicht

statt. Hus' Hauptquellen für sprachliche und sprachwissenschaftliche Kenntnisse waren Alexander de Villa Dei, Aelius Donatus, Bartholomaeus Claretus de Solencia, Priscian, Isidor, Vincentius Bellovacensis sowie die Schriften Augustins und des Hl. Hieronymus (Schröpfer, 19). Rein zeitlich gesehen hätte vieles davon auch schon von Otfrid und Notker für eine systematischere Fundierung genutzt werden können; von ihrer Rezeption bemerkt man in den Texten, in denen sie sich mit Lautung und Schreibung des Deutschen bzw. Fränkischen beschäftigen, so gut wie nichts. Erkennbar sind, besonders bei Otfrid, solche Grundlegungen jedoch immer da, wo er vom Lateinischen ausgeht und den Widerstand des Fränkischen gegen die Regeln der *grammatici* betont.

Mit ‚phonetischer Basisempirie‘ wie Otfrid und Notker musste Hus sich angesichts der längeren und ausgeprägteren Schreibtradition des Tschechischen in seiner Zeit nicht mehr beschäftigen. Er setzt sich aber mit einer Tradition von Schreibregelungen auseinander und beschreibt Zustände, die im Kern aktuell geblieben sind: Uneinigkeit zwischen Fachleuten, Erschwernis der Aussprache durch verwirrende Schreibung, aus Schreibinkonsequenzen oder der Nichtexistenz von Regelungen folgende Schreibfehler. Auffällig ist besonders eine ansatzweise Umwertung des Stellenwerts des Lateinischen. Eine Volkssprache gilt nicht mehr als medioker, weil sie sich nicht den aus dem Lateinischen abgeleiteten Regeln fügt (Otfrid), sondern *das lateinische Alphabet (kann) für die Schreibung der tschechischen Sprache nicht ausreichen* (s.o.). Je nach Aufgabenstellung hat also auch das lateinische Defizite. Eine gewisse Fixierung auf das Lateinische ist nur noch rudimentär zu erkennen; so wird die rein deskriptive Aussage, der tschechische ch-Laut komme auch *in Verbindung mit Vokalen im Inlaut vor* und lasse *ohne Vokal Silben oder ganze Wörter entstehen*, nur noch durch das zwischengeschaltete *ja sogar*¹² *gegen die Regel der Lateiner* erkennen, an welcher Sprache auch noch zur Zeit Hus' Schreiben und Lesen gelernt wurde. In dieser Zeit besaß die tschechische Sprache „35 phonologisch relevante Konsonanten“ (Schröpfer, 22). Im Lauf des 14. Jhs. hatten Veränderungen im Lautsystem eingesetzt, die im 15. und 16. Jh. abgeschlossen wurden. Die meisten dieser Lautveränderungen scheinen in der Region um Prag, also in Mittelböhmen entstanden zu sein. Hus stammte aus dem sprachlich konservativeren Südböhmen und war daher vielleicht diesen Neuerungen gegenüber besonders aufmerksam. Einen akuten Anlass fand sein Interesse an einer Reform der tschechischen Rechtschreibung wohl darin, dass er seit seiner Exkommunikation (1410) und der Verhängung des großen Kirchenbanns über ihn (1412) nicht mehr im bisherigen Umfang persönlich öffentlich wirken konnte: Vorher Priester, Prediger an der Prager Bethlehemskapelle, die eigens für Predigten in Tschechisch errichtet worden war, unterstützt vom Prager Erzbischof und gewählter Rektor der Prager Universität nach dem Kuttenberger Dekret (1409), zog er sich 1412-14 auf die Burg Kozi zurück, wo er zwar noch der Landbevölkerung predigen konnte, vor allem aber nun den Großteil seiner Schriften in tschechischer Sprache verfasste (s. Macek, 230f.; vgl. Schröpfer, 13, 23). Diese waren offensichtlich auf Breitenwirkung angelegt, und um genau verstanden zu werden, waren die bisherigen unsystematischen Versuche zu einer Abbildung tschechischer Phoneme durch lateinische Grapheme durch ein sichereres und einheitlicheres System zu ersetzen.

¹² Lat. *immo* hat verschiedene Funktionen: hervorhebende (‚fürwahr‘), bestätigende (‚aber gewiss doch‘), zurückweisende (‚im Gegenteil‘) und steigernde (‚ja sogar‘). Schröpfer entscheidet sich in seiner Übersetzung für die steigernde; aber auch wenn Hus eine der drei anderen gemeint haben sollte, wird auf jeden Fall deutlich, dass für ihn dort, wo er sprachwissenschaftlich denkt, das Lateinische nicht mehr die Bewertungs-, aber doch die Beschreibungsgrundlage ist.

Otfrid, Notker, Hus: Der Einfluss der Kontexte

Bei Otfrid sind die Volkssprachen noch schlecht beleumundet, bei Notker selbst nicht mehr, aber bei ihrem schriftlicher Gebrauch für religiöse und wissenschaftliche Zwecke rechnet er mit einem ‚Zurückschrecken‘ vor Ungewöhnlichem; für Hus hat dieses Problem anscheinend jede Relevanz verloren. Schwerpunkte und Ausmaß der Beschäftigung mit Rechtschreibproblemen bei den drei Autoren sind eindeutig durch den jeweiligen Zweck und den jeweils zeitgenössischen Standard bedingt. Die Funktion der Texte war verschieden: Otfrid rechtfertigt mit der fränkischen Vorrede und dem Liutbert-Brief einen Text, der religiöse und repräsentative Funktionen hat. Aus Notkers Schreiben an Hugo geht hervor, dass seine deutschen Schriften ihre wesentliche Funktion in der Vermittlung wissenschaftlicher oder wissenschaftlich genutzter Literatur besitzen; deutlich wird allerdings auch die besondere Rolle, welche die Muttersprache beim Lernen und Verstehen besitzt. Hus’ *Orthographia Bohemica* vermittelt ebenfalls weniger selbst Lerninhalte, sondern bereitet hauptsächlich den Weg für orthographische Verfahren vor, die das Verständnis anderer Texte erleichtern – aber nicht Schriften in einer Sprache, die zu inhaltlich identischen Texten in einer fremden Sprache hinführen sollen. Im Gegensatz zu Otfrid und Notker ist die *Orthographia Bohemica* auf extensive Rezeption und langanhaltende Dauer ihrer Wirkung angelegt. Alle drei Autoren stützen sich nicht nur auf die Tradition, sondern entwerfen aktiv neue Regelungen; aber die Tradition volkssprachlichen Schrifttums, auf das sie sich beziehen, ist bei Hus viel breiter und älter. Daher kann er sich nicht nur auf sie stützen, sondern muss sich auch mit ihr kritisch auseinandersetzen. Dadurch wird er zu einer größeren Systematik gezwungen gewesen sein. Auch Notker zeigt Systematik – aber diese muss aus seinem Usus herausdestilliert werden und wird nicht von ihm selbst entwickelt;¹³ und Otfrids ‚Systematik‘ ist eine nur auf einen einzigen Text beschränkte, die daher auch gar nicht in die Situation gerät, sich mit konkurrierenden Schreibsystemen auseinandersetzen zu müssen.

Kontexte der neuen deutschen Rechtschreibung?

Aus den bisherigen Befunden wäre vielleicht zu folgern, dass ein Mangel an Kontexten oder zumindest ein Mangel an genügend *relevanten* Kontexten Änderungen der Rechtschreibung nur schwer durchsetzbar macht. Vielleicht kann man diese Erkenntnis auf die Querelen um die neue deutsche Rechtschreibung, ihre Nichtabgeschlossenheit und die Tatsache, dass manche sich ihr bewusst entziehen, anwenden. Möglicherweise waren bzw. sind hier nämlich die Schwierigkeiten zu einem Teil auch dadurch bedingt, dass der dahinter stehende gesellschaftliche Impetus zu schwach war oder dass sich gegenteilige gesellschaftliche Interessen gegenseitig blockiert und neutralisiert haben:

Im Unterschied zum Mittelalter ist Rechtschreibung heute nicht ins Belieben weniger Experten gestellt, sondern hat es gleichsam mit einer ‚Gesellschaft von Experten‘ zu tun – jeder glaubt, bei diesem Thema mitreden zu können, weil (fast) jeder schreiben und lesen kann; bloße Schreib- und Lesefähigkeit haben nichts mehr mit Wissenschaft zu tun, Schreiben und Lesen wurden aus dem *trivium* ins ‚Triviale‘ abgedrängt. Die heutige Gesellschaft ist aber auch keine

¹³ Ebenfalls nicht theoretisch entwickelt, aber noch sehr viel weiter gehend ist die Systematik, die sich in den *Isidor*-Texten zeigt; diese bieten „ein konsequentes ‚Orthographiesystem‘“ mit der „fürs Althochdeutsche wahrscheinlich ... konsequenteste[n] ‚Verwirklichung orthographischer Prinzipien‘, deren ‚regelmäßige Verwendung ... folgerichtig ... angestrebt wird.“ (Wolf, S. 73; zit. wird Matzel, S. 179).

mehr, in der für Wissenschaft fraglos nur *eine* Elite zuständig wäre, sondern eine Gesellschaft, in der die wissenschaftliche Elite einerseits in wesentlichen Fragen der Rechtschreibung selbst gespalten ist und in der diese wissenschaftliche Elite es andererseits akzeptieren muss, dass die politische Elite und die Elite unter den *Anwendern* einer potenziellen Reform (vor allem Verlage und Journalisten) sich ‚einmischen‘. Außerdem sind heute mit einer Rechtschreibreform keine *grundlegenden* Probleme mehr zu bewältigen: Die deutsche Sprache ist schon lange verschriftlicht, die Hauptprobleme sind erkannt, manche wurden auch schon gelöst. Übrig geblieben sind Probleme geringerer Bedeutung, die ganz banalen Schreib‘*schwierigkeiten*‘, banal zwar nicht für Erstler/innen, aber für alle, die bereits im Besitz von Schreib- und Lesefähigkeit sind und in deren Anwendung einige Routine besitzen; und trotz der Tatsache, dass Schreib- und Leseroutine in unserer Zeit insgesamt zurückgehen, befindet sich die letzte Gruppe doch immer noch fraglos in der Mehrheit. Diese Mehrheit hat, eben weil sie Routine und damit die Fähigkeit besitzt, bei Uneindeutigem durch Substitution schnell und fast automatisch auf das ‚Richtige‘ zu kommen, keinen Bedarf an einer Reform, die so weit zu gehen scheint wie die neue deutsche Rechtschreibung. Diese geht natürlich eigentlich gar nicht so weit, weil sie sich im Wesentlichen auf einige wenige Prinzipien bzw. Prinzipientausch reduzieren lässt. Aber in der Öffentlichkeit fallen nicht die Prinzipien auf (sie sind meist sogar überhaupt nicht bekannt), sondern die beträchtliche Zahl von Einzeländerungen, die sich aus ihnen ergeben. Weil diese Einzeländerungen in höchstem Maße gewöhnungsbedürftig sind, sperrt sich die Mehrheit dagegen; Zustimmung oder Ablehnung wird hier ja stets von denen erbracht, die bereits schreiben und lesen können und für die im Rückblick das Erlernen dieser Fähigkeiten als durchaus bewältigbar erscheint. Der Widerstand kann heute so stark sein, weil gegenüber den wie im Mittelalter von ‚oben‘ gesetzten Regelungen *anders* als im Mittelalter von den Nicht-Eliten ein eigener Usus als Gegenkonzept ins Feld geführt werden kann. So ist denn die neue deutsche Rechtschreibung keine Lösung aus einem Guss, sondern eine über lange Zeit entstandene Kompromisslösung mit Einflüssen der verschiedensten Seiten und entsprechenden Inkonsequenzen. Die neue deutsche Rechtschreibung hatte nicht zum Ziel, die Gesellschaft zu literarisieren; das war schon längst erreicht worden. Sie musste auch nicht mehr die grundsätzliche Verwendung eines fremden Alphabets für die eigene Sprache etablieren. Was an Zielen übrig blieb – Beseitigung einiger Inkonsequenzen herkömmlicher Regelungen und Erleichterung einiger Schwierigkeiten für Erstler/innen – reichte nicht aus, um die Gesellschaft von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen. Es fehlten genügend relevante Kontexte. Deshalb wohl hat die neue deutsche Rechtschreibung sich noch nicht durchgesetzt. Die deutsche Schriftsprache ist heute (jedenfalls *noch*) so fest etabliert, dass grundlegende Reformen an ihrem System nicht mehr nötig sind, um sie als ein aktives und praktikables Graphemrepertoire am Leben zu erhalten; die Einzelheiten der letzten Rechtschreibreform wurden aber von vielen als Systemänderungen aufgefasst und deshalb für unnötig oder sogar für kontraproduktiv gehalten, weil sie den als positiv empfundenen Zustand der Etabliertheit zu bedrohen scheinen.

Literatur

- Bach:** BACH, ADOLF: *Geschichte der deutschen Sprache*. 9., durchges. Aufl. Wiesbaden: VMA o.J.
- Backes:** BACKES, HERBERT: Art. ‚4. N[otker] Labeo‘. In: *LexMA* (s.d.) Bd. 6, Sp. 1291-1292.
- Bertau:** BERTAU, KARL: *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter*. Bd. I: 800-1197. München: Beck 1972.
- de Boor:** DE BOOR, HELMUT: *Von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung. 770-1170*. Bearb. von HERBERT KOLB. München: Beck 1979 (Gesch. d. dt. Lit. von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1).
- Erb:** ERB, EWALD: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis 1160*. Berlin: Volk und Wissen VE Verlag 1976 (Geschichte d. dt. Lit. von den Anfängen bis zur Gegenwart. I,1).
- Ernst:** ERNST, ULRICH: Art. ‚Otfrid v. Weißenburg‘. In: *LexMA* (s.d.) Bd. 6. Zürich, München: Artemis 1993, Sp. 1557-1559.
- Fröhlich:** FRÖHLICH, JÜRGEN: *Bernhard Hirschvelders Briefrhetorik (Cgm 3607). Untersuchung und Edition*. Bern: Lang 2003 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700. 42).
- Gentry:** GENTRY, FRANCIS G.: „Von der karolingischen Kulturreform bis zur Rezeption der höfischen Literatur Frankreichs.“ In: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Hrsg. von HORST ALBERT GLASER. Bd. 1: *Aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit: Höfische und andere Literatur 750-1320*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1988.
- Haubrichs:** HAUBRICHS, WOLFGANG: *Die Anfänge: Versuche volkssprachlicher Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (ca. 700-1050/60)*. Frankfurt/M.: Athenäum 1988 (Gesch. d. dt. Lit. von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. I,1).
- Hellgardt:** HELLGARDT, ERNST: „Notkers des Deutschen Brief an Bischof Hugo von Sitten.“ In: *Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. Hans Fromm zum 26. Mai 1979 von seinen Schülern*. Hg. von KLAUS GRUBMÜLLER und MARGA REIS. Tübingen: Niemeyer 1979, S. 169-192.
- Hermann:** HERMANN, RAINER: „Drei Buchstaben zu wenig. Die Kurden in der Türkei fordern ein X, W und Q im Alphabet.“ In: *FAZ* Nr. 252, 30.10.2003, S. 10.
- Hus, Orth. Boh.:** Hus, Jan: *Orthographia Bohemica*. In: SCHRÖPFER (s.d.), S. 58-91.
- Kartschoke:** KARTSCHOK, DIETER: *Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter*. München: dtv 1990 (Gesch. d. dt. Lit. im Mittelalter. 1).
- LexMA:** *Lexikon des Mittelalters*. [Wechselnde Hgg.]. 9 Bände und Registerband.. Zürich, München: Artemis und Winkler; Stuttgart, Weimar: Metzler 1980-1999.
- Macek:** MACEK, JOSEF: Art. ‚Hus, Johannes (Jan)‘. In: *LexMA* Bd. 5. Zürich, München: Artemis 1991, Sp. 230-231.
- Matzel:** KLAUS MATZEL: „Karl der Große und die lingua theodisca.“ In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 34, 1970, S. 172-189.
- Otfrid:** *Otfrids Evangelienbuch*. Hrsg. von OSKAR ERDMANN. 6. Aufl. bes. von LUDWIG WOLFF. Tübingen: Niemeyer 1973 (ATB. 49). (Zahlenangaben in Zitaten bezeichnen Buch, Kapitel und Verse in der Ausgabe.)
- Otfrid, Ad Liutbertum:** In Otfrid, S. 4-7. (Zahlenangaben in Zitaten bezeichnen die Seiten und Zeilen in der Ausgabe.)
- Piper:** *Die Schriften Notkers und seiner Schule*. Hg. von PAUL PIPER. Bd. I. Freiburg i. Br., Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1882 (Germanischer Bücherschatz. 8). Ebd. S. 859-861: Notkers Brief an Hugo von Sitten.
- Schlosser:** *Althochdeutsche Literatur. Mit Proben aus dem Altniederdeutschen*. Ausgew. Texte mit Übertragungen. Hrsg., übers., mit Anm. und e. Glossar versehen von HORST DIETER SCHLOSSER. Erw. Neuausg. Frankfurt/M.: Fischer 1989.

- Schröder:** SCHRÖDER, WERNER: Art. ‚Otfrid von Weißenburg‘. In: ²Vfl (s.d.) Bd. 7, Sp. 172-193.
- Schröpfer:** SCHRÖPFER, JOHANN: *Hussens Traktat „Orthographia Bohemica“. Die Herkunft des diakritischen Systems in der Schreibung slavischer Sprachen und die älteste zusammenhängende Beschreibung slavischer Laute*. Wiesbaden: Harrassowitz 1968 (Slavistische Studienbücher. IV).
- Sonderegger 1980:** STEFAN SONDEREGGER: „Gesprochene Sprache im Althochdeutschen und ihre Vergleichbarkeit mit dem Neuhochdeutschen.“ In: HORST SITTA (Hg.): *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Tübingen: Niemeyer 1980 (Germanistische Linguistik 21), S. 132-147.
- Sonderegger ²Vfl:** SONDEREGGER, STEFAN: ART. ‚Notker III. von St. Gallen (N. Labeo; N. Teutonicus) OSB‘. In: ²Vfl (s.d.) Bd. 6, Sp. 1212-1236.
- ²VfL:** *Die Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. 2., völlig neu bearb. Aufl. [...] bes. von KURT RUH. 11 Bände. Berlin, New York: de Gruyter 1978 - 2001.
- Wolf:** WOLF, NORBERT RICHARD: *Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch*. Heidelberg: Quelle & Meyer 1981 (UTB. 1139).

Büntig+preisen, büntlich+tun, büntisch+sein. Getrennt oder zusammen?

Burkhard Schaeder (Siegen)

1. Das Problem

Nehmen wir an, *büntig*, *büntlich*, *büntisch* wären deutsche Adjektive, gebildet aus einem Stamm *bünt-* und den Suffixen *-ig*, *-lich* und *-isch*.

Nehmen wir weiter an, dass diese Adjektive bisher von einem unmittelbar nachfolgenden, durch sie näher bestimmten Verb meist getrennt, bisweilen aber auch mit ihm zusammengeschrieben wurden. Dies stellte eine Ausnahme von der Grundregel zur Getrennt- und Zusammenschreibung dar (vgl. Schaeder 2002, 180), nach der zwei unmittelbar aufeinander folgende sprachliche Einheiten mit Wortstatus grundsätzlich voneinander getrennt zu schreiben sind. Für die verlangte Zusammenschreibung wurden hin und wieder strukturelle, meistens semantische Gründe geltend gemacht. Demnach würden etwa *büntig preisen* und *büntig tun* etwas anderes bedeuten als *büntigpreisen* und *büntigtun*. Bisweilen wurde auch argumentiert, *büntig preisen* und *büntig tun* würde anders (nämlich auf dem Stammvokal von Adjektiv und Verb) betont als *büntigpreisen* und *büntigtun*, bei denen allein der Stammvokal des Adjektivs betont werde.

Zu dem Kriterium der Betonung erklärt Ickler (1997c, 58): „Das Zusammenschreiben ist eine naturgemäß niemals genau festzulegende Praxis, wodurch die Schreibenden gewisse strukturelle und semantische Beziehungen anzudeuten pflegen, die dem Leser einen wichtigen Hinweis auf die richtige Betonung und Deutung des Geschriebenen geben.“ Eben: Die Schreibung bedingt die Betonung – häufig jedenfalls. Duden-Rechtschreibung (1991, 63) sieht das ähnlich: „In bestimmten Fällen ist es der Entscheidung des Schreibenden überlassen, ob er zusammenschreibt (dann liegt beim Sprechen die Hauptbetonung auf dem ersten Bestandteil) oder getrennt (dann werden beide Glieder gleichmäßig betont).“

Nehmen wir schließlich an, im Zuge einer Neuregelung der deutschen Rechtschreibung sollte die Getrennt- und Zusammenschreibung auch der Kombinationen Adjektive auf *-ig*, *-lich*, *-isch* + Verb neu geregelt und dabei geprüft werden, ob in diesen Fällen nicht generell getrennt geschrieben werden sollte.

2. Die herkömmliche Regelung

Nach der herkömmlichen Rechtschreibung wäre *büntisch* + Verb immer getrennt und *büntlich* + Verb sowie *büntig* + Verb zusammenzuschreiben, wenn – wie es in Duden-Rechtschreibung (1991, R 205) heißt – „durch die Verbindung ein neuer Begriff entsteht, den die bloße Nebeneinanderstellung nicht ausdrückt“.

Dass diese Regel keineswegs immer zu einheitlichen Schreibungen geführt hat, zeigt eine Untersuchung einschlägiger Wörterbücher und Regelwerke. Abgesehen davon, dass in einigen Fällen Zusammenschreibung verlangt war, obwohl keine übertragene Bedeutung vorliegt (wie z. B. ehemals *bestehenbleiben*, *kennenlernen*, *sauberhalten*, *stillbleiben*, *spazierengehen*), abgesehen auch davon, dass in anderen Fällen getrennt zu schreiben war, obwohl es neben der konkreten auch eine übertragene Bedeutung gibt (wie z. B. *baden gehen* 'keinen Erfolg haben, scheitern'), gab es eine Reihe von Ungereimtheiten, die darin bestanden, dass für vergleichbare Fälle einmal Getrennt- und ein andermal Zusammenschreibung verlangt war (wie z. B. *erhalten bleiben*, aber: *bestehenbleiben*; *ernst nehmen*, aber: *übelnehmen*; *kurz schneiden*, aber: *kleinschneiden*; weitere Beispiele siehe Augst/Schaefer 1997, 24). Nicht zuletzt gab es Fälle, in denen das semantische Kriterium unerwarteterweise Getrenntschreibung erzeugte (Schaefer 1997b). So waren nach der bisher geltenden Regelung Resultativa dann getrennt zu schreiben, wenn es in einer bestimmten Reihe Adjektiv x + Verb einen Fall oder mehrere Fälle sogenannter übertragener Bedeutung gibt. So waren z. B. wegen angeblich konkreter Bedeutung z. B. getrennt zu schreiben: *blank bohnen* (wegen *blankziehen* = die Waffe aus der Scheide ziehen), *die Schuhe breit treten* (wegen *breittreten* = weitschweifig darlegen), *den Oberkörper frei machen* (wegen *freimachen* = frankieren), *jmdn. krank schreiben* (wegen *krankfeiern* = der Arbeit fernbleiben, ohne ernstlich krank zu sein), *etw. krumm biegen* (wegen z. B. *sich krummlegen* = sich sehr einschränken) usw.

Kein Wunder also, dass verschiedene Wörterbücher und Regelwerke, selbst wenn sie aus demselben Verlag stammten, für ein und denselben Rechtschreibfall unterschiedliche Lösungen anboten (vgl. Augst/Schaefer 1997, 26). Nur am Rande sei angemerkt, dass diejenigen, die lautstark gegen die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung protestierten, ihre Ablehnung u. a. damit begründeten, dass die Wörterbücher das amtliche Regelwerk (1996) uneinheitlich ausgelegt hätten.

Wie sah also die Rechtschreibung für **Adjektive auf -ig, -lich, -isch + Verb** aus?

- a) **Adjektive auf -isch** wurden (und werden auch weiterhin) grundsätzlich vom folgenden Verb getrennt geschrieben.
- b) Unter den **Adjektiven auf -lich** gab es einen einzigen Fall, in dem neben der ansonsten stets geforderten Getrenntschreibung zusammenschreiben war: *heimlich tun* 'unbemerkt tun' vs. *heimlichtun* 'geheimnisvoll tun'.
- c) **Adjektive auf -ig** wurden (und werden auch weiterhin) von einem folgenden *sein*, *haben* und *werden* getrennt geschrieben, z. B. *einigfertig/heilig/übrig sein*.
- d) Unter den Hunderten von **Adjektiven auf -ig** waren **einige stets** und **einige allein unter bestimmten Bedingungen** mit dem folgenden Verb **zusammenschreiben**, und zwar: *einig*, *fertig*, *flüssig*, *heilig*, *mündig*, *müßig*, *richtig*, *ruhig*, *selig*, *übrig*: *einiggehen* 'einer Meinung sein'; *fertigbauen*, *fertigbekommen*, *fertigbringen* 'vollbringen' (vs. *fertig bringen* 'im endgültigen Zustand bringen'), *fertigkriegen* (wie *fertig+bringen*), *fertigmachen* (ugs. auch für 'zermürben'), *fertigstellen* 'zu Ende bringen, abschließen', *flüssigmachen* 'Geld aufbringen' (vs. *flüssig machen* 'schmelzen'), *heilighalten*, *heiligsprechen*, *mündigsprechen* 'für mündig erklären', *müßiggehen* 'faulenzten', *richtigliegen* 'sich richtig verhalten' (vs. *richtig liegen*), *richtigmachen* 'in Ordnung bringen, begleichen' (vs. *richtig machen*), *richtigstellen* 'berichtigen' (vs. *richtig stellen*), *rubigstellen* 'in eine unbewegliche Stellung bringen', *seligpreisen* 'als wunschlos glücklich preisen', *seligsprechen* 'die ewige Seligkeit zusprechen', *übrigbehalten* 'als Rest behalten', *übrigbleiben* 'als Rest zurückbleiben', *übriglassen* 'als Rest zurücklassen'.

3. Ungereimtheiten der herkömmlichen Regelung

Dass die herkömmliche Regelung leicht und zweifelsfrei zu handhaben gewesen wäre, wird niemand behaupten wollen, hat auch niemand behauptet. Vielmehr lässt eine Analyse der Fälle bisher geforderter Zusammenschreibung einige Ungereimtheiten erkennen.

- Die Zusammenschreibung von *übrigbehalten*, *übrigbleiben*, *übriglassen* kann nicht aus sog. übertragener Bedeutung resultieren, auch wenn Duden-Rechtschreibung 1991 (mit dem Verweis auf R 205f.) dies suggerieren möchte, weil durch die Zusammenschreibung kein „neuer Begriff“ entsteht. Welchen Grund gab es dann für die Zusammenschreibung?
- Warum war für *glücklich+preisen* allein Getrennt- und für *selig+preisen* allein Zusammenschreibung verlangt?
- Warum wurden *heimlich tun* und *heimlichtun* unterschieden, nicht aber *freundlich tun* und *freundlichtun*, *höflich tun* und *höflichtun*, *glücklich tun* und *glücklichtun* usw.?
- Wäre der Grund für die Zusammenschreibung etwa von *seligpreisen* die Einschätzung dieses Verbs als Resultativum, warum galt dann für *selig+machen* allein Getrenntschreibung?
- Für *fertig+machen* sah Duden-Rechtschreibung (anders als Baudusch/Herberg 1989) trotz möglicher konkreter und möglicher übertragener Bedeutung z. B. nur Zusammenschreibung vor, während er z. B. für *flüssig+machen* einmal Getrennt- und einmal Zusammenschreibung verlangte. Und warum wurde bisher nicht unterschieden *richtig schreiben* vs. *richtigschreiben*?
- Für *richtig+liegen* und *richtig+machen* wird als Grund für die Zusammenschreibung eine als umgangssprachlich charakterisierte Verwendung angegeben. Wer aber kennt schon die umgangssprachliche Bedeutung von *richtigmachen* (= begleichen)?

4. Die Neuregelung (nach dem amtlichen Regelwerk von 1996)

Das amtliche Regelwerk (1996) legt in § 34 E3 (3) fest, dass Adjektiv + Verb voneinander getrennt zu schreiben sind, wenn das Adjektiv eine Ableitung auf *-ig*, *-isch*, *-lich* ist. Diese zwar sehr mechanisch wirkende, andererseits aber leicht zu handhabende Regel war Folge einer gründlichen Prüfung der bisher geltenden Rechtschreibung, die ergab, dass sich außer einem vagen semantischen Kriterium („neuer Begriff“) kein Prüfverfahren angeben lässt, das eine einheitliche Schreibung fraglicher Fälle erzeugt. Das im amtlichen Regelwerk (§ 34 (2.2) und § 34 E3 (3)) ansonsten für die Kombination von Adjektiv + Verb angebotene Prüfverfahren der Steigerbarkeit und/oder Erweiterbarkeit des ersten Bestandteils ist auf diese Fälle nicht anwendbar, da es ungewollte Zusammenschreibungen erzeugen würde, wie z. B. **chinesischessen*, **stündlichanrufen*, **vertragswidrighandeln*. Bleibt anzumerken:

- Die Einführung einer Regel zur Getrenntschreibung von Adjektiven auf *-isch* + Verb erschien einigen als erforderlich, um etwa die Zusammenschreibung von *chinesisch+essen*, *spartanisch+leben* usw. auszuschließen. Diese Regel ändert die bisher geltende Rechtschreibung nicht.
- Es gibt nur ein einziges Adjektiv auf *-lich*, für das die Regel bei nachfolgendem Verb eine Änderung bedeutet: Künftig wird in der Schreibung nicht mehr zwischen *heimlichtun* ‘sich geheimnisvoll geben’ und *heimlich tun* ‘etwas heimlich tun’ unterschieden. Es ist in beiden Fällen getrennt zu schreiben, wobei der Kontext in struktureller und semantischer Hinsicht zweifelsfrei klärt, was jeweils gemeint ist.

- c) Mehr als 3000 Adjektive auf *-ig* finden sich in rückläufigen Wörterbüchern aufgeführt, von denen – wie oben schon erwähnt wurde – bisher allein *einig, fertig, flüssig, heilig, mündig, müßig, richtig, ruhig, selig, übrig* unter bestimmten Umständen mit einer jeweils unterschiedlichen Anzahl von Verben (ein Verb bis sechs Verben) zusammengeschrieben wurden. Abgesehen davon, dass bei umgekehrter Reihenfolge der Bestandteile (*macht flüssig, geht müßig, liegt richtig, macht richtig, stellt richtig*) der Signalwert bisher geltender Getrennt- vs. Zusammenschreibung verloren geht, klärt hier (wie in anderen Fällen von Mehrdeutigkeit, in denen keine Differenzschreibung existiert) der Kontext und bisweilen auch die Syntax, was jeweils gemeint ist.
- d) Da für Kombinationen Adjektiv+Partizip nach § 36 E1 (1) gilt, dass getrennt zu schreiben ist, wenn „das dem Partizip zugrunde liegende Verb vom ersten Bestandteil getrennt geschrieben wird“, müssen diese Fälle hier nicht gesondert besprochen werden. Ein Sonderfall ist aber *richtiggehend* (im Sinne von ‚regelrecht‘), das auch weiterhin zusammenschreiben ist, weil es sich nicht auf eine infinitivische Basis *richtig+gehen* zurückführen lässt. Nach wie vor zusammenschreiben sind nach § 36 (2) des amtlichen Regelwerks (1996), der besagt, dass zusammenschreiben ist, wenn „der erste oder der zweite Bestandteil in dieser Form nicht selbständig vorkommt“, auch die Adjektive *einzigartig* und *frischbacken*.

5. Diskutierte Problemfälle

Auch wenn für Ickler (1997d, 266) Paragraph 34 E3 (3) des amtlichen Regelwerks „zu den schockierendsten Einfällen der Reformier (gehört)“, nimmt er schließlich nur Anstoß an der Getrenntschreibung von *heilig+sprechen* und *fertig+stellen*, die in der herkömmlichen Rechtschreibung allein zusammengeschrieben wurden. Andere Kritiker plädieren dafür, dass *richtigstellen* (neben *richtig stellen*) wieder in den Kreis der semantisch motivierten Zusammenschreibungen aufgenommen werden möge. Sehen wir die Fälle kurz durch.

richtig+stellen, richtig+gestellt

Die bisher geltende Differenzschreibung von *richtig liegen* vs. *richtigliegen*, *richtig machen* vs. *richtigmachen*, *richtig stellen* vs. *richtigstellen* wurde durch Bedeutungsunterschiede begründet.

Mit dem Spruch „Bei uns liegen Sie richtig!“ werben – die in Distanzstellung graphisch nicht zum Ausdruck kommende Mehrdeutigkeit nutzend – bis heute Bettenhersteller. NB: In Duden-Rechtschreibung 1991 (nicht aber in Herberg/Baudusch 1989) findet sich entsprechend auch *falsch liegen* vs. *falschliegen*.

Bei *richtig+machen* herrschte bisher Uneinigkeit. Der Duden Rechtschreibung (1991) gibt als Bedeutung für *richtigmachen* an: „ugs. für ‚begleichen‘; z. B. eine Rechnung.“ In Herberg/Baudusch (1989, 77) werden gegenübergestellt: „*richtig* (wie es sein muß) *machen*: *Obwohl er kein gelernter Handwerker ist, hat er alles richtig gemacht* vs. *richtigmachen* (in Ordnung bringen, begleichen): *Sieh zu, daß du die Sache bald richtigmachst*.“

fertig+bringen, fertig+stellen

Bisher wurden zusammengeschrieben: *fertigbauen, fertigbekommen, fertigbringen* (aber: *den Kuchen fertig* (‘im endgültigen Zustand’) [*nach Hause*] *bringen*; Mentrup 1981, 97), *fertigkochen* (DUW), *fertigkriegen, fertiglesen* (DUW), *fertigmachen* (in konkreter wie übertragener Bedeutung), *fertigstellen* usw.

Bisher wurden getrennt geschrieben: *fertig haben/sein/werden*, *fertig bringen* (vs. *fertigbringen*; s. o.), (*den Anzug*) *fertig kaufen*, *fertig* ('vollendet') *lesen/schreiben* (vs. *fertiglesen*; s.o.), *fertig packen*, usw.; auch: *fertig herstellen*.

Duden-Zweifelsfälle (1972, 247) schränkt die Möglichkeiten der Zusammenschreibung ein, wenn erklärt wird: „Zusammen schreibt man ‘fertig’ mit den folgenden Verben (nur das erste Glied trägt Starkton): *Wir müssen es fertigbringen, daß er kommt. Wie hat er das fertigbekommen? Morgen will sie das Essen fertigkochen. Er muß die Arbeit erst fertigmachen. Ich glaube, die wollten mich fertigmachen. Das Haus wird im Herbst fertiggestellt*. Ebenso beim adjektivischen Partizip: *der fertiggebackene Kuchen* [...]“

Während nirgendwo unterschieden wird zwischen *fertig bekommen* und *fertigbekommen*, *fertig stellen* und *fertigstellen*, leuchtet andererseits nicht ein, warum *fertig+packen* getrennt, *fertig +kochen* dagegen zusammengeschrieben werden sollte.

heilig+sprechen

Zunächst sei festgehalten, dass erst einmal allein dafür gestritten wurde, dass *heilig+sprechen* auch fürderhin zusammengeschrieben werden möge. Für die Zusammenschreibung von *selig+sprechen*, *mündig+sprechen* und *heilig+halten* hat sich – abgesehen von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, von der gleich noch die Rede sein wird – niemand eingesetzt.

Die Aussageabsicht müsse durch eine entsprechende Schreibung zum Ausdruck kommen bzw. gebracht werden können, verlangen Kritiker der Reform. Diese Argumentation wäre allenfalls einsichtig, wenn die Zusammenschreibung zweier Elemente eine andere Bedeutung ergeben würde als deren Getrennschreibung, wie das bei *richtig stellen* und *richtigstellen* der Fall ist, einmal vorausgesetzt, die für die Getrennschreibung in Wörterbüchern und Regelwerken präsentierten Beispiele sind tatsächlich mögliche Sätze des Deutschen: „Er hat den Schrank richtig gestellt (an den richtigen Platz)“ (Duden-Rechtschreibung 1991, 602).

Für *selig/heilig/mündig+sprechen* wie auch *heilig+halten* gilt jedenfalls nicht, dass sie getrennt geschrieben anders zu verstehen wären als zusammengeschrieben:

- (a) Jemand hält nicht irgendetwas, sondern allenfalls den Feiertag heilig.
- (b) Jemand spricht nicht heilig/selig/mündig (im Sinne von: auf heilige/selige/mündige Weise), sondern allenfalls spricht jemand (der dazu befugt ist) jemanden heilig/selig/mündig.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass sich die Zusammenschreibung von *heilig+sprechen* (auch: *selig+sprechen*), *fertig+bringen*, *fertig+stellen* und *richtig+stellen* auf der Basis der Neuregelung durch aus begründen ließe, weil die Adjektive hier nicht steigerbar sind. Würde diese Regel generell auch für die Adjektive auf *-ig*, *-lich*, *-isch* gelten, führte dies – wie oben bereits erwähnt wurde – zu einer Vielzahl unerwünschter Zusammenschreibungen. Um diesem Dilemma zu entgehen, hätte man die genannten Fälle zu Ausnahmen von der ansonsten für Adjektive auf *-ig/-lich/-isch* geltenden Regel erklären müssen, was einem für die Neuregelung maßgeblichen Grundsatz zuwidergelaufen wäre, nämlich Ausnahmen zu vermeiden. Während Peter Eisenberg (2002) in seinen das „Wahrig Universalwörterbuch Rechtschreibung“ einleitenden „Grundregeln der deutschen Orthographie“ auch für den Bereich der Getrennt- und Zusammenschreibung einige Änderungen der im amtlichen Regelwerk (1996) enthaltenen Schreibungen von Fallgruppen und auch Einzelfällen vorschlägt, erwähnt er die hier besprochenen Schreibungen mit keinem Wort, was man sicher als Zustimmung werten darf.

6. Die Vorschläge der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung:

wichtigtuend/wichtig tuend

„Spät kommt er, doch er kommt“. So begrüßte Horst Haider Munske am 1. April 2003 im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung den von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (2003) seit langem angekündigten „Kompromißvorschlag: Zur Reform der deutschen Rechtschreibung“, „ein schmuckes Büchlein von 140 Seiten“, wie der Laudator bemerkt, „im Kern ein Rechtschreibglossar mit erläuterndem Vorspann“. Der erläuternde Vorspann umfasst 16 Seiten, die „Wörterliste“ 110 Seiten. In dieser Wörterliste sind rd. 1.500 Wörter bzw. Wortgruppen verzeichnet, die in vier Spalten vorgeführt werden. In Spalte 1 sind die ursprünglichen Schreibungen nach dem Duden Rechtschreibung (1991) notiert, in Spalte 2 die reformierten, in Spalte 3 diejenigen des Duden Rechtschreibung (2000), in Spalte 4 die Vorschläge der Akademie.

Schlägt man nach, welche Vorschläge die Akademie für die hier besprochenen Fälle zu unterbreiten hat, stellt man fest, dass sie – abgesehen von *einiggehen*, für das sie (warum auch immer) allein Zusammenschreibung empfiehlt – in allen Fällen rät, man möge sowohl Zusammenschreibung als auch Getrenntschreibung zulassen, also:

fertigbringen/fertig bringen, fertigmachen/fertig machen, fertigstellen/fertig stellen (es fehlen: *fertig+bauen, fertig+bekommen, fertig+kriegen*); *flüssigmachen/flüssig machen; heimlichtun/heimlich tun; heiligsprechen/heilig sprechen* (es fehlt: *heilig+halten*); *mündigsprechen/mündig sprechen; müßiggehen/müßig gehen; richtiggehen/richtig gehen, richtigliegen/richtig liegen, richtigstellen/richtig stellen; ruhigstellen/ruhig stellen; seligsprechen/selig sprechen, seligpreisen/selig preisen; übrigbleiben/übrig bleiben, übriglassen/übrig lassen; wichtigtuend/wichtig tuend.*

Abgesehen davon, dass – wie oben in Klammern vermerkt – einige Fälle nicht aufgeführt sind, abgesehen auch davon, dass *richtig+gehen* bisher nur getrennt und *richtig+gehend* bisher nur zusammengeschieden wurde, bedeuten die Vorschläge der Akademie, dass man in allen diesen (und vielen anderen) Fällen nach Belieben getrennt oder zusammenschreiben kann. Wenn nämlich, wie es ausdrücklich heißt, „ein Wort eine deutlich andere Bedeutung als das formal analoge Syntagma (hat), *so ist nur das Wort eingetragen* [Hervorhebung im Original; BS]. Das gilt vor allem für Fälle vom Typ *schwerbeschädigt*. Das Syntagma *schwer beschädigt* analog zu *schwer erkennbar* oder *schwer gekränkt* ist so weit vom Wort *schwerbeschädigt* entfernt, daß ein Eintrag *schwerbeschädigt/schwer beschädigt* Verwirrung stiften müßte. Es handelt sich in solchen Fällen ja nicht um verschiedene Schreibungen für Ausdrücke mit ähnlicher Bedeutung wie bei *halbgar/halb gar*, sondern um solche, die nach Form und Bedeutung klar unterschieden sind“ (Deutsche Akademie 2003, 26).

Abgesehen davon, dass das Beispiel *schwerbeschädigt*, an dem das Verfahren illustriert wird, im Wörterverzeichnis nicht aufgeführt ist, müssen wir, da in unseren Fällen in der Spalte 4 nicht nur das Wort, sondern auch das Syntagma eingetragen ist, schließen, dass nach Ansicht der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung also jeweils *heimlichtun* und *heimlich tun, fertigstellen* und *fertig stellen, richtigstellen* und *richtig stellen* usw. wie auch (entgegen dem, was auf Seite 16 zu lesen steht) *auseinandersetzen* und *auseinander setzen* u. a. m. dieselbe Bedeutung besitzen.

Der Vorschlag, man solle gestatten, dass in den genannten Fällen nach Belieben getrennt oder zusammengeschieden wird, verlangt von den Schreibenden zumindest, dass sie sich merken müssen, in welchen rd. 20 von rd. 3.000 möglichen Kombinationen eines Adjektivs auf *-ig* + Verb sie

sowohl getrennt als auch zusammenschreiben dürfen, da keine Regel genannt oder erschließbar ist. Da dürfte auch das „Sprachgefühl des kompetenten Schreibers“ (S. 26) überfordert sein. Munske hat Recht, wenn er in der FAZ vom 01. April 2003 schreibt, der publizierte Vorschlag sei „kein brauchbares Instrument für die Rechtschreibpraxis“. Nein, das ist es wahrlich nicht; auch kein Regelwerk, auch kein „Kompromißvorschlag“, der es verdiente, ernst genommen zu werden. Wir sind geneigt, dem von Munske bemühten, oben wiedergegebenen Zitat aus Schillers Wallenstein „Spät kommt er, doch er kommt“, mit dem er das Erscheinen des Kompromissvorschlags der Akademie begrüßte, eines aus der „Ars poetica“ des Horaz entgegenzusetzen: „Parturient montes, nascetur ridiculus mus“, nur ungenügend übersetzt mit: Der Berg kreißte und gebar eine Maus.

7. Zum Schluss

Um auf den Anfang dieser Ausführungen zurückzukommen: Wenn es die Adjektive *büntig*, *büntlich*, *büntisch* geben würde, so wäre gewiss, dass die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung empfehlen würde, *büntisch+sein* auf jeden Fall getrennt zu schreiben, während wir damit rechnen müssten, dass sie es ins Belieben der Schreibenden stellen würde, *büntig+preisen* und *büntlich+tun*, gleich ob sie zusätzlich zu einer konkreten noch eine übertragene Bedeutung besäßen, getrennt oder zusammenzuschreiben. Angesichts dieser Beliebigkeit wäre die Regelung des amtlichen Regelwerks für die Schreibenden zweifelsfrei zu handhaben und für die Lesenden ohne Nachteil: *büntig preisen*, *büntlich tun*, *büntisch sein*.

Literatur: Wörterbücher, Grammatiken, Regelwerke

- Amtliches Regelwerk 1996 = Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Amtliche Regelung. Hrsg. vom Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf o. J. [1996].
- Bünting, Karl-Dieter/Eichler, Wolfgang/Pospiech, Ulrike 2000: Handbuch der deutschen Rechtschreibung. Regeln, Übungen, Tipps. Berlin.
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Hrsg.): Zur Reform der deutschen Rechtschreibung. Ein Kompromißvorschlag. Göttingen 2003.
- Duden-Rechtschreibung 1991 = Duden Rechtschreibung der deutschen Sprache. 20., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim [u. a.] 1991. (= Der Duden in zehn Bänden, Bd. 1)
- Duden-Rechtschreibung 2000 = Duden Die deutschen Rechtschreibung. 22., völlig neu bearb. Aufl. Hrsg. von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Mannheim [u. a.] 2000. (= Der Duden in zwölf Bänden, Bd. 1)
- Duden-Zweifelsfälle 1972 = Duden Zweifelsfälle der deutschen Sprache. Wörterbuch der sprachlichen Hauptschwierigkeiten. 2. Aufl. Bearb. von Dieter Berger u. a. Mannheim [u. a.] 1972. (= Der Duden in zehn Bänden, Bd. 9)
- DUW = Duden Deutsches Universalwörterbuch. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim [u. a.] 1983.
- Eisenberg, Peter 1998: Grundriß der deutschen Grammatik: Das Wort. Stuttgart.
- Herberg, Dieter/Baudusch, Renate 1989: Getrennt oder zusammen? Ratgeber zu einem schwierigen Rechtschreibkapitel. 111 Regeln zur Getrennt- und Zusammenschreibung mit Erläuterungen und Beispielen. Leipzig.
- Mentrup, Wolfgang 1981: Duden Die Regeln der deutschen Rechtschreibung. 2., Neubearb. u. erw. Aufl. Mannheim, Wien, Zürich (Duden-Taschenbücher Bd. 3).
- Währig-Burfeind, Renate 2002: Universalwörterbuch Rechtschreibung. Mit einem kommentierten Regelwerk von Prof. Dr. Peter Eisenberg. München. (dtv 32524)

Literatur: Darstellungen

- Augst, Gerhard/Blüml, Karl/Nerius, Dieter/Sitta, Horst 1997 (Hrsg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen.
- Augst, Gerhard/Schaefer, Burkhard 1997: Rechtschreibreform. Eine Antwort an die Kritiker. Stuttgart, Düsseldorf, Leipzig.
- Eisenberg, Peter 2002: Grundregeln der deutschen Orthographie. In: Wahrig-Burfeind 2002, 33-87.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild 1995: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. Tübingen.
- Dieter Herberg 1987: Getrennt- und Zusammenschreibung. In: Deutsche Orthographie. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Dieter Nerius. Leipzig, 124-142.
- Ickler, Theodor 1997a: Die Rechtschreibreform auf dem Prüfstand. St. Goar.
- Ickler, Theodor 1997b: Die Rechtschreibreform. Ein Schildbürgerstreich. St. Goar.
- Ickler, Theodor 1997c: Woran scheitert die Rechtschreibreform. In: Sprachwissenschaft 22, 45-100.
- Ickler, Theodor 1997d: Getrennt- und Zusammenschreibung. Ein Kommentar zu § 34 und § 36 der Neuregelung. In: Muttersprache 107, 257-279.
- Munske, Horst Haider 1997: Orthographie als Sprachkultur. Frankfurt am Main.
- Schaefer, Burkhard 1985: Die Regulierung der Getrennt- oder Zusammenschreibung im Rechtschreib-Duden 1880 bis 1980. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der deutschen Orthographie. In: Augst, Gerhard (Hrsg.): Graphematik und Orthographie. Neuere Forschungen der Linguistik, Psychologie und Didaktik in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M, Bern, New York, 129-194.
- Schaefer, Burkhard 1989: Probleme der deutschen Rechtschreibung und ihre Neuregelung: Getrennt- und Zusammenschreibung, Schreibung mit Bindestrich, Fremdwortschreibung, Phonem-Graphem-Beziehung. Ein Bericht über die VI. internationale Arbeitstagung (Rostock, 10.-15. Oktober 1988). In: Deutsche Sprache 17, 87-94.
- Schaefer, Burkhard 1990: Probleme der deutschen Rechtschreibung und ihre Neuregelung: Schreibung mit Bindestrich, Fremdwortschreibung, Laut-Buchstaben-Beziehung. Ein Bericht über die VII. internationale Arbeitstagung (Wien, 16.-20. Oktober 1989). In: Deutsche Sprache 18, 89-96.
- Schaefer, Burkhard 1997a: Getrennt- und Zusammenschreibung – zwischen Wortgruppe und Wort, Grammatik und Lexikon. In: Augst/Blüml/Nerius/Sitta 1997, 157-208.
- Schaefer, Burkhard 1997b: Wortbildung und Orthographie: Getrennt- und Zusammenschreibung. In: Irmhild Barz & Marianne Schröder (Hrsg.): Nominationsforschung im Deutschen. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 75. Geburtstag. Frankfurt/M. [u. a.], 285-296.
- Schaefer, Burkhard 1997c: Die Getrennt- und Zusammenschreibung (GZS) im amtlichen Regelwerk aus der Sicht eines ihrer Kritiker: Theodor Icklers „Kommentar zu § 34 und § 36 der Neuregelung“. In: Muttersprache 107, 354-367.
- Schaefer, Burkhard 1999 (Hrsg.): Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Beiträge zu ihrer Geschichte, Diskussion und Umsetzung (Forum Angewandte Linguistik 35). Frankfurt/M. [u. a.] 1999.
- Schaefer, Burkhard 1999a: Neuregelung der deutschen Rechtschreibung – Chronik der laufenden Ereignisse. In: Schaefer 1999, 11-33.
- Schaefer, Burkhard 1999b: Neuregelung der deutschen Rechtschreibung – Begründung, Kritik und Erweiterung. In: Schaefer 1999, 41-57.
- Schaefer, Burkhard 1999c: Neuregelung der deutschen Rechtschreibung – Eine Chance für den Rechtschreibunterricht. In: Schaefer 1999, 59-74.
- Schaefer, Burkhard 1999d: Neuregelung der deutschen Rechtschreibung: Getrennt- und Zusammenschreibung – Immer wieder: *wieder*. In: Schaefer 1999, 93-104.
- Schaefer, Burkhard 1999e: Neuregelung der deutschen Rechtschreibung: Getrennt- und Zusammenschreibung – ein Vorschlag zur Güte. In: Schaefer 1999, 105-125.
- Schaefer, Burkhard 2002: Wörter lesen und schreiben. Grundzüge der deutschen Orthografie. In: Dittmann, Jürgen/Schmidt, Claudia (Hrsg.): Über Wörter – Grundkurs Linguistik. Freiburg 2002, 167-188.

Sprachpolitik.

Also: Deutsch sprechen Deutsche in deutschen Landen.

Aber warum schreibt man manchmal *Deutsch* und manchmal *deutsch*?

Henning Bergenholtz (Århus, Dänemark)

Pfiffikus fragt den Sprachdoktor

Abgesehen von „Sprachpolitik“ ist der Titel dieses Beitrags dem einleitenden Dialog zwischen Pfiffikus und einem Sprachdoktor entnommen (Bünting 1985, 6). Wenn man dieses Zitat mehreren Sprachpolitikdoktoren vorlegen würde, käme eine typische Doktorenviefalt dabei heraus. Wir begnügen uns mit der Befragung von fünf Doktoren, wissen dabei, dass weitere Befragungen ohne Zweifel weitere anders lautende Antworten zur Folge gehabt hätten. Die fünf ausgewählten Repräsentanten ihrer Zunft decken jedoch einen breiten Querschnitt der heutigen sprachpolitischen Grundpositionen ab. **Der erste Doktor** – und er spricht für eine Mehrzahl seiner nicht-deutschen Kollegen – stellt fest, dass „Deutsch sprechen Deutsche in deutschen Landen“ ein Teil der Sprachpolitik ist, nicht aber die zweite Hälfte des Dialogs, die mit Sprachpolitik nichts zu tun hat. **Der zweite Doktor** widerspricht scharf und stellt fest, dass die neueste Forschung – viele dieser Forscher kommen übrigens aus der Bundesrepublik Deutschland – eindeutig davon ausgeht, dass „Deutsch sprechen Deutsche in deutschen Landen“ nicht ein sprachpolitisches, sondern sprachenpolitisches Thema anspricht, das somit in der Sprachenpolitik und nicht in der Sprachpolitik zu diskutieren ist. Ob man einen großen oder einen kleinen Anfangsbuchstaben in *Deutsch* und *deutsch* wählt, kann dagegen ein sprachpolitisches Thema werden. **Der dritte Doktor** – ein emeritierter deutscher Professor – nennt den ersten Teil des Zitats eine Frage der Sprachplanung, den zweiten Teil ein Problem für die Sprachlenkung mit den hier relevanten Teilgebieten Sprachpflege und Sprachnormung. **Der vierte Doktor** – der nicht ganz zufällig aus England kommt – sagt schlicht und einfach, dass beide Teile des Zitats mit Sprachpolitik nichts zu tun haben. Der letzte Teil des Zitats betrifft ein orthographisches, kein sprachpolitisches Problem. Der erste Teil ist eine Behauptung, die man, wenn es Sprachpolitik werden soll, in einen Verbotssatz ändern müsste, vielleicht als Reaktion auf den Vorschlag eines deutschen Kollegen: „Englisch sollte offizielle Sprache von Deutschland werden.“ Schließlich wertet **der fünfte Doktor** den ersten Teil des Zitats als Standpunkt in der Diskussion um eine generelle Sprachpolitik, den zweiten Teil als Problem für eine spezifische Sprachpolitik. Dieser fünfte Doktor, der übrigens den oben erwähnten Pfiffikus ganz gut kennt und zugleich unseren Sprachdoktor zum Geburtstag gratulieren möchte, ist der Verfasser dieses Beitrags.

Pfiffikus, der staunend und ausnahmsweise schweigend zugehört hat, hat genug: Ich gehe jetzt spielen und komme wieder, wenn Du nochmals mit den Sprachpolitikdoktoren gesprochen hast und es mir kürzer und klarer erklären kannst. Das wollen wir nun tun und Pfiffikus erst

ganz zum Schluss wieder auftreten lassen. Zunächst wollen wir einen Blick in gemeinsprachliche Wörterbücher werfen, dann einige neuere wissenschaftliche Werke konsultieren.

Sprachpolitik in Wörterbüchern

Es gibt nur vier gemeinsprachliche deutsche Wörterbücher, die das Lemma *Sprachpolitik* anführen. Oder eigentlich sind es nur zwei, da es sich um die drei Ausgaben von DUDEN-GWB und um BROCKHAUS-WAHRIG handelt. Im Grunde kann man sich darüber wundern, dass man in Großwörterbüchern wie z. B. WAHRIG, DUDEN-UNIVERSALWÖRTERBUCH oder BÜNTING/KARATAS dieses Wort nicht als Lemma findet. Man kann daraus schließen, dass *Sprachpolitik* nicht zu den 100.000 wichtigsten deutschen Wörtern gehört, wenn man die gute und genaue Lemmaselektion dieser Wörterbücher voraussetzt. In DUDEN-GWB⁽¹⁾ und fast identisch in BROCKHAUS-WAHRIG findet sich folgende Angabe:

Sprachpolitik staatliche Maßnahmen in Hinblick auf eine Sprache

Es handelt sich demnach erstens um staatliche Maßnahmen, d. h. wohl auch um nationale und daher nicht um internationale und auch nicht um nicht-staatliche Sprachregelungen. Es geht zweitens um genau eine und nicht um mehrere Sprachen, sonst hätten die sonst genau vorgehenden Lexikographen wohl „in Hinblick auf eine oder mehrere Sprachen“ geschrieben. Ob damit etwa *Sprachlenkung*, *Sprachnormung*, *Sprachpurismus* oder eines der vielen anderen sprachpolitisch relevanten Termini gemeint ist, die man auch in DUDEN-GWB⁽¹⁾ findet, wird nicht ersichtlich. In den folgenden beiden Ausgaben erhält man eine vollkommen andere Auskunft. Wenn eine neue Auflage eines Wörterbuches vorbereitet wird, führen Änderungen oft, aber nicht immer zu Verbesserungen. Im Falle von DUDEN-GWB⁽²⁾ und DUDEN-GWB⁽³⁾, die völlig identische Angaben machen, handelt es sich im besten Falle um eine inhaltliche Änderung verbunden mit einer sprachlichen Verschlimmbesserung. Syntaktisch gesehen ist die Erklärung so konstruiert, dass man den Inhalt nur mit sehr gutem Willen errahnen kann:

Sprachpolitik die in einem Land gesprochene[n] Sprache[n], die in einem Land sich stellende Sprachenfrage o. ä. betreffende Politik

Wenn man voraussetzt, dass die beiden Teile der Bedeutungserklärung sich ergänzen sollen – wie auch anderswo in diesen Wörterbüchern – erfährt man durch „die in einem Land gesprochene[n] Sprache[n] betreffende Politik“, dass es sich um eine nationale politische Angelegenheit handelt, die entweder eine oder mehrere Sprachen umfasst. Dies entspricht der Angabe in DUDEN-GWB⁽¹⁾ mit der Änderung, dass es sich nun auch um mehrere Sprachen und nicht nur um eine Sprache handeln kann. Es geht aber wahrscheinlich immer noch nur um eine nationale Angelegenheit, nicht um internationale und nicht um private Beschlüsse, sonst hätte man wohl „in einem Land, in einer internationalen oder nationaler Organisation sowie in einer privaten oder öffentlichen Firma oder Institution“ geschrieben. Was genau nun die Sprachpolitik in Bezug auf diese eine Sprache oder auf mehrere Sprachen beeinflussen will, ist nicht klar. Es kann sein, dass es sich um Sprachpurismus oder um Sprachnormung handelt; es kann auch sein, dass es sich um das Verbot anderer Sprachen oder um Vorschriften für die offizielle Verwendung oder Förderung einer oder mehrerer Sprachen geht. Um den zweiten Teil der Bedeutungserklärung „die in einem Land sich stellende Sprachenfrage o. ä. betreffende Politik“ verstehen zu können, muss man wissen, was *Sprachenfrage* ist. Dieses Wort wird in DUDEN-GWB⁽²⁾ und DUDEN-GWB⁽³⁾ wie folgt erklärt:

Sprachenfrage aus dem Zusammenleben mehrerer ethnischer Gruppen mit verschiedenen Sprachen innerhalb eines Staates herrührende Problematik

Der nicht so fleißige Benutzer, der nicht unter *Sprachenfrage* nachschlägt, wird nicht erraten können, dass Sprachpolitik sich insbesondere mit der Beziehung zwischen den Sprachen zu tun hat, die verschiedene ethnische Gruppen in einem Land sprechen. Ich habe es jedenfalls nicht gewusst, aber weiß jetzt, dass die Erklärung in DUDEN-GWB⁽¹⁾ auch daraufhin ergänzt wurde, dass es sich nicht nur um mehrere Sprachen, sondern um mehrere Sprachen gesprochen von Angehörigen verschiedener ethnischer Gruppen handelt, wenn man von Sprachpolitik redet. Alles in allem sind wir zwar etwas, aber nicht sehr viel schlauer geworden. Man darf vermuten, dass Sprachpolitik kein so zentrales Thema in Deutschland ist, sondern dass die unklare Erklärung das recht geringe öffentliche Interesse und eine dementsprechend noch unklare Debatte widerspiegelt.

In der Tat ist es so, dass von Frankreich abgesehen in größeren europäischen Ländern wie Deutschland, England, Spanien und Italien keine allgemeinen und breit geführten sprachpolitischen Debatten geführt werden.¹ Dies ist in den kleineren Ländern anders, so in der Schweiz, in Österreich und insbesondere in den skandinavischen Ländern. Man kann nur Vermutungen darüber anstellen, warum das so ist. Ich meine, dass es dafür mindestens zwei Gründe gibt: Der eine Grund ist, dass die großen Länder und das heißt zugleich die großen Sprachen in der EU zunehmend größeren Einfluss gewinnen – auf Kosten der kleineren Länder und somit auch kleineren Sprachen. Diese Länder sehen – auch aus diesem Grund – die Notwendigkeit sprachpolitischer Initiativen, um den vorliegenden Status der sprachlichen Vielfalt, wie es die EU festgelegt hat (Artikel 22 der Charta der Grundrechte der Europäischen Union), beizubehalten bzw. nicht weiter aushöhlen zu lassen. Deutschland unterstützt auf der einen Seite die kleineren und mittelgroßen Länder, möchte aber gleichzeitig für Deutsch als größte Sprache in der EU auch den Status erreichen, den Englisch und Französisch in der Praxis haben. Beide Richtungen gleichzeitig einzuschlagen, wird kaum gelingen können. Der andere Grund hängt mit der kulturellen Tradition in Bezug auf offizielle Sprachregelungen zusammen. Einige Länder, so z. B. Spanien und Frankreich, haben eine lange Tradition für eine prinzipiell positive Haltung zu präskriptiven Maßnahmen, in der Praxis interessiert man sich jedoch mehr für allgemeine Regelungen und nicht so sehr für Einzelheiten und für die Umsetzung von Sanktionen bei Übertretungen der Vorschriften. Die Entwicklung in Frankreich geht seit 1990 außerdem in eine mehr deskriptive Richtung mit der Zulassung von neuen orthographischen und flexionsmorphologischen Varianten. Die nordischen Länder, insbesondere Island, die Färöer und Norwegen haben eine vergleichbare Tradition. Anders als in Südeuropa werden staatliche Spracheingriffe zur Änderung des vorliegenden Sprachgebrauchs hier auch durch viele offizielle Beschlüsse in die Tat umgesetzt und durch öffentliche Kontrollen unterstützt. Außerdem verfolgt die Öffentlichkeit in diesen Ländern aufmerksam die Einhaltung der offiziellen Beschlüsse. Dänemark befindet sich hier in einer Sonderrolle, da es auf der einen Seite eine lange Tradition für eine dänische *laissez-faire*-Haltung gibt, indem Wissenschaftler und Pädagogen einen klaren deskriptiven Standpunkt ein-

¹ Dies heißt keineswegs, dass gar keine Debatte in Deutschland stattfindet. Die Gründung eines deutschen Sprachrates, in dem u. a. das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim, die Gesellschaft für deutsche Sprache, das Goethe-Institut und Inter Nationes vertreten sind, ist ein Zeichen dafür. Über weitere Initiativen informiert IdS-Mannheim (2003). Der entscheidende Unterschied besteht in der Intensität und der Breite der öffentlichen Diskussion z. B. in Dänemark, Island und Norwegen im Vergleich zu der in Deutschland.

genommen haben. Gleichzeitig gibt es aber paradoxerweise eine Tradition für offizielle Sprachregelungen, im Prinzip nur für Orthografie und Interpunktion, aber zunehmend auch für Flexion. Kurz gesagt heißt das, dass man zwar die sprachliche Freiheitsfahne sehr hoch hängt, dass aber keiner (von einigen wenigen Journalisten und Lexikographen abgesehen) sich gegen große orthographische, flexionsmorphologische und interpunktive Änderungen auflehnen – anders als in Deutschland nach der letzten Rechtschreibreform. Dabei gibt es solche sehr weitgehende Änderungen in Dänemark etwa alle fünf Jahre.

Es ist daher nicht überraschend, dass *Sprachpolitik* als Lemma in den beiden einzigen dänischen Großwörterbüchern zu finden ist. In dem neuesten, in dem z. Z. im Erscheinen sich befindenden sechsbändigen DEN DANSKE ORDBOG findet man folgende Bedeutungserklärung (meine Übersetzung, HB)

Sprachpolitik Maßnahmen einer Nation, eines Fachgebietes, einer Institution oder einer Firma, die darauf zielen, den Gebrauchsumfang einer oder mehrerer Sprachen im Verhältnis zu anderen Sprachen zu regeln, und die Sprache zu entwickeln oder einen korrekten oder empfehlenswerten Gebrauch dieser Sprache zu fördern

Diese etwas umfangreiche Bedeutungsangabe besteht aus zwei Teilen: Im ersten Teil geht es um die Wahl einer oder mehrerer Gebrauchssprachen für ein Land, ein Fachgebiet, eine Institution oder eine Firma. Es ist dabei nicht ganz klar, ob es sich auch um international tätige Institutionen und Firmen handeln kann, wie z. B. die EU, NATO oder McDonald's. Sowohl national wie international hat ein kleines Land wie Dänemark wesentlichen Bedarf an Regelungen, da man in vielen Zusammenhängen nicht darauf bestehen kann, nur Dänisch verwenden zu wollen. Der zweite Teil der Bedeutungserklärung „die Sprache zu entwickeln oder einen korrekten oder empfehlenswerten Gebrauch dieser Sprache zu fördern“ zielt eindeutig auf einzelsprachliche präskriptive oder proskriptive (empfehlende) Maßnahmen. Dies ganz im Rahmen der präskriptiven Tradition in Skandinavien, auch der dänischen mit einer deskriptiven Grundeinstellung und einer gleichzeitigen präskriptiven Praxis.

Eine inhaltlich ähnliche lexikographische Definition findet sich in DEN DANSKE NETORDBOG, der sich vor allem von den bisher zitierten Wörterbüchern dadurch unterscheidet, dass hier in zwei getrennte Bedeutungen aufgeteilt wird (meine Übersetzung, HB):

Sprachpolitik

1. bewusste und festgelegte Wahl, Empfehlung oder Förderung einer oder mehrerer Sprachen
= generelle Sprachpolitik, Sprachwahl, Sprachförderung, Sprachstatusplanung
ANM Eine solche Wahl liegt z. B. vor, wenn eine internationale Organisation, ein Land, eine Institution oder eine Firma den Gebrauch einer oder mehreren Sprachen ganz allgemein oder nur für bestimmte Zusammenhänge vorschreibt. In solchen Fällen liegt auch eine Abwahl anderer Sprachen vor.
2. bewusste und festgelegte Wahl oder Empfehlung von Kommunikationsstrategien, Stilmitteln, grammatischen Regeln, Wörtern oder Wortformen

einer bestimmten Sprache

= spezifische Sprachpolitik, Kommunikationsoptimierung,

Sprachkorporusplanung

ANM Man könnte sich vorstellen, dass eine Sprachenkommission, eine Firma oder eine Institution genau dieselben Kommunikationsstrategien usw. für mehrere Sprachen vorschreiben oder empfehlen würde. In der Praxis lässt sich das nur teilweise durchführen, da man eine Reihe von sprachspezifischen Beschlüssen für jede einzelne Sprache treffen muss.

Die beiden kurzen lexikographischen Definitionen werden durch längere Anmerkungen in einem besonderen Feld des Internetwörterbuches ergänzt. Man sieht hier, dass prinzipiell nicht getrennt wird zwischen Vorschriften und Empfehlungen. Dies wird als die grundlegende Trennung in einigen sprachpolitischen Beiträgen benutzt, am deutlichsten in der Monographie von Jarvad (2001, 18). Ich halte diese Trennung zwar für wesentlich, aber nicht für so grundlegend wie die Wahl zwischen Sprachen bzw. Wahlen innerhalb eines Sprachsystems. Außerdem ist die Trennung zwischen Deskription, Proskription und Präskription keineswegs eindeutig und eignet sich auch daher nicht als Ausgangspunkt einer möglichen Aufteilung von Sprachpolitik, vgl. hierzu Bergenholtz (2003).

Wir wollen daher die lexikographische Definition in dem dänischen Internetwörterbuch als Hintergrund benutzen, wenn wir jetzt einige Aufsätze kurz ansprechen. Es soll dabei keine wissenschaftsgeschichtliche Aufarbeitung der sprachpolitischen Terminologie geboten werden, es kann stattdessen auf den Überblick von Cillia (2003, 11-17) verwiesen werden. Dies heißt aber keineswegs, dass die gewählte Definition ohne Einschränkung mit der vorliegenden Terminologie übereinstimmt. Diese ist nämlich dadurch gekennzeichnet, dass man teilweise eher die erste oder eher die zweite Teilbedeutung meint, wenn der Terminus **Sprachpolitik** verwendet wird. Dies sieht man am ehesten, wenn man die jeweilige Thematik betrachtet.

Sprachpolitik in der wissenschaftlichen und kulturpolitischen Literatur (1)

Der Sammelband Ricento (2000) enthält insgesamt zehn Aufsätze, die neben zwei generellen Beiträgen u. a. die Sprachpolitik in Australien, den USA, Indien, Südafrika sowie die koloniale Sprachpolitik und Englisch als imperialistische oder verbindende Sprache behandeln. Alle Beiträge haben gemein, dass sie Sprachpolitik im Sinne von ‚Wahl zwischen Sprachen‘ behandeln. Typisch ist Moore (2000), die u. a. die offiziellen australischen sprachpolitischen Ziele aus dem Jahr 1991 diskutiert:

1. Alle Australier sollen Englisch beherrschen.
2. Neben Englisch soll die Erlernung von mindestens einer weiteren Sprache gefördert werden.
3. Die ursprünglichen Sprachen in Australien sollen unterstützt und weiter entwickelt werden.
4. Sprachliche Hilfsmittel für Dolmetscher und Übersetzer sowohl in gedruckter als auch in elektronischer Form sollen verbessert und erweitert werden.

Es geht hier um verschiedene Fragestellungen, die man zwar von einander trennen muss, zunächst aber unter der Überschrift „generelle Sprachpolitik“ zusammenfassen kann. Dasselbe gilt für die erste Erklärung des neu gebildeten Deutschen Sprachrats vom 28. Juli 2003. Man will die

deutsche Sprache auf verschiedene Weise fördern, zwar nicht ausdrücklich unter Zurückdrängung anderer Sprachen, aber zumindest in der Form von Verteidigung und weiterer Ausbreitung der deutschen Sprache:

1. durch Zusammenarbeit mit Institutionen im In- und Ausland, um ganz allgemein die Vermittlung der deutschen Sprache zu fördern
2. durch die Betonung der Wichtigkeit des Deutschunterrichts in allen Schularten und auf allen Klassenstufen
3. durch die Förderung des Fremdsprachenunterrichts in Deutschland
4. durch die Verstärkung des Deutschunterrichts für Migranten
5. durch weitere Förderung der deutschen Sprache im Ausland
6. durch Förderung der deutschen Sprache als der sprecherstärksten Sprache in der EU
7. durch Widerstand gegen die „Tendenz zur arbeitspraktischen Einsprachigkeit“ in der Europäischen Union

Wo es hier fast ausschließlich um Deutsch geht, hat der Sammelband von Busch/Cillia (2003) einen anderen Schwerpunkt. Hier stehen Migranten- und Minderheitensprachen in Österreich im Mittelpunkt, so z. B. Fleck (2003) und Fischer (2003), außerdem die selten diskutierte Minderheitensprache, die Gebärdensprache (Krausneker 2003). Die einzige Ausnahme ist der Beitrag von Muhr (2003), der in Wirklichkeit auch eine Minderheitensprache, die österreichische Varietät des Deutschen, durch sein Plädoyer für eine Förderung des österreichischen Deutsch behandelt. Alle Beiträge haben gemein, dass sie Sprachpolitik im Sinne der ersten Bedeutung aus dem dänischen Internetwörterbuch behandeln.

Das Buch hat doch nicht den Titel „Sprachpolitik“, sondern „Sprachenpolitik in Österreich“. Dieser Unterschied zwischen *Sprach-* und *Sprachen-* vor *-politik* entspricht ziemlich genau den Unterschied zwischen der angegebenen Bedeutung 1 und 2 in dem dänischen Internetwörterbuch, d. h. zwischen (1) Wahl zwischen Sprachen sowie Förderung von einer oder mehreren Sprachen und (2) Wahl zwischen Varianten und Kommunikationsstrategien innerhalb einer bestimmten Sprache. Diese terminologische, aber m.E. sprachsystemwidrige Unterscheidung² hat sich in der neueren deutschen sprachpolitischen Literatur durchgesetzt, s. dazu GLÜCK (2000).

Sprachpolitik in der wissenschaftlichen und kulturpolitischen Literatur (2)

Genauso wie es Publikationen gibt, die sich nur auf die eine Bedeutung von dän. *sprogpolitik* und engl. *language policy*, d. h. dt. *Sprachenpolitik* beziehen, gibt es sprachpolitische Beiträge, die nur die zweite Bedeutung im Blickpunkt haben, so z. B. das „Weißbuch zur Sprachpolitik in dänischen Firmen“ (Hvidbog 2003) oder die „Sprachpolitik für dänische Gerichte“ (Sprogpolitik 2003) und viele andere Sprachpolitiken dänischer Firmen, Institutionen, Behörden und Gerichten.

² Die terminologische Festlegung entspricht insofern nicht dem deutschen Sprachsystem, als dieses keine Pluralbedeutung für Fugenmorpheme vorsieht. Rein historisch können die Fugenmorpheme zwar grammatisch erklärt werden, synchron gesehen spielt diese Tatsache jedoch keine Rolle. Ein *Sprachforscher* kann eine oder mehrere Sprachen erforschen. Sicher ist ein *Kindergarten* für mehrere Kinder, ein *Kinderwagen* aber normalerweise nur für ein Kind konstruiert. Genauso hat eine *Bischofskonferenz* nicht nur einen Bischof als Teilnehmer. Ich halte daher diese deutsche Trennung für unweckmäßig, genauso wie die der englischen Trennung zwischen *language politics* and *language policy*. Stattdessen plädiere ich für die Wahl eines und nur eines Terminus in den unterschiedlichen Sprachen, wenn man eine inhaltliche Gemeinsamkeit zwischen den beiden hier angenommenen Grundbedeutungen von dän. *sprogpolitik*, dt. *Sprachpolitik* voraussetzt.

Eine solche Sprachpolitik ist z. B. die des dänischen Telekonzerns TDC (TDC 2000), der etwa 18.000 Mitarbeiter hat. Die konzerninterne Sprachpolitik besteht inhaltlich aus zwei Teilen. Zum einen werden Ratschläge für das Schreiben von Briefen und anderen Mitteilungen an die Kunden gegeben. Man kann sie als die zehn Gebote für das kundenfreundliche Schreiben bezeichnen, z. B.: Schreibe aktiv! d. h. vermeide Passivsätze und unpersönliche Anreden. Solche Ratschläge, die wir auch aus Stillehren und Briefstellern kennen, sind im Prinzip sehr nützlich, in vielen Einzelfällen jedoch unbrauchbar bzw. gar schädlich. Dies gilt z. B. für die Empfehlung der du-Anrede, die auch im Dänischen nicht von jedem als selbstverständlich und angenehm empfunden wird. Dies gilt z. B. auch bei der empfohlenen Vermeidung von Fremdwörtern, da eine Reihe von Fachtermini eben gerade nötig sind, um einen Sachverhalt genau beschreiben zu können, s. dazu Bergenholtz et al. (2003). Zum anderen wird darauf verwiesen, dass TDC ein konzerninternes Wörterbuch hat, dessen Angaben zu befolgen sind. Man soll z. B. *e-mail* mit Bindestrich schreiben und nicht ohne (*email*), *pc* und nicht *PC* und flektiert *modem* ohne Konsonantenverdoppelung: *modemer* (dt.: *Modems*) und nicht wie von dem nationalen dänischen Sprachrat vorgeschrieben mit Konsonantenverdoppelung: *modemmer*.

Es gibt mindestens 50 Firmen und Institutionen in Dänemark, die solche Sprachpolitiken für ihre Kommunikationsstrategie festgelegt und sie mit Vorschriften zur Wahl von lexikalischen Varianten verbunden haben. Sie alle verstehen unter dän. **sprogpolitik** nur oder fast nur einzelsprachliche Entscheidungen, d. h. dasselbe wie dt. **Sprachpolitik**.³

Sprachpolitik in der wissenschaftlichen und kulturpolitischen Literatur (3)

Viele weitere sprachpolitische Beiträge haben zwar einen Interessenschwerpunkt ‚Sprachwahl und -förderung‘, behandeln jedoch auch einzelsprachliche Entscheidungen, wie sie in der soeben referierten konzerninternen Sprachpolitik vorgenommen werden. Diese Doppelbedeutung von **Sprachpolitik** sieht man z. B. in Phillipson (2003, 13-23) und in den Vorschlägen für nationale Sprachpolitiken in Schweden und Dänemark. In dem Gutachten des Komitees für die schwedische Sprache (2002), in Committee on the Swedish Language (2002) sowie in dem dänischen Regierungsgutachten (Sprache im Spiel 2003) und der sprachpolitischen Erklärung vom 13.12.2003 finden sich folgende Gemeinsamkeiten:

- Es besteht die Gefahr des Domänenverlustes dadurch, dass Englisch Dänisch bzw. Schwedisch in der Wissenschaftssprache verdrängen könnte, und gleichzeitig eine Zunahme von Anglizismen zur sprachlichen Verfremdung führen würde.
- Es besteht – auch aufgrund der wichtigen Integration von Migranten – ein Bedarf an einer Verstärkung des Sprachunterrichts, wobei Dänisch bzw. Schwedisch im Mittelpunkt steht.
- Im Informationszeitalter ist der Bedarf an Fähigkeiten der schriftlichen und mündlichen Kommunikation gestiegen. Es müssen daher weitere sprachliche Hilfsmittel, darunter Internetwörterbücher, zur Verfügung gestellt und das heißt auch gefördert werden.

³ Soviel ich weiß, gibt es nicht in dem Maße ausgearbeitete Sprachpolitiken für deutsche Firmen und Institutionen, jedenfalls nicht mit dieser Bezeichnung. Ich kenne auch keine deutschen wissenschaftlichen Beiträge, die solche Firmenentscheidungen als sprachpolitisches Thema behandelt haben. Vergleichbar damit werden Entscheidungen und EU-Ratschläge für Kommunikationsstrategien und Variantenwahl als „style guide“ (EU style guide 2001, 2003) und eben nicht als „language policy“ bezeichnet.

- Auf der einen Seite wird – so in Sprache im Spiel (2003) – die Forderung nach einem korrekten und zugleich leicht verständlichen Sprachgebrauch gestellt, d. h. Empfehlungen und Normierungen. Auf der anderen Seite wird für ein „Verständnis“ für sprachliche Variation geworben, z. B. aufgrund unterschiedlicher regionaler, sozialer und ethnischer Zugehörigkeit.

Was den letzten Punkt betrifft, hat die Regierungsvorlage in Dänemark keine breite Zustimmung im Folketing gefunden, da Teile der linken Opposition und auch eine regierungsfreundliche konservative Partei klare präskriptive Eingriffe verlangen, die nicht nur die Orthographie, Interpunktion und Flexion, sondern auch die Semantik betreffen (z. B. was darf *Rassist* bedeuten?). Es wird darauf verwiesen, dass solche wortsemantischen Entscheidungen in Norwegen und Island seit Jahren vorgenommen werden.⁴

Diese sprachpolitisch spannende Situation kann hier nicht weiter erörtert werden. Persönlich halte ich große Teile der Vorschläge für sehr vorteilhaft für die weitere Sprachentwicklung in Skandinavien, grundsätzlich habe ich jedoch schwere Bedenken gegen die schon vorliegende Praxis bei der Präskription von orthographischen und flexionsmorphologischen Varianten, s. dazu Bergenholtz (2003). Bemerkenswert ist dabei wie gesagt, dass die dänische Öffentlichkeit anders als die deutsche bei der deutschen Rechtschreibreform kaum davon Notiz nimmt.

Was ist nun wirklich Sprachpolitik?

Es gibt zwar wissenschaftlich direkt falsche Antworten. Es kommt aber oft vor, dass es mehrere Antworten gibt, die alle richtig sein können. Für einen bestimmten Zweck kann jedoch die eine Antwort adäquater sein als eine andere. Was nun die Sprachpolitik angeht, könnten wir noch eine Reihe von linguistischen Fachwörterbüchern heranziehen, wobei wir bereits vorliegende Termini wie *Sprachlenkung*, *Sprachplanung*, *Sprachkultur*, *Statusplanung* in Verbindung mit **Sprachpolitik 1**, und *Korpusplanung*, *Sprachausbau*, *Sprachmanipulation*, *Sprachpflege*, *Sprachpurismus*, *Sprachregelung*, *Sprachreinigung*, *Sprachnormierung* zusammen mit **Sprachpolitik 2** behandeln würden. Das kann ein Sprachpolitikdoktor an anderer Stelle machen. Für den Zweck, *Sprachpolitik* so für die Allgemeinheit zu erklären, dass es z. B. Pfiffikus verstehen und der am Anfang erwähnte Sprachdoktor es als linguistisch haltbar ansehen kann, halte ich an dem Grundthema fest: Sprachpolitik ist als Einheit zu sehen, allerdings ist dabei auch deutlich zu trennen zwischen zwei Grundbedeutungen, die wiederum jeweils weiter aufgeteilt werden können:

1. Generelle Sprachpolitik

Dies kann auch als Sprachwahl und Sprachförderung bezeichnet werden. Es gibt zwei Arten einer generellen Sprachpolitik: Wahl zwischen einer oder mehreren Sprachen und Förderung oder Verbot einer oder mehreren Sprachen:

⁴ Ulrich Ammon, der die Einträge **Sprach-** und **Sprachenpolitik** in GLÜCK (2000) verfasst hat, versteht unter Sprachpolitik in etwa das, was in diesem Beitrag als einzelsprachliche Entscheidungen zur Kommunikationsstrategie und -optimierung verstanden wird. Erstaunlicherweise meint er, dass eine solche Politik „zumeist nicht in gewünschtem Maße erfolgreich“ sei, „zumindest nicht in der Beeinflussung des Denkens“. Ein Deskriptivist mag das wünschen. Ich möchte es umdrehen: Erstaunlicherweise sind solche Entscheidungen in hohem Maße erfolgreich. Diese Diskussion ist an anderer Stelle zu führen, da wir u. U. die Termini unterschiedlich verwenden.

1.1 Wahl zwischen Sprachen

Diese Art einer generellen Sprachpolitik findet ihren Niederschlag in verschiedenen Zusammenhängen:

Mono- oder Mehrsprachigkeit in internationalem Zusammenhang

Hier geht es um Wahl von Sprache oder Sprachen für den Gebrauch in internationalen Organisationen wie UN, NATO, EU, dem Roten Kreuz und in internationalen Konzernen. Oft wird man dabei innerhalb derselben Organisation unterschiedliche Entscheidungen treffen, jedoch für verschiedene Zusammenhänge. Meist liegen die Entscheidungen in Form von Vorschriften, nicht als Empfehlungen vor.

Mono- oder Mehrsprachigkeit in Konzernen, Firmen und Organisationen

In Konzernen, Firmen, Universitäten und anderen Organisationen innerhalb eines bestimmten Landes kann es nötig sein, eine oder mehrere Arbeitssprachen, Verhandlungssprachen, Dokumentationsprachen zu wählen. Dies muss für die ganze Organisation nicht einheitlich geregelt sein, wird allerdings meist als klare Vorschriften vorliegen – vorausgesetzt, die Firma hat eine Sprachpolitik.

Mono- oder Mehrsprachigkeit auf nationaler oder regionaler Ebene

Hiermit ist die Sprachenwahl für verschiedene offizielle Zusammenhänge gemeint, die man insbesondere in Ländern mit mehreren offiziellen Sprachen haben muss, so z. B. in Österreich, Südafrika und Finnland. In welcher Sprache oder in welchen Sprachen müssen Gesetze des Landes formuliert werden? In welcher Sprache oder in welchen Sprachen findet der Unterricht in verschiedenen Schul- und Universitätstypen statt. Eine solche Entscheidung wird normalerweise in Gesetzen oder Verordnungen festgelegt sein.

Sprachvarianten auf nationaler oder regionaler Ebene

Wenn eine Sprache mehrere Varianten hat, kann darüber entschieden werden, welche als offizielle Schriftsprachenvariante(n) zu sehen ist bzw. sind, und in welchem Maße diese als Schriftsprache in offiziellen Texten, Schulbüchern usw. und als gesprochene Sprache im Funk und Fernsehen verwendet werden sollen oder müssen. Dies ist beispielsweise in Norwegen der Fall, wo es eine Reihe von Regelungen für die Verwendung von bokmål und nynorsk gibt. In dem Fall sind zu befolgende Vorschriften beschlossen worden, in anderen Ländern wird man hier eher Empfehlungen aussprechen. Ob es sich hier um Dialekte oder um verschiedene Sprachen handelt, hängt auch davon ab, wie man diesen Unterschied definiert. So wird man im Falle von Bahasa Indonesia eher sagen können, dass diese frühere gemeinsame Handelssprache Malaiisch in einer neunormierten Version an die Stelle anderer Sprachen wie Javanesisch, Sundanesisch und Balinesisch in vielen Zusammenhängen getreten ist.

Multisprachlichkeit auf nationaler Ebene in Relation zum Sprachunterricht

Es geht hier darum, welche Sprachen in den verschiedenen Schulstufen als Unterrichtssprachen angeboten und insbesondere als obligatorisch eingestuft werden. Man spricht hier auch von Schulsprachenpolitik. Hierzu gehört auch die Wahl bzw. Abwahl von Unterricht der Migranten in ihren jeweiligen Muttersprachen. Diese Form von Sprachpolitik ist eindeutig durch Gesetze und Anordnungen geregelt und gehört zu dem Bereich der Sprachpolitik, wo die politischen Parteien in den jeweiligen Ländern am ehesten Einfluss mit großer Auswirkung für die Bevölkerung ausüben.

1.2 Förderung oder Verbot einer oder mehrerer Sprachen

Auch diese Art einer generellen Sprachpolitik findet ihren Niederschlag in verschiedenen Zusammenhängen:

Verteidigung einer oder mehrerer Nationalsprachen

Hiermit ist die Wahl einer konservierenden oder puristischen Sprachpolitik gemeint, die als Ziel hat, die Sprache gegen Einfluss von anderen Sprachen zu schützen. Wir können hier auf entsprechende Gesetze in z. B. Polen und Frankreich verweisen. Auch in Skandinavien gibt es solche Gesetze, am deutlichsten auf Island und auf den Färöern, aber auch in einigem Ausmaß in Norwegen.

Unterstützung für die Erlernung und den Gebrauch einer Sprache im Ausland

Insbesondere die großen Länder haben eine solche Sprachpolitik, wie wir es z. B. durch Alliance Française, das Goethe Institut oder the English Language Council kennen. Dazu gehört auch die Entsendung von Lehrkräften für Schulen und Universitäten.

Angriff auf Nationalsprachen

Hiermit sind Fälle gemeint, wo eine Sprache verboten oder in seiner Verwendung eingeschränkt wird, z. B. durch eine Verdrängung als Unterrichtssprache oder Streichung aus der Palette im Sprachunterricht. Wir kennen dies nicht nur, aber insbesondere in besetzten, eroberten oder kolonisierten Gebieten.

2. Spezifische Sprachpolitik

Es geht hier immer um eine einzelne Sprache. Hier muss man zwischen zwei Problemkreisen trennen. Im ersten Fall wird es sich immer um Empfehlungen handeln, im zweiten Fall kann man entweder empfehlen oder vorschreiben und verbieten.

2.1 Kommunikationsstrategien

Hiermit sind generelle Vorschläge gemeint, die darauf zielen, dass bessere Texte entstehen sollen, insbesondere geschriebene Texte. Vorschläge hierfür können ausgearbeitet werden von Organisationen, Konzerne, Firmen, aber auch internationalen Organisationen wie der EU. Es geht um empfängerrelatierte Ratschläge, die für den Textaufbau, Wahl und Abwahl der Stilmittel, Satzlänge, Passivsätze, Fremdwörter, Komposita, Anreden u. v. m. gelten. Eng verbunden mit Vorgaben für den Textaufbau gehören Vorschläge zum Layout bzw. zum Webdesign, wir können hier von visuellen Kommunikationsstrategien sprechen. Im Prinzip sind alle Vorschläge zu Kommunikationsstrategien vergleichbar mit denen, die man in Stillehren oder Briefstellern findet. Der Unterschied besteht darin, dass es hier um Vorschläge von der Leitung einer Organisation geht. Es sind zwar nur Vorschläge, weil man hier keine ganz eindeutigen Vorschriften machen kann. Die Leitung erwartet jedoch, dass die Mitarbeiter sich an den Vorschriften halten, so dass die Vorschläge eine vorschreibende Funktion bekommen.

2.2 Kommunikationsoptimierung: Wahl von konkreten sprachlichen Phänomenen

Es geht hier um Empfehlungen oder aber normierende Beschlüsse auf nationaler oder regionaler Ebene oder in einer nationalen oder internationalen Organisation oder Firma. Dies kann z. B. stattfinden durch Beschlüsse eines national ernannten Sprachrates oder durch ein Gremium zusammengesetzt von Repräsentanten mehrerer Länder, wie es im Falle der deutschen Rechtschreibereform geschehen ist. Entsprechend haben einzelne Firmen oder Organisationen konkrete

Beschlüsse zu Einzelproblemen gefasst. Dies geschieht z. B. häufig in Zeitungsredaktionen. In diesem Zusammenhang ist auch die internationale, nationale und firmeninterne terminologische Normierung zu sehen.

Ist Pffifikus nun schlauer geworden?

Ich gehe davon aus, dass Pffifikus jetzt weiß, dass es auch eine sprachpolitische Angelegenheit ist, ob Deutsche in deutschen Landen deutsch sprechen, und zwar im vielerlei Sinne, wie es aus den Punkten 1.1 und 1.2 hervorgeht. Pffifikus hat sogar gelernt, dass deutsch auch außerhalb der deutschen Lande gesprochen wird. In der EU allerdings nicht oder noch nicht in dem Maße, wie es zu erwarten wäre, wenn man bedenkt, dass Deutsch die Sprache ist, die von den meisten EU-Bewohnern gesprochen wird. Der Grund ist zum einen, dass die EU zunächst gar keine beschlossene Sprachpolitik hatte. Zum anderen ist der Grund, dass Englisch die Sprache in Europa ist, die von den meisten EU-Bewohnern verstanden wird, so dass wir vielleicht auf dem Weg zu einem „English-Only Europe“ (Phillipson 2003) sind.

Pffifikus weiß zwar immer noch nicht, wann man *deutsch*, und wann man *Deutsch* schreibt. Aber er weiß jetzt, dass solche Regelungen durch sprachpolitische Entscheidungen im Sinne von Sprachpolitik 2.2 festgelegt und auch geändert werden können. Er hat auch gelernt, dass man gerne und oft solche Entscheidungen in nordischen Ländern trifft, weiß aber noch nicht so recht, warum dies selten und dann erst nach großen öffentlichen Debatten in deutschen Landen geschehen kann. Er möchte noch gerne wissen, ob die Sprachpolitik in nordischen Ländern dann besser ist als die in Deutschland. Aber er muss ja nicht alles heute erfahren.

Literatur

- Ammon, Ulrich: Sprachenpolitik in Europa – unter dem vorrangigen Aspekt von Deutsch als Fremdsprache (1). In: *Deutsch als Fremdsprache* 40, 2003, 195-209.
- Bergenholtz, Henning/Jonna Bisgaard/Majken Brunsborg Lauritsen/Kamilla Kvist Wichmann: Sprogpolitik: So ein Ding müssen wir auch haben. In: *Hermes* 31, 2002, 135-165.
- Bergenholtz, Henning: User-oriented Understanding of Descriptive, Proscriptive and Prescriptive Lexicography. In: *Lexikos* 13, 2003, 65-80.
- BROCKHAUS-WAHRIG = *Brockhaus-Wahrig. Deutsches Wörterbuch in sechs Bänden*. Hrsg. von Gerhard Wahrig, Hildegard Krämer, Harald Zimmermann. Wiesbaden: Brockhaus/Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 1. Bd. A-BT 1980, 2. Bd. BU-FZ 1981, 3. Bd. G-JZ 1981, 4. Bd. K-OZ 1982, 5. Bd. F-STD 1983, 6. Bd. STE-ZZ 1984.
- Bünting, Karl-Dieter: *Auf gut deutsch*. Köln: Lingen 1985.
- BÜNTING/KARATAS = Karl-Dieter Bünting/Ramona Karatas: *Deutsches Wörterbuch. Mit der neuen Rechtschreibung*. Chur: Isis 1996.
- Busch, Brigitta/Rudolf de Cillia (Hrsg.): *Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandaufnahme*. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2003.
- Charta der Grundrechte der Europäischen Union*. Proklamiert am 7. Dezember 2000 in Nizza. http://www.europarl.eu.int/charter/default_de.htm
- Christ, Herbert: *Fremdsprachenunterricht für das Jahr 2000. Sprachpolitische Betrachtungen zum Lehren und Lernen fremder Sprachen*. Tübingen: Narr 1991.
- Cillia, Rudolf de: Braucht Österreich eine Sprachenpolitik? In: Busch/Cillia 2003, 9-42.
- Committee on the Swedish Language: *Speech. Draft action programme for the Swedish language. Summary*. Stockholm: Statens offentliga utredning 2002.

- DEN DANSKE NETORDBOG = Henning Bergenholtz/Vibeke Vrang under medvirken af Lena Lund, Helle Grønberg, Maria Bruun Jensen, Signe Rixen Larsen, Rikke Refslund og Jette Pedersen: *Den Danske Netordbog*. Database og layout: Richard Almind. <http://netordbog.asb.dk> 2004.
- DEN DANSKE ORDBOG = *Den Danske Ordbog A-D*. København: Det Danske Sprog- og Litteraturselskab/Gyldendal 2003. [Eintrag aus dem noch nicht-erschienenen Band zitiert nach Hjorth 2003].
- DUDEN-UNIVERSALWÖRTERBUCH = *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. Hrsg. von der Dudenredaktion. 5. überarb. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag 2003.
- EU style guide = EU intern dansk retskrivningsinstruks. http://europa.eu.int/comm/translation/writing/style_guides/danish/danish_styleguide_2001.pdf
- EU style guide = EU's English Style Guide. http://europa.eu.int/comm/translation/writing/style_guides/english/english_style_guide_en.htm 2003.
- Fischer, Gero: Von Minderheitensprachen zu Nachbarsprachen. Die Rolle der Minderheitensprachen in Österreichs Bildungswesen. In: Busch/Cillia 2003, 72-91.
- Fleck, Elfie: Integration durch Sprache. SchülerInnen mit einer anderen Erstsprache als Deutsch im österreichischen Schulwesen. In: Busch/Cillia 2003, 63-71.
- GLÜCK = Helmut Glück (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 2., erw. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler 2000.
- Gutachten des Komitees für die Schwedische Sprache = Betänkande av Komittén för svenska språket: *Mål i Mun – Förslag til handlingsprogram för svenska språket*. Stockholm: Kulturdepartementet 2002.
- GWDS¹ = *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden*. Hrsg. u. bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut 1976-1981.
- GWDS² = *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden*. 2., völlig neu bearb. und stark erw. Aufl. Hrsg. u. bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim/Wien/Zürich: Bibliographisches Institut 1993-1995.
- GWDS³ = *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden*. 3., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag 1999.
- Hjorth, Ebba: Yes. In: *Mål og Mæle* 4, 2003, 5-9.
- Hvidbog = *Hvidbog om erhvervsliv, sprogpolitik og konkurrenceevne*. København: Dansk Selskab for Fagsprog og Fagkommunikation (DSFF) 2003.
- IDS-Mannheim: *Sprachpolitik*. <http://www.ids-mannheim.de/aktuell/sprachpolitik> 2003.
- Jarvad, Pia: *Det danske sprogs status i 1990'erne med særlig henblik på domænetab*. Nordisk Ministerråd: København 2001.
- Krausneker, Verena: Ungehört. Zum Status der Österreichischen Gebärdensprache und ihrer VerwenderInnen. In: Busch/Cillia 2003, 102-113.
- Muhr, Rudolf: Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat. In: Busch/Cillia 2003, 196-225.
- Phillipson, Robert: *English-Only Europe? Challenging Language Policy*. London/New York 2003.
- Sprache im Spiel = Kulturministeriet: *Sprog på spil – et udspil til en dansk sprogpolitik*. København 2003.
- Sprachpolitische Erklärung = Kulturministeriet: *Sprogpolitisk redegørelse*. København 15.12.2003.
- Sprogpolitik = *Sprogpolitik for Danmarks Domstole*. København: Domstolsstyrelsen 2003.
- TDC sprogpolitik: *Vejviser til godt sprog*. <http://www.tdc.dk/designmanualer/designguide> 2000
- WAHRIG = Gerhard Wahrig: *Deutsches Wörterbuch*. Neu hrsg. von Dr. Renate Wahrig-Burfeind. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Gütersloh/München: Bertelsmann 2000.

Regeln, Regelungsvarianten und Prinzipien bei ausgewählten Orthographen in der Geschichte der Rechtschreibung

Nadja Mlinarzik-Gutt (Duisburg-Essen)

1. Regeln und Regelungsvarianten

In der umfangreichen »Duden-Grammatik« gibt es kein Stichwort zu ‚Regel‘, obwohl das Handbuch fortwährend mit ‚Regeln‘ arbeitet. Das »Deutsche Universalwörterbuch« (DUW 1996) nennt die verschiedenen Bedeutungen:

1. als verbindlich geltende, festgelegte Richtlinien
2. „regelmäßig, fast ausnahmslos geübte Gewohnheit; das Übliche, üblicherweise Geltende
3. Menstruation.“

Prechtl gibt im »Metzler Lexikon Sprache« (1993, 500f.) zwei Bestimmungen für den Terminus Regel:

- a) „die bestimmten Handlungen und Handlungstypen zugrundeliegende Sinnstruktur,
- b) eine Norm oder Richtschnur für Handlungen oder Handlungsstandards.“

Bußmann (1983, 635f.) bestimmt Regel als „Grundbegriff zur Beschreibung, Erklärung oder Regulierung von sprachlichem Verhalten.“

Nerius (1989, 34) charakterisiert „[...] zwei Bedeutungen der Bezeichnung“: „1. Aufforderung, Anleitung, Anweisung zur Ausführung einer Operation unter gewissen Bedingungen mit einem Ziel; 2. gleichförmiges Sichwiederholen eines Vorgangs [...].“ Hervorgehoben wird, das zu einem bestimmten Verhalten“ (ebd.) aufgefordert wird. [Unterstr.; N.M.] Nerius (1989, 37ff.) sagt auch einiges dazu, woran orthographische Regeln als ‚Handlungsanweisung‘ zu erkennen sind, er ergänzt aber, dass „[...] Festlegungen [...] oft nicht als Regeln zu erkennen“ sind, da „[...] man den Aufforderungscharakter nicht ohne weiteres ablesen kann, z. B.: ,t steht immer in dem Präfix *ent-* [...]‘.“(ebd.)

Im Blick auf den Aufforderungscharakter unterscheidet Nerius verschiedene Formulierungen:

- a) Sie steht in einem Regelverzeichnis.
- b) Formulierungen mit dem Indefinitpronomen ‚man‘: hier wird „[...] der Aufforderungscharakter deutlicher“ (37).
- c) Orthographische Regeln im Imperativ: „Nach l, n, r, das merke ja, steht nie tz und nie ck!“ (ebd.)
- d) Formulierungen mit ‚einschränkenden Bestimmungen‘: meist, oft, in der Regel u. a.

Nerius sieht das Problem der „[...] regelabweichenden Schreibungen einzelner Wörter [...]“ und fordert „[...] um der Exaktheit willen eine möglichst [!; N. M.] einheitliche [...] Gestaltung der orthographischen Regeln.“ (ebd.)

Bei meinen Untersuchungen interessiert vor allem die Frage, wie orthographische Regeln bei den Grammatikern und Orthographen ICKELSAMER (1527/1534), KOLROSS (1530), FRANGK (1531), SCHOTTELIUS (1663), FREYER (1722), GOTTSCHED (1762), ADELUNG (1788), GRIMM (1854) bis hin zu Konrad DUDEN (1880/1902) sprachlich gestaltet sind, welche sprachlichen Formen vorkommen. Dabei soll besonders der Aspekt der Formulierung der ‚Regulierung von sprachlichem Verhalten‘ beachtet werden.¹

Wie formulieren, gestalten die frühen Orthographen und Grammatiker also den Aufforderungscharakter der Regeln? Hier einige Beispiele:

KOLROSS (1530) verwendet das Wort Regel selten: „*eyn gemeyne Regel*“ (68); dennoch formuliert er viel Regelhaftes, dies in verschiedenen Satzformen. Am häufigsten finden sich Formulierungen mit Modalverben, in positiver und negativer Bedeutung:

- „*Nun dife ftimmen / [...] föllend nimmer näben / fonder obeenander gefchriben werden*“ (68) (zum Umlaut),
- „*Di fe föllend nimmer obeenander / fonder allweg näbeneinander gefetzt werden*“ (69) (Diphthonge),
- „*Solt du hie eine gemeyne regel nehmen. In allen silben vnd worten / darinnen das i fin vßsprechen kurtz vnd behänd hat / do solt du allweg das kurtz vnd einfach fchryben.*“ (70) [Unterstr.; N. M.]

Nicht selten liegt eine indirekte Aufforderung in Formulierungen mit dem Passiv:

- „*Die andern [...] werden nit gedupliert.*“ (72)

Sogar Imperativformen kommen vor:

- „*dorumb dupliert nit on nodt.*“ (73)

Allgemeine Geltung beanspruchende Formulierungen mit dem Indefinitpronomen ‚man‘:

- „*do fchrybt man ein z.*“ (74) [Unterstr.; N. M.]

Und an einer Stelle sagt er sogar, dass er etwas als Regel versteht:

- „*Solt du hie ein gemeyne regel nehmen.*“ (70)

Es ist erstaunlich, wie viele Möglichkeiten für eine Regelangabe KOLROSS 1530 schon anzubieten hat.

Bei FRANGK (1531) finden sich ähnliche und andere Regelformulierungen. Beim Lesen fallen ‚wenn ... dann (so) – Sätze auf:

- „*Wenn das klein i on beiftand des e befunden, fo wirdts kurtz ...*“ (99)
- „*Wenn das h bey odder nach einem ftimmer gefetzt wird [...] fo [...]* (98) [Unterstr.; N. M.]

Auch konjunktionslose (asyndetische) Nebensätze kommen vor:

- „*Würd aber ein lang vberreichend buchftab / als / b d f [...] bei den ftimmer gefetzt fo bleibt h [...] vngefchrieben [...].*“ (98) [Unterstr.; N. M.]

¹ Diese Ausführungen stützen sich auf Mlinarzik-Gutt (2003).

ADELUNG (1788) nennt die Dinge beim Namen: wenn er etwas regeln will, so spricht er von *Regel*, manchmal sogar von *Gefetz*, *Schreibgefetz*, „*darauf gegründetes orthographisches Gefetz*“ (218ff.). Fünfzig Jahre später entstand in der historischen Sprachbeschreibung die These von den Lautgesetzen. „Der Begriffsbildung liegt“, so Bußmann (1983, 284), „die Annahme zugrunde, daß – in Analogie zu naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten – bestimmte Laute einer bestimmten Sprache sich aufgrund physiologischer Gegebenheiten unter gleichen Bedingungen ausnahmslos in gleicher Weise verändern, vgl. z. B. die 1. Lautverschiebung, Umlaut, Diphthongierung.“

ADELUNG spricht oft von Regeln: *orthographischen Regeln* (214ff.). Die häufigsten Formen zur Formulierung von Regeln sind Satzgefüge mit asyndetischen Nebensätzen:

„*It der Charakter einer Wurzelŷylbe einmahl bekannt, ŷo führe man denŷelben durch alle reguläre veränderungen des Wortes durch: das Thal, das Thälchen,*“ (235)


An zweiter Stelle stehen Passivformulierungen und Sätze mit dem Indefinitpronomen ‚man‘ (234f.):

„*[...] ŷo ŷchreibt man dieŷen einfach*“, „*man lerne den Unterŷchied*“, „*noch mehr vermeide man [...].*“

Ein kurzer Blick in den Duden (2000, 83) »Die deutsche Rechtschreibung« (22. Aufl.) zeigt am Beispiel *ss* und *ß*, dass es im Formulierungsrepertoire von Regeln gegenüber dem 16. Jh. Konstanzen und Inkonstanzen zu verzeichnen gibt.

ss und ß

<p>→ K 159</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Für den stimmlosen s-Laut nach langem Vokal oder Doppellaut (Diphthong) schreibt man <i>ß</i>. 2. Dies gilt jedoch nur, wenn der s-Laut in allen Beugungsformen stimmlos bleibt und wenn im Wortstamm kein weiterer Konsonant folgt. (§ 23 u. 25). 3. Für den stimmlosen s-Laut nach kurzem Vokal schreibt man <i>ss</i>. Das gilt auch im Auslaut der Wortstämme (§ 2). 4. Wörter auf „-nis“ und bestimmte Fremdwörter werden nur mit einem s geschrieben, obwohl ihr Plural mit Doppel-s gebildet wird (§ 4 u. 5). 	<ol style="list-style-type: none"> 1. Blöße, Maße, Maß, grüßen, grüßte, Gruß außer, reißen, es reißt, Fleiß, Preußen <i>Ausnahmen:</i> aus, heraus usw. 2. Haus (<i>stimmhaftes s in Häuser</i>) – Gras (<i>stimmhaftes s in Gräser</i>) – sauste (<i>stimmhaftes s in sausen</i>) – meistens (<i>folgender Konsonant im Wortstamm</i>) 3. Masse, Kongress, wässrig, Erstklässler, dass (Konjunktion) – hassen, ihr hasst – Fluss, Flüsse, – essen, du isst, iss! – Missetat, missachten <i>Ausnahmen:</i> das (Pronomen, Artikel), was, des, wes, bis 4. Zeugnis (<i>trotz: Zeugnisse</i>) – Geheimnis (<i>trotz: Geheimnisse</i>) – Bus (<i>trotz: Busse</i>) – Atlas (<i>trotz: Atlasse</i>)
--	---

<p>→ K 160</p> <p>1. Fehlt das ß auf der Tastatur eines Computers oder einer Schreibmaschine, schreibt man dafür ss. In der Schweiz kann das ß generell durch ss ersetzt werden (§ 25 E₂).</p> <p>2. Auch bei Verwendung von Großbuchstaben steht SS für ß (§ 25 E₃).</p> <p>3. Bei der Worttrennung wird dieses ss wie andere Doppelkonsonanten behandelt (§ 108).</p>	<p>1. Strasse (<i>statt</i>: Straße), aussen (<i>statt</i>: außen), Fußball (<i>statt</i>: Fußball)</p> <p>2. STRASSE, AUSSEN, FUSSBALL</p> <p>3. Stras-se, aus-sen, Fuss-ball</p>
<p> In Dokumenten kann bei Namen aus Gründen der Eindeutigkeit auch bei Großbuchstaben das B verwendet werden.</p>	<p>– HEINZ GROßE</p>

Bei insgesamt sieben Regelangaben treten bei den Formulierungen drei Varianten hervor:

1. ‚schreibt man‘ (3x)
2. ‚werden/wird geschrieben‘ (Passiv 2x)
3. ‚wenn ... dann‘, auch in Form eines Satzglieds: *bei Verwandlung* (2x)

Die Beliebtheit der Formulierungen mit ‚man‘ und ‚Passiv‘ lässt auf eine veränderte Varianten-häufigkeit schließen. Direkt formulierte Aufforderungen, Anweisungen mit ‚sollen‘ und Imperativ finden sich soviel wie gar nicht mehr; in Sprachbüchern für die Schulen könnte das anders sein. Bei Duden (2000) zeigt sich also eine starke Variantenreduzierung, gleichzeitig: keinerlei Variantenerweiterung, wozu man kritisch anmerken könnte, dass den Regelschreibern kaum noch andere Regelformulierungen einfallen.

2. Prinzipien der Rechtschreibung: Regeln hinter den Regeln

Dem Begriff des orthographischen Prinzips widmet Nerijs in seinem Buch »Deutsche Orthographie« (1989, 68ff.) umfassende Erörterungen. Er umschreibt Prinzipien zunächst als „Gesetzmäßigkeiten, die den Aufbau unserer Rechtschreibung bestimmen“ (69) und verweist auf deren theoretische und praktische Aspekte.

In einer Zusammenfassung sagt er Folgendes (70): „Zur Kennzeichnung der Beziehungen von Elementen der anderen Ebenen des Sprachsystems zur graphischen Ebene verwenden wir [...] die in der orthographischen Literatur seit langem übliche Bezeichnung ‚Prinzip‘, im einzelnen auch ‚orthographisches Prinzip‘.“ [Unterstr.; N. M.] An gleicher Stelle heißt es: „So kann man die Prinzipien der Schreibung gewissermaßen als Grundlage der Regeln ansehen. Die Prinzipien bilden die Basis für die Regeln und sind ihnen nicht gleichzusetzen.“

Nerijs kennt und nennt eine ganze Reihe von Prinzipien (111ff.): das phonetische Prinzip, das phonologische Prinzip, das morphematische Prinzip, das lexikalische Prinzip, das semantische Prinzip, das syntaktische Prinzip und das textuale Prinzip.

Bünting (1996b, 24ff.) hat die Prinzipien anders strukturiert und wie folgt eingeteilt:

1. Das Lautprinzip (phonetisch-phonologisches Prinzip),
2. Das Prinzip der Worttreue (Schemakonstanz oder morphematisches Prinzip),

3. Das geschichtliche Prinzip (historisches Prinzip),
4. Das Prinzip der Angleichung (Analogie-Prinzip),
5. Das Herkunftsprinzip (etymologisches Prinzip),
6. Das grammatische Prinzip,
7. Das Unterscheidungsprinzip (logisch-differenzierendes Prinzip),
8. Das Schmuckprinzip (ästhetisches Prinzip).

Einige dieser Prinzipien ziehen sich, meist unbenannt, wie in roter Faden durch die Geschichte der Orthographie. Bei einigen Orthographen bestimmen sie die Gliederungs- und Benennungsversuche (vor allem bei FREYER), bei anderen, vor allem bei den frühen Orthographen, muss man sie aus den Texten erschließen. Hier zunächst Textauszüge, die auf solche ‚Gesetzmäßigkeiten‘ hin formuliert sind:

ICKELSAMER (1527): „*Wie man die buchftaben recht nennen sol*“

ICKELSAMER gilt als Wegbereiter der Lautiermethode im Erstleseunterricht:

„*Denn die buchftaben find nichts anders / denn teyle eines worts / mit den natürlichen instrumenten der zungen vnd des munds gesprochen vnnnd ausgeredt.*“ (53)

Die Vokale nennt er *lautbuchftaben*, als von selbst hörbare, die Konsonanten *ftumbuchftaben*:

„*Die „ftumbuchftaben / sol man lernen / das aus den ftumbuchftaben syllaben gemacht / vnd zuſamen geſetzt werden [...].*“ (57)

ICKELSAMER (1534): „*den Laut oder die ftimm der Büchftaben erkennen*“

In der »Teutschen Grammatica« umschreibt und benennt er alle *ftymmer* und *mitftymmer* mit Hilfe von Naturlauten, beschreibt auch kurz deren Bildungsweise:

„*Das / e / auch mit dem athem vnd nider getruckter zungen. Diſen laut geben die Gayß vnd Schaff in jrem gefchray.*“ (125)

„*Das / h / iſt ain ſcharpffer athem / wie man in die hende haucht.*“ (128)

Die genannten (und ungenannten) Beispiele lassen ICKELSAMER als Vertreter des phonetischen Prinzips erkennen.

KOLROSS (1530): „*Alle filben durch ſy vßgeſprochen vnd vßgerüfft werden*“

Auch KOLROSS kann als ein Vertreter des phonetischen Prinzips eingeordnet werden, weil er die visuellen Buchstaben als gesprochene Phänomene vorstellt und benennt:

„*Nun diſe büchftaben all werdend getheylt vnd vnderſcheydet in ftimm oder lutbüchftaben / vnd in mitftimmend / heimlich ftumm oder todtbüchftaben.*“ (66)

FRANGK (1531): „*im außſprechen und ſchreiben*“

Auch Frangk benennt die Buchstaben nach ihrer Aussprache:

„*Das ettliche / ftimmer odder felblauten gnant werden / drumv das ſie an jne felbs / einen vollkommen laut vnd ftimme von ſich geben [...]. Die andern aber werden mitlaudend / odder mitftimmer genant [...].*“ (95)

Die meisten Hinweise sind darum bemüht, „[...] *das man sie rein vnd deutlich ausspreche [...]*.“ (96) Aber es gibt auch Formulierungen, die das Visuelle, die Schrift, hervorheben, wenn FRANGK beispielsweise versucht, das Wort ‚Orthographie‘ zu übersetzen:

„*Welchs sonst die Latiner vnd Kriehen / Orthographiam / wir aber / Recht buchstäbig Deutch Schreiben / nennen wollen.*“ (95)

Und das folgende Zitat konzentriert sich fast ausschließlich auf das rechte Schreiben:

„*Wenn ein jdlich wort / mit gebürlichen buchtaben ausgedruckt (das ist) recht vnd rein geschriben wird / also / das kein buchstab müßlig / odder zuviel noch zu wenig / Auch nicht an stat des andern getetzt nach verletz [..].*“ (95)

SCHOTTELIUS (1663): „*die Schreibung nichts anders / als ein Abbild der Wörter*“

Im »Ersten allgemeinen Lehrsatz« spricht SCHOTTELIUS Grundsätzliches aus:

„*also sol und muß sie auch [die Teutsche Hauptsprache; N.M.] / nach solchen ihren Eigenschaften rein / klar / unvermengt / und deutlich gelaßen / geschriben / gelesen und geredet werden.*“ (1663, 188) [Unterstr.; N.M.]

Aber im Kapitel »Dritter allgemeiner Lehrsatz« (192ff.) entwickelt er das Prinzip der Stammwort-Schreibung, das seine ganze Arbeit charakterisiert; er kennt die Benennungen Stammwort, Stammwörter, Stamm-Zeitwörter, Stamm-Letteren und StammBuchstabe: Bei den Buchstaben unterscheidet er StammLetteren (*Litterae radicales*), Wesentliche Letteren (*Litterae effentiales*), Zufällige Letteren (*Litterae accidentales*). Hier erscheint nach Frangk wieder das morphematische Prinzip in der Geschichte der deutschen Rechtschreibung. StammLetteren gehören zum Stammwort, heute spricht man vom Stammmorphem, Wesentliche Letteren gehören zu Präfixen und Suffixen, also zu den Wortbildungsmorphemen, und Zufällige Letteren bestimmen Zahlendungen, Ergößferungen, Abwandlungen (*voller, nennest*); sie gehören also zu den grammatischen Morphemen, obwohl die Grenze zwischen grammatischen und Wortbildungsmorphemen bei SCHOTTELIUS nicht abgegrenzt genug gezogen ist.

FREYER (1722): „*vor allen Dingen auf die Pronuntiation als [...] Richtschnur zu sehen*“

FREYER gliedert seine »Anweisung zur Teutschen Orthographie« nach vier Hauptregeln und einundzwanzig Regeln, entsprechend regelhaft sind seine Formulierungen:

„*Bei der Teutſchen Orthographie ist vor allen Dingen auf die Pronuntiation als die eigentliche Regel und Richtſchnur zu ſehen [...]. Die Pronuntiation ist nichts anders als der ‚usus loquendi‘ oder [...] diese Hauptregel, man solle so schreiben, als man redet.*“ (3)

Mit der Formel *so schreiben, als man redet* unterstreicht er die Grundbedeutung des phonetischen Prinzips. Diesem Hauptprinzip ordnet FREYER in der zweiten, dritten und vierten Hauptregel (11-23) drei weitere Prinzipien bei oder unter, ob Bei- oder Unterordnung, das ist nicht immer zu erkennen. Jedenfalls werden diese Nebenprinzipien in komplexen Sätzen als vom Hauptprinzip abhängig gesehen. Er formuliert drei Konditionalsätze (1722, 11ff.):

- 2. Hauptregel: „*Doch wenn die Pronuntiation eine gewisse Regel der Orthographie seyn soll: so muß [...] auch auf die Derivation gesehen [...] werden. [...] Will er aber der Pronuntiation und Derivation zugleich Gnüge thun: so muß er färben schreiben, von Farbe.*“ (11f.) [Hervorhebungen durch Freyer]

- 3. Hauptregel: „wenn ferner die Pronuntiation eine beständige Regel der Orthographie seyn soll: so muß zum andern auch dabey auf die Analogie gesehen [...] werden. [...] Man schreibet, Abtey und Hausvogtey, von Abt, Hausvogt: folglich auch Partey von Part [...], und nicht Parthey.“ (13ff.) [Hervorhebungen durch Freyer]
- 4. Hauptregel: „Wann endlich die Pronuntiation auch eine sichere Regel der Orthographie seyn soll: so muß zum dritten auch dabey auf den usum scribendi gesehen [...] werden. Usus scribendi ist die gemeine Weise und Gewohnheit im Schreiben.“ (18ff.) [Unterstr.; N. M.]

Nach den Vorstellungen FREYERS sollen bei Regelungen die verschiedenen Prinzipien verträglich aufeinander abgestimmt sein, vor allem aber dienen sie dem Hauptprinzip der Pronuntiation, dem phonetischen Prinzip. Hinter den anderen erkennt man das morphematische und das lexikalische Prinzip. Mit dem usus scribendi, heute spricht man vom allgemeinen Sprachgebrauch, wird eine neue Kategorie eingebracht; FREYER ist damit ein früher Vertreter der deskriptiven Sprachnorm und geht auf Distanz zur präskriptiven Normierung bei vielen seiner Vorgänger.

GOTTSCHED (1762): „Wann zwo Regeln mit einander streiten“

GOTTSCHED kennt ‚Regeln‘ und ‚allgemeine Regeln‘; hinter den ‚allgemeinen Regeln‘ sind die Prinzipien zu suchen. Wenn man seine Regelangaben analysiert, so stößt man auf die Recht-schreibprinzipien, die bei GOTTSCHED folgendermaßen formuliert sind:

1. „Man schreibe jede Sylbe mit solchen Buchstaben, die man in der guten Aussprache deutlich höret.“ (64)

Hier wird das phonetische Prinzip beschrieben; eine Weiterführung liegt darin, dass GOTTSCHED die gute Aussprache fordert:

2. „Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern eigen sind, müssen in allen abstammenden [...] beybehalten werden.“ (71)

So wird das Stammwortprinzip, das morphematische Prinzip, gekennzeichnet.

3. „Man schreibe außer dem so, wie es der allgemeine Gebrauch eines Volkes seit undenklichen Zeiten eingeführt hat.“ (76)

Zunächst erkennt man den usus scribendi, den allgemeinen Sprachgebrauch, wie FREYER ihn formulierte. Aber GOTTSCHED erweitert dieses Prinzip: Gebrauch eines Volkes seit undenklichen Zeiten. Demgemäß ist er gegen die Verbannung des ph, gegen die Schreibungen Filofofie, Filippus. GOTTSCHED tritt also hier auch für das historische Prinzip ein.

Er sagt auch etwas zur Konkurrenz und zur Verträglichkeit der Prinzipien:

„Wann zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln mit einander streiten; so muß die eine nachgeben.“ (81)

Dazu gibt er ein interessantes Beispiel:

„Z. E. ‚hoch‘, würde nach dem Stammworte fodern, ‚höcher‘, ‚die Höhe‘ zu schreiben. [...] Allein die erste Regel von der Aussprache gilt hier mehr: und wir müssen das ch in ein bloßes h verwandeln, ‚höher‘, ‚Höhe‘. (81f.)“

Im Anhang formuliert ADELUNG (1788, 405) die

„Gründe, auf welchen die Deutsche Orthographie beruhet [...]. Die allgemeine Richtschnur ist die Aussprache, aber das dieselbe [...] so verschieden ist, so kann es nur die beste Aussprache seyn.“ [Unterstr.; N. M.]

In einigen Kapiteln zum Vokalismus und Konsonantismus beschäftigt sich ADELUNG mit *Stammwörtern*, *Stammfilben*, *Wurzelwörtern*, das heißt, er operiert mit dem morphematischen Prinzip: vor, vordere, vorn.

Auch die Frage nach der Abstammung ist nach seiner Auffassung wichtig für die Stammschreibung (134):

„von Werk kommt wirken, Wirkung und wirklich, von Berg Gebirge [...] bequem von kam [...].“

1788 verweist er auch auf ein Abstammungsbeispiel, das 1996 wieder aktualisiert wurde: *behende von Hand*“ (135). Bei einigen Beispielen gehen seine Etymologisierungen zu weit, wenn er meint *Pferd* komme von *fahren* oder *folgen* von *Volk*.²

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass ADELUNG vorzugsweise mit dem phonetischen und dem morphematischen Prinzip arbeitet. Darüber hinaus fragt er gerne nach der Abstammung von Wörtern, d. h., auch das historische Prinzip fordert hier und da Anwendung.

GRIMM (1854): „*schwankende und schimpfliche unfolgerichtigkeiten*“

Unfolgerichtigkeiten und *Folgerichtigkeiten* beurteilt GRIMM von der Sprachgeschichte aus. Er plädiert für die „*zurückführung der schreibregel auf ihre alte einfachheit*“ (IX) [Unterstr.; N. M.] und ist im 19. Jh. zum führenden Vertreter des historischen Prinzips geworden.

Hier einige Zitatbeispiele, die als Belege für GRIMMS strenge historische Position gelten können:

„in den letzten drei jahrhunderten trägt die deutsche schreibung so schwankende und schimpfliche unfolgerichtigkeiten an sich, wie sie in keiner anderen sprache jemals statt gefunden hat [...].“ (LIV).

„denn da wir heute nichts von dem Laut eines englischen W haben, bedürfen wir auch des zeichens nicht, unser F und V träten ganz in den gothischen und nordischen stand zurück, der auch den frühesten abd. denkmälern entspricht.“ (LXII)

Weinhold, der Zeitgenosse und Mitarbeiter GRIMMS, hat das historische Prinzip am konsequentesten formuliert: „*Schreib, wie es die geschichtliche Fortentwicklung des Neuhochdeutschen verlangt.*“ (WEINHOLD 1852, 95)

3. Konrad Duden (1880/1902): „*Amtliche*“ *Regeln*

Wenn man gewohnt ist, die äußerst lebendigen, problembewussten, den Leser ansprechenden Texte von ICKELSAMER bis ADELUNG zu lesen, so gerät man bei der Lektüre von DUDEN (1880/1902) in ein selbstsicheres Regeldeutsch hinein, das man nur noch zur Kenntnis nehmen kann. Hier einige Formulierungen aus den »Regeln für die deutsche Rechtschreibung« (Preußen 1902):

„Mit großem Anfangsbuchstaben schreibt man [...]“, „[...] der K-Laut wird meißt mit k, der Z-Laut mit z geschrieben [...]“, „[...] ein Dehnungs-h steht nur in Stammfilben, die auf ein l, m, n, oder r auslauten [...]“; eine streng formulierte Satzfolge mit ‚man‘ und Passivformulierungen.

Da alle diese Regeln in Regelbüchern stehen, sind die Zwänge zur bloßen Reproduktion noch größer.

² vgl. Kluge 18. Aufl. 1969, 211 und 542.

Woher nehmen DUDEN und andere als Schreiber solcher Regeln diese große Sicherheit? Was steht hinter dieser Sicherheit, die ohne Wenn und Aber formuliert wird?

Schon die Titelseiten (Preußen 1880/1902) geben hinreichend Auskunft:

1880: »Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung, zum Gebrauch in den preußischen Schulen.«

1902 »Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis.«

Die wichtigen Sätze stehen unter den Haupttiteln bei Regelsammlungen:

1880: »Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts= und Medizinal=Angelegenheiten.«

1902 »Herausgegeben im Auftrage des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterricht= und Medizinal=Angelegenheiten..«

Mit einem Wort, die Regelsammlungen werden zu amtlichen Regelwerken erklärt. Zur Bedeutung des Wortes amtlich gehören bis heute Attribute wie ‚dienstlich‘, ‚offiziell‘, ‚behördlich‘, ‚wichtig‘, ‚zuverlässig‘ (vgl. Duden 1996). Das heißt dann auch, der Staat, zunächst der preußische oder der bayerische, dann der preußische und bayerische und schließlich der deutsche, stehen als erkennbare Autoritäten hinter den Regelanweisungen. Hier lässt sich die Frage aufwerfen, ob die vielen sachlichen und redlichen Bemühungen der Orthographen und Grammatiker ohne das Eingreifen des Staates überhaupt zu einer einheitlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung hätten führen können. In den staatlichen Regelungen wird reguliert, es wird kaum noch diskutiert.

Diese ‚Regierungsamtlichkeit der Regeln‘ wird auch in den Vorworten kenntlich gemacht. Im Vorwort zur ersten Auflage des Duden (»Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache.« 1880) schreibt Konrad DUDEN:

„Wie der Herr Minister Dr. von Lutz in einem Schreiben an den Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig mit Recht hervorhebt, sind es nur ‚wenige nebenläbliche Punkte‘, in denen die bayerische Orthographie noch von der preußischen abweicht. Aus diesem Grunde wird auch, wie in demselben Schreiben ausdrücklich ausgesprochen wird, die Einführung in der preußischen Orthographie gedruckter Schulbücher in Bayern nicht beanstandet werden, gerade so wie umgekehrt Herr Minister von Puttkamer in einem ebenfalls an den Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler gerichteten Schreiben die Versicherung gegeben hat, daß für die Zulässigkeit von Schulbüchern zum Gebrauch in preußischen Schulen es keinen Unterschied mache, ob dem bayerischen oder dem preußischen Regelbuch Folge gegeben sei.“ (1880, VII) [Unterstr.; N. M.]

„Dem Wunsche, die Orthographie in ganz Deutschland und demnächst, soweit die deutsche Zunge klingt, zum Siege gelangen zu sehen, bringt der Verfasser gern seine besonderen die Rechtschreibung betreffenden Wünsche zum Opfer.“ (ebd.)

In einem einzigen Abschnitt (von 11 Zeilen) verwendet DUDEN (1880, X) gleich fünf Mal das Wort ‚amtlich‘: *in dem amtlichen Buche, das amtliche Wörterverzeichnis (2x), des amtlichen Wörterverzeichnisses, die amtliche höchste Instanz.*

Auch wo es um die Schreibung der Fremdwörter geht, bezieht DUDEN ‚die Regierung‘ mit ein:

„In**besondere** bemerke ich noch, daß wir glauben, im Sinne der Regierung entschieden zu haben, wenn wir mitten in den Wörtern weder französi**f**che (latein**i**fche) Lettern, noch auch Accente zugelassen haben.“ (1880, XIII) [Unterstr.; N. M.]

Es folgen noch einige Hinweise zu den Gegenständen der Rechtschreibung. Auffallend ist, dass es für DUDEN kaum noch Rechtschreibprobleme gibt (wie bei GRIMM oder ADELUNG). Zunächst eine Aussage zu den Rechtschreibprinzipien, den Hauptregeln der deutschen Rechtschreibung:

„Erste Hauptregel: Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Auss**p**ache hört, durch das ihm zukommende Zeichen [...].“

„Zweite Hauptregel: Wo derselbe Laut auf verschiedene Weise dargestellt werden kann, **r**ichte dich nach der **A**bstammung des Wortes, z. B. Tot**chl**äger (von tot) – Tod**f**eind (von Tod).“ (1902, 5)

Auffallend aktuell, was DUDEN (1880, XIV) über das Zusammentreffen dreier gleicher Konsonanten sagt, auch hier geht es um die preußisch-bayerischen Unterschiede:

„In **b**etreff des **Z**usammentreffens dreier gleicher Konsonant**z**eichen in **z**usammengesetzten Wörtern folgt das Wörterbuch der preuß**i**fchen Regel. Nach die**s**er **s**chreibt man dennoch, **D**ritteil, **M**ittag, **B**renn**e**fel, **S**chiff**f**ahrt. In allen übrigen Wörtern [...] behaupten alle drei ihren Platz; z. B. Bett**t**uch, Schwimm**m**eist**e**r. Das bayer**i**fche Regelbuch **s**chreibt vor, daß in allen Wörtern, in denen durch **Z**usammen**s**etzung drei gleiche Konsonant**z**eichen **z**usammen**t**roßen würden, **e**ins **a**uszulassen sei; also z. B. auch Sch**a**ll**l**och, Bett**t**uch, Kamm**m**acher; aber Rück**k**ehr, Sch**u**tz**z**oll.“

Im Kapitel »Anwendungen großer und kleiner Anfangsbuchstaben« taucht doch ein Problem auf, das DUDEN (1880, XI) noch offen lässt:

„Soll man **s**chreiben: mir zu **L**iebe, mir zu **l**iebe oder mir **z**ulieb(e)? [...] Derartige Fragen werden auch nach dem ersten Anlaufe zu einer amtlichen Regelung der **R**echtschreibung noch offen bleiben [...].“

Im Bereich der Terminologie kommt es ab 1880 (»Regeln und Wörterverzeichnis«) zu einer größeren Differenzierung der Benennungen: ‚Anlaut‘, ‚Auslaut‘, ‚Inlaut‘, ‚Lautzeichen‘, ‚Vokal- und Konsonantenverdoppelung‘; auch durch die Benennungen der Wortarten: ‚Substantive‘, ‚Adjectiva‘, ‚Adverbia‘, ‚Pronomina‘ u. a.

Wichtig für die Rechtschreibgeschichte ist folgende Beobachtung: Seit 1871/1876/1902 bestimmten staatliche Behörden mit über die Rechtmäßigkeit von Rechtschreibregeln, und die Orthographen suchen eine Rückversicherung bei den Regierungen. Die Tatsache, dass die Rechtschreibung seit DUDEN 1880 amtlich geregelt wird, bedeutet nicht, dass alle Probleme und Inkonstanzen (vgl. ADELUNG, GRIMM) beseitigt sind; alte Inkonstanzen wirken latent weiter und werden in Druckschriften und Resolutionen an die Öffentlichkeit gebracht (vgl. Stuttgarter Empfehlungen (1954) u. a.).

4. Zusammenfassung

Die größte Variantenbreite für Regelformulierungen lässt sich bei den frühen Autoren beobachten, z. B. bei KOLROSS (mit Einschränkungen auch bei FRANGK). Die Unsicherheiten, orthographisch zu schreiben, scheinen größer als später gewesen zu sein, deshalb greift man mehr und öfter zum Hilfsmittel der Regel. Auch scheut man in dieser Zeit weniger davor zurück den Anweisungs- und Aufforderungscharakter der Regel deutlich hervortreten zu lassen.

Bei KOLROSS finden sich sieben verschiedene Formulierungsmuster:

- Modalverben positiv: *Solt du,*
- Modalverben negativ: *Sollend nimmer,*
- Passiv positiv und negativ: *werden (nit) gedupliert,*
- Imperativ: *dupliert nit,*
- Indefinitpronomen man: *Schrybt man,*
- Regelnennungen: *ein gemeyne regel.*

FRANGK bevorzugt ‚Wenn-dann-Formulierungen‘ und schreibt asyndetische Nebensätze: *„wird aber ...“*. Schon bei ADELUNG beobachtet man eine starke Variantenreduzierung und bis zum Rechtschreibduden (2000) hat sich diese kontinuierlich fortgesetzt; hier finden sich vor allem Formulierungen wie ‚schreibt man‘ – ‚werden/wird geschrieben‘, ‚wenn ... dann‘, sodass man bei diesen Formulierungsmustern von einer langfristigen Konstanz sprechen kann. Diese schon frühneuhochniederdeutsch formulierten Regeln sind also für den weiteren Gang der Entwicklung bedeutsam zu nennen.

Prinzipien wurden oben als ‚Regeln hinter den Regeln‘ charakterisiert. Die weitaus größere Konstanz kann das Prinzip der phonetischen Schreibung für sich beanspruchen; seine Wirksamkeit reicht von Ickelsamers Lautiermethode (1527) bis zu Preußen (1902): *„bei rechter und deutlicher Aussprache“*, dies ohne erkennbare Brüche.

Die einzelnen Autoren setzen unterschiedliche Akzente, oder sie tragen in ihren Ausformulierungen zu einer verbesserten Anwendung bei:

- ICKELSAMER (1527, 53): *„mit den natürlichen instrumenten der zungen vnd des munds“*;
- KOLROSS (1530, 66): *„vsßgelprochen vnd vsßgerüfft werden“*;
- SCHOTTELIUS (1663, 188): *„deutlich [...] gelesen und geredet werden“*;
- FREYER (1722, 3): *„vor allen Dingen auf die Pronuntiation als die eigentliche Regel“*;
- GOTTSCHED (1762, 64): *„Man schreibe jede Syllbe mit solchen Buchstaben, die man in der guten Aussprache deutlich höret“*;
- ADELUNG (1788, 405): *„Die allgemeine Richtschnur ist die Aussprache [...] die beste Aussprache“*;
- PREUSSEN (1902, 5): *„Erfte Hauptregel: Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört.“*

GRIMM (1854) vertritt zwar eindeutig das historische Prinzip; aber an vielen Stellen seiner Ausführungen vergleicht er (inkonsequente) Schreibungen mit der Aussprache, sodass man hier nicht von einem Bruch sprechen kann.

Schottelius gilt allgemein als Pionier des morphematischen Prinzips.³

- SCHOTTELIUS (1663, 192ff.): *Stammwörter, StammBuchstaben, Stammlettern*;
- FREYER (1722, 11ff.): *„[...] auch auf die Derivation gesehen werden“*;
- GOTTSCHED (1762, 11): *„Alle Stammbuchstaben müssen in allen abstammenden beybehalten werden“*;

³ Aber schon bei Kolroß und Frangk lassen sich Vorstufen finden.

- ADELUNG (1788, 134): „von Werk kommt wirken, Wirkung und wirklich“;
- GRIMM (1854): „Trotz der Vorrangstellung des historischen Prinzips sind Fragen der Stammverwandtschaft nicht ausgeschlossen; dies geschieht allerdings mit Hilfe von geschichtlichen Beispielen;“
- PREUSSEN (1902, 5): „Zweite Hauptregel: Wo derfelbe Laut auf verschiedene Weise dargestellt werden kann, richte dich nach der Abtammung des Wortes.“

Alles in allem: eine starke Konstanz für das phonetische Prinzip, eine relativ starke Konstanz für das morphematische Prinzip, nur geringe Konstanz für das historische Prinzip (GOTTSCHED, GRIMM, WEINHOLD). Da es von großen Autoritäten gefordert wird, wirkt es als geschichtliche Inkonstanz. Mehr als eine Erwähnung verdient das bei FREYER erstmals genannte Prinzip des ‚usus scribendi‘, das bei GOTTSCHED schon *der allgemeine Sprachgebrauch* genannt wird. Seit FREYER und GOTTSCHED wird auch deutlich gemacht, dass ein einziges Prinzip für die Praxis der Regelungen nicht ausreicht, dass mehrere kombiniert werden.

5. Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1788):** Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. Leipzig. Nachdruck Hildesheim / New York 1978.
- Amtliche Regelung (1996):** Deutsche Rechtschreibung, Regeln und Wörterverzeichnis. Amtliche Regelung. Herausgegeben vom Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen (o.J. (August 1996)). [Nachdruck 8/98].
- Bünting, Karl-Dieter (1996a):** Deutsches Wörterbuch. Chur/Schweiz 1996.
- Bünting, Karl-Dieter (1996b):** Ratgeber zur neuen Rechtschreibung. Mit den amtlichen Regeln, Erläuterungen, Übungen und Wortlisten. Bergisch Gladbach 1996.
- Bußmann, Hadumod (1983):** Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1983.
- Duden, Konrad (1880):** Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig 1880.
- Duden, Konrad (1902):** vgl. Preußen 1902.
- Duden (1996):** Deutsches Universal Wörterbuch A–Z. 3., neu bearbeitete und erweiterte Aufl.. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich 1996. [Hier abgekürzt DUW 1996.]
- Duden (2000):** Die deutsche Rechtschreibung. 22. völlig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich 2000.
- DUW (1996):** siehe Duden 1996.
- Fechner, Heinrich (Hrsg.) (1972):** Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts mit einer bisher ungedruckten Abhandlung über Valentinus Ickelsamer von Friedrich Ludwig Karl Weigand. Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Berlin 1882. Hildesheim/New York. [Documenta Linguistica (1972): Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 15. bis 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Ludwig Erich Schmitt. Reihe V. Deutsche Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Monika Rössing-Hager. Hildesheim/New York.]
- Frangk, Fabian (1531):** Orthographia. In: Müller, Johannes (1882), 92-110.
- Freyer, Hieronymus (1722):** Anweisung zur Teutschen Orthographie. Halle 1722.
- Gottsched, Johann Christoph (1762):** Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Reprographischer Nachdruck der 5. verbesserten Aufl. Leipzig 1762. Hildesheim / New York 1970.

- Grimm, Jacob und Wilhelm (1854-1961):** Deutsches Wörterbuch. 32 Bände. Leipzig.
- Grimm, Jacob (1854):** Vorwort zum deutschen Wörterbuch. Erster Band. A-Biermolke. Leipzig 1854, S. I-LXVIII (1-68).
- Ickelsamer, Valentin (1527):** Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen. In: Müller (1882), 52-64. Auch in Pohl (1971) und Fechner (1972).
- Ickelsamer, Valentin (1534):** Teutsche Grammatica. In: Müller (1882), 120-159. Auch in Pohl (1971) und Fechner (1972).
- Kluge, Friedrich (1969):** Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. Berlin 1969.
- Kolroß, Johann (1530):** Enchiridion. In: Müller (1882), 64-91.
- Metzler Lexikon Sprache (1993).** Herausgegeben von Helmut Glück. Stuttgart / Weimar 1993.
- Mlinarzik-Gutt, Nadja (2003):** Konstanzen und Inkonstanzen in der Geschichte der deutschen Orthographie. Eine auswählende und vergleichende Studie vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Rechtschreibreform 1996. Essen 2003.
- Müller, Johannes (1882):** Quellschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Mit einer Einführung von Monika Rössinger-Hager. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Gotha 1882. Darmstadt 1969.
- Nerius, Dieter / Scharnhorst, Jürgen (Hrsg.) (1980):** Theoretische Probleme der deutschen Orthographie. Berlin 1980.
- Nerius, Dieter (und Autorenkollektiv) (1989):** Deutsche Orthographie. 2. durchg. Aufl.. Leipzig 1989.
- Pohl, Karl (1971) (Hrsg.):** Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen. In: Teutsche Grammatica. Stuttgart 1971.
- Preußen (1880):** Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung, zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin 1880.
- Preußen (1902):** Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Herausgegeben im Auftrage des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterricht- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin 1902.
- Schottelius, Justus Georg (1663):** Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HautbSprache 1663. I. Teil. In: Hecht, Wolfgang (Hrsg.): Neudruck der zweiten unveränderten Aufl. Tübingen 1995.
- Verhandlungen (1876):** Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz, Berlin, den 4. bis 15. Januar, Halle 1876.
- Wilmanns, W. (1880):** Kommentar zur Preußischen Schulorthographie. Berlin 1880.

Sonderzeichen gesetzt in mediaevum.tff.

Download-Seite: http://www.mediaevum.de/mhd/mhd_download.htm

Sprache ist machbar: Anmerkungen zu Joachim Heinrich Campe und der Sprache wissenschaftlicher Arbeiten

Frank Unterberg (Duisburg-Essen)

„Die Sprache soll ja kein leeres Schellengeklingel,
sondern Ausdruck des Gedachten, und zwar für
vernünftig denkende Wesen sein.“

Joachim Heinrich Campe

1 Einleitendes: Campe und die Machbarkeit von Sprache

Ist etwas ‚machbar‘, so ist es laut Duden

„**a**) *sich (bei gegebenen Voraussetzungen, bei gutem Willen o. Ä.) ausführen, verwirklichen lassend; realisierbar [...]; b) so zu gestalten o. Ä., wie es gewünscht wird od. wie jmd. es sich vorstellt; manipulierbar [...]*.“ (Duden: Deutsches Universalwörterbuch 2001, 1038)

Und wenn dieses Etwas Sprache ist? Dass die unter b) gegebene Bedeutungserklärung für Sprache zutrifft, leuchtet unmittelbar ein: Wir können unsere sprachlichen Äußerungen in bestimmter Weise gestalten, sie verschiedenen Situationen anpassen, uns an Sprachregelungen halten, solche formulieren etc. Doch auch a) lässt sich auf Sprache anwenden:

„Aus dem Sprechen [...] erzeugt sich die Sprache, ein Vorrath von Wörtern und System von Regeln, und wächst [...] zu einer von dem jedesmal Redenden, dem jedesmaligen Geschlecht, der Nation, ja zuletzt selbst von der Menschheit in gewisser Art unabhängigen Macht an. [...] Die Sprache gehört mir an, weil ich sie hervorbringe. Sie gehört mir nicht an, weil ich sie nicht anders hervorbringen kann, als ich thue [...].“ (Humboldt 1968 [1827–1829], 180-181)

Durch das Sprechen verwirklichen wir Sprache – sie wird mit jedem Sprechen ‚gemacht‘. Auch Sprache ist also in zweierlei Sinne ‚machbar‘: Sie kann a) überhaupt und b) in bestimmter (gewünschter, vorgeschriebener) Weise verwirklicht werden.¹

¹ Streng genommen ist es nicht die Sprache, sondern die sprachliche Äußerung, die verwirklicht wird und vernehmbar ist: Sprache ist „kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energiea)“, die „eigentliche Sprache [liegt] in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens“ (Humboldt 1968 [1830–1835], 46). Hier ist nicht der Ort, das sprachphilosophische Grundproblem von Sprache und Sprechen zu vertiefen, doch bleibt hinzuzufügen, dass eine völlige Ausblendung der Sprache zu Gunsten des Sprechens – die Humboldt keinesfalls im Sinn hatte – abzulehnen ist. Denn: „Sprechen meint keine creatio ex nihilo, sondern die Aktualisierung und Aneignung von etwas potentiell Wirklichem in dem Sprechen des Menschen. Dieses potentiell Wirkliche ist jene ‚Sprache‘, in der der Mensch, will er Mensch sein, immer schon lebt. Deshalb ist die Sprache Ergon, sofern sie Energiea und Energiea, sofern sie Ergon ist.“ (Menze 1965, 231)

Wenn nun im Titel dieses Aufsatzes nicht allein von der Machbarkeit der Sprache, sondern ebenso von Joachim Heinrich Campe (1746-1818) die Rede ist, so mag der Campe-kundige Sprachwissenschaftler² zuerst an den unter b) formulierten Aspekt von Machbarkeit denken: Campe – Pädagoge, Theologe, Jugend- und Kinderschriftsteller, Verleger und Sprachgelehrter in einer Person – ist der germanistischen Sprachwissenschaft zwar auch als Wortschöpfer³ und Verfasser des fünfbandigen „Wörterbuches der Deutschen Sprache“⁴, vor allem aber als Sprachreiner bekannt, der genaue Vorstellungen davon hatte und verbreitete, wie Sprache – genauer: die deutsche Sprache – zu gestalten sei. Neben vielen anderen Schriften ist es vor allem Campes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“, das seinen Ruf als „wohl eifrigste[r] und radikalste[r] Sprachreiner des 18. Jahrhunderts“ (Brekke 1993, 60) begründet. In der Tat bemühte er sich bis zu seinem Tode, fremdsprachliche, in der Hauptsache französische Wörter aus der deutschen Sprache zu verbannen, was ihm schon zu Lebzeiten Kritik, bisweilen Spott einbrachte, so z. B. von Goethe und Schiller.⁵ Dass sich auch Jacob Grimm, „Stammvater unserer Germanistik und Altmeister der neueren Sprachwissenschaft“ (Sanders 1992, 3), ablehnend über Campes Schaffen ausließ (vgl. Grimm 1984 [1854], XXIV–XXV), hat sicherlich mit dazu beigetragen, dass es bis heute nicht eben populär ist, auf Überlegungen Campes zurückzugreifen.

Dennoch: Sieht man von Campes puristischer Zielsetzung und vielen unglücklichen Verdeutschungsversuchen⁶, die in viele Sammlungen sprachschöpferischer Kuriositäten eingegangen sind, ab, so finden sich in seinen Schriften zahlreiche Überlegungen, die nicht nur sprachwissenschaftlich verwertbar sind. Auf einige diese Überlegungen soll hier zurückgegriffen werden, um sie mit der Problematik wissenschaftlichen Schreibens in Beziehung zu setzen. Es gilt nämlich das, was Ludwig Fertig herausgestellt hat: „Für Campe ist Sprache machbar, Stil ein Produkt vernünftiger Überlegung, erlernbar [...]“ (1977, 197) Auch das wissenschaftliche Schreiben, der Gebrauch von Sprache in wissenschaftlichen Texten, ist erlernbar, ein Produkt vernünftiger Überlegung – mit einem Wort: machbar.

² Wenn im Folgenden von ‚Sprachwissenschaftlern‘, ‚Dozenten‘ oder anderen Personen die Rede ist, sind selbstverständlich auch Sprachwissenschaftlerinnen, Dozentinnen etc. gemeint.

³ Campe hat in seinen Schriften etwa 3400 eigene Wortschöpfungen zusammengetragen, doch ist, so Guido Holz (vgl. 1950, 51), für etwa 600 von ihnen Campes Anspruch auf Urheberschaft zurückzuweisen. Durchgesetzt haben sich ca. 200 Wortschöpfungen Campes, so z. B. *Begriffsbestimmung*, *Bitsteller*, *Dehnungszeichen*, *Druckbuchstabe*, *Gebärdensprache*, *Hochschullehrer*, *Öffentlichkeit*, *Randbemerkung*, *tatsächlich*, *Vorausage* oder *Zerrbild* (vgl. Holz 1950, 95-96). (Der Begriff der Wortschöpfung ist hier zugebenermaßen sehr grob gefasst.)

⁴ Um genau zu sein: Nicht von Campe, sondern von seinem Mitarbeiter Theodor Bernd stammt „jeder Satz der Wörterbuchartikel [...], sofern er nicht von Adelung abgeschrieben wurde“ (Henne 1969, VI*). Campes Beitrag zur Entstehung des Wörterbuches beschränkte sich u. a. darauf, seine in vielen Jahren angewachsene Sammlung von Wörtern einzubringen und die Vorreden zu verfassen (vgl. Campe 1969 [1807], VII).

⁵ So heißt es in einer von insgesamt drei Xenien, in denen sich Goethe und Schiller Campes annehmen: „Der Purist./Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,/Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.“ (Goethe; Schiller 1893 [1796], 40)

⁶ Holz urteilt über Campes Wirken als Sprachreiner und Wortschöpfer: „Eine ganze Reihe von Wörtern ist recht plump und umständlich. Hinter ihnen steckt mehr tüftelnder Verstand als lebendiges Sprachgefühl.“ (Holz 1950, 89) Holz nennt hier z. B. *Bekehrungsgesandter* (für *Missionar*), *Denksonderbarkeit* (für *Paradoxon*) und *Haderlehre* (für *Polemik*) (vgl. 89).

2 Zur Problematik wissenschaftlichen Schreibens

Die schriftlichen Arbeiten vieler Studierender, so die bekannte Klage von Dozenten, weisen hinsichtlich ihrer sprachlichen Qualität Defizite auf. So hält Ulrike Pospiech (1999) als Ergebnis einer 1998 an der Universität Essen durchgeführten Befragung von Dozenten (diese waren aufgefordert, die Fähigkeiten Studierender in Sachen wissenschaftlichen Schreibens einzuschätzen) fest:

„In [...] [dieser] Befragung [...] brachten Dozentinnen und Dozenten studentische Schreibfähigkeiten [...] auf die Formel ‚Sprachfehler, Rechtschreibfehler, Vertextungsschwächen, Mangel an metatextueller Information‘. Die Formel erfasst Fähigkeiten der Textkonstitution, aber auch Sprachfähigkeiten im Allgemeinen. Unsicherheiten in Rechtschreibung und Ausdruck werden ebenso konstatiert wie ‚mangelnde Fähigkeit, mit der deutschen Sprache umzugehen‘, ‚geschraubter, unbeholfener Stil‘, ‚formale Ungenauigkeiten‘ und ‚fehlende Strukturierung‘. [...] Die Ergebnisse der Umfrage zeigen so, dass viele Lehrende Schreibschwierigkeiten als Sprachschwierigkeiten interpretieren, die sie in normierten Bereichen ausmachen.“ (Pospiech 1999, 275-276)

Klammert man Normen und Regeln, wie sie für die Produktion eines jeden Textes bestehen und jederzeit nachgeschlagen werden können (Rechtschreibung, Grammatik etc.), einmal aus, so verbleiben jene, die speziell für die Produktion wissenschaftlicher Texte gelten und deren Umsetzung für viele Studierende ein Problem darstellt. In Workshops zu „Grundlagen wissenschaftlichen Schreibens“⁷, die die Essener *Schreibwerkstatt* in jedem Semester mehrmals und fächerübergreifend durchführt, werden die Teilnehmer zu Beginn gebeten, in einem Fragebogen die für sie wichtigen Aspekte wissenschaftlichen Schreibens zu nennen oder aus einer bestehenden Liste zu wählen: 53 Prozent aller Befragten geben hierbei die „Sprache einer wissenschaftlichen Arbeit“ an, nehmen diese also als einen Problembereich wahr.⁸ Zwar gibt es eine ganze Reihe von Büchern, die sich dem Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten und damit der Frage widmen, wie die Sprache einer wissenschaftlichen Arbeit zu gestalten ist, doch ist davon auszugehen, dass von den Studierenden auch solche Texte als Muster wissenschaftlichen Schreibens angesehen werden, denen sie im Studium begegnen. Problematisch ist, dass viele dieser Texte, so die Formulierung Ulrich Schmitz', als „intellektualistische Texte“ (1995, 328), ja als „[i]ntellektuelles Geschwätz“ (319) zu bezeichnen sind:

„Durchweg suggeriert das sprachliche Gewand ein gedankliches Niveau, das bei näherer Prüfung nicht erreicht wird. Durch stilistische Besonderheiten scheint der Text mehr Sinn und Verstand zu enthalten, als wirklich der Fall ist. [...] Der Anschein ungewöhnlicher geistiger Höhe wird hauptsächlich durch zwei Mittel erzeugt. Zum einen werden viele Wörter verwendet, die im Alltag selten oder gar nicht vorkommen (insbesondere Fremdwörter und Fachbegriffe), und zwar häufig so, daß der gleiche Gedanke mit gebräuchlicheren Worten ebenso treffend oder sogar besser und richtiger ausgedrückt

⁷ Zu Zielsetzung und Verlauf des *Schreibwerkstatt*-Workshops „Grundlagen wissenschaftlichen Schreibens“ vgl. Pospiech 2001, 74-78 und die Website der *Schreibwerkstatt* (<http://www.uni-essen.de/schreibwerkstatt>).

⁸ Diese Angabe bezieht sich auf 1716 Fragebögen, die in eine Datenbank (Stand: 16.01.2004) eingegeben worden sind.

werden könnte. Zum anderen werden Sätze derart lang und verschachtelt konstruiert, daß der Leser mehr Mühe zur Analyse des Satzes als zum Verständnis der vorgetragenen Gedanken verwenden muß. Wo die Menge schwieriger Wörter und die Länge und der Verschachtelungsgrad der Sätze durch die Schlichtheit der Gedanken nicht gedeckt ist, haben wir es mit intellektualistischem Stil zu tun.“ (Schmitz 1995, 328-329)

Schwierige und komplexe Sachverhalte und Gedankengänge in einer verständlichen Sprache darzustellen, ist nicht ohne Mühe zu leisten, jedoch kein Ding der Unmöglichkeit und somit machbar. Die Unverständlichkeit eines Textes liegt daher häufig nicht in der Nachlässigkeit oder dem sprachlichen Unvermögen seines Verfassers, sondern im fehlenden Willen zur Verständlichkeit begründet. In diesen Fällen, so muss man schließen, will der Verfasser nicht von allen seinen Lesern verstanden werden. Ihm geht es vielmehr darum, sich als „Mitglied einer intellektuellen Kaste“ (Schmitz 1995, 329)⁹ auszuweisen und vor der möglichen (nunmehr unmöglichen) inhaltlichen Kritik solcher Leser zu schützen, die nicht dieser Kaste angehören.

Ein jeder Wissenschaftler ist gehalten, sich in der „etablierten Sprache seiner Fachdisziplin“ (Teubert 1988, 9) auszudrücken, sich also einer Sprache zu bedienen, die zuweilen sehr von der Alltagssprache abweichen kann. Der Gebrauch einer jeweiligen Fachsprache – d. h. vor allem die Verwendung der Fachtermini – sowie das Befolgen jener Normen und Regeln, wie sie für das wissenschaftliche Schreiben in allen Fächern gelten (z. B. der Verzicht auf bildhafte Formulierungen), ist jedoch vom Gebrauch eines „gelehrten Jargon[s]“ (Teubert 1988, 10) zu unterscheiden:

„[...] [Die] Fachsprache ist nicht dasselbe wie der gelehrte Jargon; letzterer verwendet über die Erfordernisse der fachinternen Kommunikation hinaus bestimmte Stilelemente, die bewirken sollen, daß man einem Text möglichst schon von weitem ansehen soll, wie ungeheuer ‚wissenschaftlich‘ er ist. Dazu gehören auf syntaktischer Ebene beispielsweise stark verschachtelte Sätze, ein Übermaß an Substantivierungen und lange attributive Ketten, die allesamt der Verständlichkeit nicht gerade förderlich sind; im Wortschatz gehört hierher ein möglichst üppiger Gebrauch von Imponierwörtern wie *System*, *Parameter*, *Performanz*, *strukturalistisch*, *transzendental*, Wörter also, die in ihrer Häufung ein beinahe mystisches, typisch deutsches und daher unübersehbares Konzept von ‚Wissenschaftlichkeit‘ entwerfen. Solche Wörter sind keine Fachwörter; durch den häufigen Gebrauch in ganz unterschiedlichen Kontexten fehlt ihnen zumeist eine klar definierte Bedeutung.“ (Teubert 1988, 10)¹⁰

Von der Sprache eines wissenschaftlichen Textes wird verlangt, dass mit ihrer Hilfe Gegenstände, Sachverhalte und Gedankengänge präzise und deutlich dargestellt werden können. Von diesen darf sie nicht ablenken, sondern muss zu deren Gunsten zurücktreten (vgl. Bünting; Bitterlich; Pospiech 2000, 94-95). Es soll keinesfalls bestritten werden, dass ein wissenschaftlicher Text nicht auch sprachlich elegant sein kann, doch bestimmt sich diese Eleganz immer am besprochenen Gegenstand und lebt davon, dass sie vom Leser erkannt und als hilfreich, zumindest als nicht

⁹ Wolfgang Teubert bemerkt hierzu: „Wer in Deutschland Wissenschaftler werden will, dem nützt es, den gelehrten Jargon zu beherrschen.“ (1988, 10) Wer also noch nicht zur intellektuellen Kaste gehört, nimmt zumindest schon deren Jargon – in den Worten Theodor Icklers: deren „Imponiersprache“ (1978, 60) – an.

¹⁰ Teuberts Aufzählung von ‚Imponierwörtern‘ ließe sich fortsetzen: *Implikat*, *rekurrieren*, *Korrelat* etc.

hinderlich für das Verständnis empfunden wird. Aber: Die Sprache, die sich in der von Teubert und Schmitz beschriebenen Art von Texten findet, ist nicht elegant, sondern sperrig: Auf dem Weg zum Verständnis des Textinhaltes ist sie ein Hindernis.

Ist es verwunderlich, dass sich diese Sperrigkeit auch in den schriftlichen Arbeiten vieler Studierender wiederfindet? Müssen Studierende nicht annehmen, dass Unverständlichkeit den sprachlichen Stil eines wissenschaftlichen Textes auszeichnet? Viele Dozenten bemängeln die geschraubte, dabei aber Unbeholfenheit verratende Sprache studentischer Arbeiten (vgl. Pospiech 1999, 276). Dieses Problem ist den Studierenden durchaus bewusst: In den erwähnten Fragebögen der *Schreibwerkstatt* beklagen sie, zur „Wahl eines hohen Sprachlevels“ (Datensatz 361) gezwungen zu sein, ihr Sprachstil sei „zu blumig und zu kompliziert“ (802) oder werde „als zu bürokratisch bezeichnet“ (1646). Zudem neigten sie dazu, „zu umständlich zu schreiben“ (ebenefalls 1646).

Doch welches sind die Normen und Regeln wissenschaftlichen Schreibens, denen Studierende folgen können? Werden diese den Studierenden vermittelt? Ein Studierender beklagt „die unterschiedlichen Anforderungen zwischen den unterschiedlichen Professoren“ (890), ein anderer berichtet davon, von einigen Professoren darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, „nicht wissenschaftlich genug“ zu schreiben – wobei ihm diese nicht erklären konnten, „woran es läge“ (124). Dass es, so Teubert, „keinen einheitlichen deutlichen Wissenschaftsstil“ (1988, 11) gibt oder Normen und Regeln wissenschaftlichen Schreibens nicht vermittelt werden, muss den Studierenden das wissenschaftliche Schreiben als etwas erscheinen lassen, das nicht oder kaum zu bewältigen ist. Begegnen sie schließlich solchen Texten, die sich in erster Linie durch Unverständlichkeit auszeichnen, so führt diese Begegnung – dies als Vermutung ausgesprochen – zur Produktion von Texten, die ähnlich unverständlich sind wie ihre Vorbilder.¹¹ Nötig sind daher solche Texte, die explizit oder implizit Normen und Regeln wissenschaftlichen Schreibens, nicht aber Elemente eines intellektualistischen Jargons vermitteln: „Das Schreiben guter wissenschaftlicher Texte lernt man durch Lektüre guter wissenschaftlicher Texte und durch mehr oder weniger bewußte Übernahme ihrer Gestaltungsprinzipien.“ (Schrodt 1995, 301)

Es ist jedoch nicht nur die geschraubte Sprache, die Dozenten an den Arbeiten Studierender kritisieren: Ebenso beklagt wird die häufige Verwendung umgangssprachlicher Formulierungen.¹² Darüber hinaus fällt es vielen Studierenden schwer, dem in der Wissenschaft geltenden Gebot der Objektivität zu entsprechen, d. h. diese Objektivität inhaltlich und sprachlich umzusetzen¹³ – eine Schwäche, als deren Wurzel Richard Schrodt die schulische Ausbildung sieht:

„Ungeschicklichkeiten entstehen vor allem dadurch, daß Studienanfänger von allen diesen Gepflogenheiten [des wissenschaftlichen Schreibens – F. U.] noch zu wenig wissen und Strategien anwenden, die sie von der Schule mitbringen oder die sie intuitiv ausführen. Da werden Reduktionsformen literarischer Textsorten bedenkenlos auf wissenschaft-

¹¹ Eine solche Vermutung äußert auch dieser Dozent: „Es überwiegt die Neigung, Vorgemachtes zu kopieren, anstatt einen eigenen Stil zu entwickeln. Rezepte werden verlangt.“ (Zit. n. Pospiech 2001, 71)

¹² Die Gefahr eines Abgleitens in umgangssprachliche Formulierungen wird auch von den Studierenden selbst gesehen: „[I]ch schreibe zu umgangssprachlich und ungenau (komme nicht auf den Punkt).“ (Datensatz 1533)

¹³ Ein Studierender berichtet: „Eine der Hauptschwierigkeiten, die bei der Examensarbeit auftauchten [,] war, meine Gedanken sachlich bzw. objektiv darzustellen. Oftmals konnte ich mich nur schwer von emotionalen Wertungen lösen und fragte mich ständig, ob meine Arbeit dem Anspruch ‚wissenschaftlich‘ gerecht wird. Damals vermisste ich eine Anleitung, [sic] oder Übung [,] Gedanken wissenschaftlich zu formulieren.“ (Datensatz 104)

liche Themen angewendet (Einleitung – Hauptteil – Schluß mit Moral der Geschichte), da wird die Einbettung des eigenen Themas in die wissenschaftliche Diskussion durch endloses Zitieren von Definitionen versucht, da gibt es rührende Versuche eigener emotionell gefärbter Stellungnahmen dort, wo sie nach Thema und Textzusammenhang völlig unpassend sind. Hier rächt sich, daß in der allgemeinbildenden höheren Schule noch immer die literarischen Textformen die Norm für gute Texte sind, so als ob man nur als Dichter im Studium erfolgreich sein könnte.“ (Schrodt 1995, 301)

Festzuhalten ist: Die wissenschaftliche, „neue Form des Schreibens gegenüber [der] ‚Schul-schreibweise‘“ (Datensatz 121) wird von den meisten Studierenden als eine eigenständige Form der Textproduktion erkannt, zugleich aber als etwas erlebt, das nur schwer durchschaut und umgesetzt werden kann. Es ist jedoch nicht so, dass innerhalb eines geschlossenen Etwas, das wir die ‚deutsche Sprache‘ nennen, eine klar abgegrenzte, unabhängige und, um im Bild zu bleiben, für viele unzugängliche Abteilung ‚Wissenschaftsdeutsch‘ zu finden ist. Der wissenschaftliche Gebrauch der deutschen Sprache weist vielmehr Überschneidungen mit anderen Verwendungsweisen auf, so z. B. in Form von Wörtern des alltäglichen Gebrauchs, die Teil von Fachterminologien geworden sind.

Das wissenschaftliche Schreiben, d. h. die Verwendung von Sprache in wissenschaftlichen Texten, ist, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, „*bei gegebenen Voraussetzungen, bei gutem Willen*“ (Duden: Deutsches Universalwörterbuch 2001, 1038) sowie unter Aufwendung von Zeit¹⁴ erlernbar. Es beruht auf formulier- und vermittelbaren Grundsätzen, von denen sich einige in den Schriften Campes finden. Bei der Vorstellung dieser Grundsätze kann gezeigt werden, dass der Vorwurf unverständlichen Schreibens keinesfalls neu ist: Schon zu Campes Zeiten geriet das wissenschaftliche Schreiben, insbesondere die Verwendung von Fremdwörtern, zum Streitfall.

3 Ausgewählte Vorstellungen Campes von der Ausbildung und dem Gebrauch der (deutschen) Sprache

Es soll im Folgenden auf eine Schrift Campes zurückgegriffen werden, in der das Hauptaugenmerk nicht auf den wissenschaftlichen Gebrauch des Deutschen gerichtet ist: die 1794 vom „königlichen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte“ (Campe 1970b [1813], 1) Abhandlung „Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache“¹⁵. In dieser als ‚Preisschrift‘ bekannten gewordenen Abhandlung beantwortet Campe die Frage, ob „vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt, und besonders der Deutschen, möglich“ (3) sei. Gegenstand der Preisschrift ist somit die Frage der Sprachreinigung, ergänzt um die Frage der Sprachbereicherung. Vorauszuschicken ist, dass Campe keine terminologisch scharfe Unterscheidung zwischen Fremd- und Lehnwörtern trifft: Letztere beschreibt er als Wörter, die „in die Volkssprache übergingen, [nachdem]

¹⁴ Schrodt bemerkt hierzu: „Mediziner im ersten Semester müssen auch nicht gleich operieren, und die Menschheit dankt es ihnen. Wer die sprachlichen Qualitäten erstsemestriger Studenten als mangelhaft, jammervoll oder katastrophal bewertet, soll sich zunächst einmal fragen, was man von ihnen rechtens als Fertigkeiten in der Textgestaltung verlangen darf und welche einschlägigen Vorkenntnisse ihnen auf dem Weg zur Universität mitgegeben wurden.“ (Schrodt 1995, 302).

¹⁵ Die ursprüngliche Fassung dieser Abhandlung ist „nicht mehr greifbar“ (Brekle 1993, 63). Sowohl in der ersten als auch der zweiten Auflage von Campes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ findet sich eine gekürzte, als „Grundsätze, Regeln und Grenzen zur Verdeutschung“ (1970b [1813], 1) betitelte Fassung, aus der hier zitiert werden wird.

[...] ihre undeutschen Laute vorher erst in deutschklingende verwandelt“ (7) worden waren. Den Terminus *Lehnwort* verwendet er dabei nicht.¹⁶ Hauptgegenstand seiner Ausführungen sind jedoch die Fremdwörter. Werden diese als wissenschaftliche Termini verwendet, so spricht Campe von „fremdartigen wissenschaftlichen Kunstwörter[n]“ (35).

Für das Verständnis der Preisschrift und anderer sprachtheoretischer Schriften Campes ist es hilfreich, die geistesgeschichtliche Heimat ihres Verfassers zu kennen: Campe ist ein Vertreter der Spätaufklärung, und als ein solcher setzt er die Vernunft als den höchsten Maßstab allen menschlichen Denkens und Handelns an. So ist für ihn auch in Fragen der Sprache die Vernunft „die höchste Gesetzgeberin [sic], wie in allen andern menschlichen Dingen“ (Campe 1970b [1813], 50); sämtliche Urteile sind „vor dem Richterstuhle der Vernunft“ (16) zu fällen.¹⁷ Heute, da innerhalb einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache andere Kriterien, wie z. B. das der Angemessenheit, herangezogen werden, mag diese Vernunft-Fixiertheit des Campe'schen Sprachverständnisses befremdlich wirken.¹⁸ Dieses Sprachverständnis lässt sich jedoch, unter Umgehung des vieldeutigen Ausdrucks *Vernunft*, als sachlich-nüchtern und als auf einen übergeordneten, klar definierten Zweck – dem der Wissensvermittlung – ausgerichtet charakterisieren.

Bei der Beurteilung von Campes Sprachverständnis gilt es weiterhin zu bedenken, dass Campe in erster Linie Pädagoge war. Vor seiner Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache liegt sein Wirken als „der zentralen Figur in der Pädagogik des späten 18. Jahrhunderts“ (Fertig 1977, VI).¹⁹ Dieses Wirken und in vielen Schriften ausgearbeitete Denken Campes ist ein Grund dafür, dass seine Ausführungen zur Sprache einem übergeordneten pädagogischen bzw. charakteristisch populärphilosophischen Ziel folgen: Es ist dies das Ziel der „geistige[n] und sittliche[n] Volksausbildung“ (Campe 1970b [1813], 6), das, so Campe, über „die Verbreitung der nöthigsten und wünschenswürdigsten Kenntnisse und Einsichten“ (6) zu erreichen ist. Dies wiederum erfordert eine Sprache, „die es thulich macht, über jene großen Angelegenheiten auf eine für Alle verständliche Weise, also ohne Einmischung fremder Wörter zu reden“ (12).

Sein Denken über Sprache hat Campe nirgends als eine geschlossene Theorie dargelegt – eine jede sich selbst genügende Theorie lehnte er grundsätzlich ab (vgl. Fertig 1977, 189–190). Die über zahlreiche Abhandlungen, Aufsätze und Vorworte verteilten Ausführungen haben jedoch verschiedene Grundzüge gemeinsam. So bewegen sich alle Ausführungen nahezu durchgehend auf der Wortebene. Weiterhin folgen sie allesamt einem zweiseitigen Zeichenmodell: Für Campe setzt sich ein jedes Sprachzeichen aus einem bezeichnenden Ausdruck und einem Inhalt, der durch den Ausdruck bezeichnet wird, zusammen. Der Ausdrucksseite ordnet Campe „Wortzeichen und Begriffshüllen“ (1970b [1813], 4) zu, auf der Inhaltsseite verortet er Sachen, Vorstel-

¹⁶ Campe beschreibt Lehnwörter zudem als so weit „umgeformt“ (Campe 1970b [1813], 7), dass sie die „Sprachgleichförmigkeit nicht mehr stören“ (7). Seine Beschreibung entspricht somit der heute gängigen Auffassung (vgl. z. B. Bußmann 1990, 444-445; Lewandowski 1990, 648-649 und Schaeder 1993, 358).

¹⁷ Campe weist sich damit als ein Vertreter des „Vernunftsprachtums“ (Stoltenberg 1943, 163) aus – einer Denkrichtung, die die Vernunft zum entscheidenden Kriterium einer Aus- bzw. Umbildung der Sprache erhob.

¹⁸ Bereits vielen seiner Zeitgenossen gab Campe damit Anlass zur Kritik: In seine Lebenszeit fällt das „allmähliche, aber unaufhaltsame Vordringen der ‚Gefühlskultur‘“ (Narr 1963, 132), die sich als Abkehr von der Verstandeskultur der Aufklärung verstand. Mit der Gefühlskultur – Campe selbst spricht von „unserm empfindelnden Zeitalter“ (Campe 1979 [1785], 407) – etablierte sich gleichzeitig ein verändertes Nachdenken über Sprache.

¹⁹ Als Pädagoge war Campe den Lehren der von Johann Bernhard Basedow begründeten Reformbewegung des Philanthropismus verpflichtet.

lungen und Begriffe (vgl. 4). Die Art des Bezeichneten ist für Campe dabei ein Kriterium, Wörter einer von drei verschiedenen Klassen zuzuordnen:²⁰ Die erste Klasse bilden „sinnliche, d. i. solche [Wörter], welche Dinge bezeichnen, die unmittelbar in die Sinne fallen“ (6),²¹ die zweite Klasse „unsinnliche oder solche [Wörter], deren Inhalt ein Verstandesbegriff, d. i. etwas zwar Abgezogenes und Allgemeines ist, welches nicht unmittelbar in die Sinne fällt, das aber doch auf etwas, durch die äußeren oder den innern Sinne Erkennbares zurückgeführt, folglich anschaulich gemacht werden kann“ (6).²² Die dritte Klasse bilden schließlich „übersinnliche oder Vernunftworte, d. i. solche, welche reine Vernunftbegriffe bezeichnen, die keinen, weder durch äußere, noch durch innere Sinne erkennbaren Gegenstand oder Inhalt haben“ (7).²³

Für den hier diskutierten Zusammenhang ist zweierlei wichtig: erstens, dass ein Wort nicht mit dem von ihm bezeichneten Begriff identisch ist. Es mag überflüssig erscheinen, hier semiotisches bzw. sprachwissenschaftliches (und nicht auf Campe zurückgehendes) Allgemeines zu platzieren, doch ist keinesfalls allen Studierenden bekannt, „dass *Begriffe* eine Denkeinheit, *Wort* aber eine Spracheinheit ist“ (Vater 2000, 11). Für Heinz Vater hat die oft zu beobachtende „Verwechslung von *Wort* und *Begriff*[...] gravierende Auswirkungen auf die sprachliche Kommunikation“ (2000, 12); in wissenschaftlichen Arbeiten führt sie zu nicht zutreffenden Aussagen.²⁴

Folgt man Campes Dreiteilung des Wortschatzes, so ist zweitens festzuhalten, dass sich besonders die Verwendung solcher Wörter – im Kontext wissenschaftlichen Schreibens empfiehlt es sich, von Termini oder Fachausdrücken zu sprechen – als problematisch erweisen kann, die einen „Verstandesbegriff“ (6) oder „reine Vernunftbegriffe“ (7) bezeichnen. Für Campe führt der Gebrauch von fremdsprachlichen Wörtern dieser beiden Klassen bei Sprechern, „welche die fremden Sprachen, woraus sie genommen sind, nicht verstehen“ (7), „zu sehr schädlichen Begriffsverwirrungen“ (7) sowie zu den „verderblichsten Mißverständnissen und Gedankenverwirrungen“ (7). Er fordert daher, auf die Verwendung von fremdsprachlichen Wörtern zu verzichten, „weil sie ein großes und schwer zu überwindendes Hinderniß [sic] sind, diejenigen Kenntnisse, zu deren Vortrage wir sie gebrauchen, gemeinverständlich zu machen und unter das Volk zu bringen“ (7).

Heute, da jeder Studierende über Fremdsprachenkenntnisse verfügt, das Latein in vielen Studiengängen Teil der Zugangsvoraussetzungen ist und die Internationalisierung der Wissenschaften fortschreitet, ist man geneigt, die von Campe beschriebene Gefahr folgenreicher Missverständnisse als nicht mehr gegeben anzusehen und seine Forderung für den Bereich wissenschaftlichen Schreibens zurückzuweisen. Aber: Die Schwierigkeit, einen „Verstandesbegriff“ (Campe 1970b [1813], 6) oder „reine Vernunftbegriffe“ (7) – also komplexe Sachverhalte, theoretische Konzepte etc. – zu bezeichnen, besteht fraglos auch dann, wenn zu deren Bezeichnung auf deutsche Wörter zurückgegriffen werden kann; mit der Verwendung von Fremdwörtern erhöht sich diese Schwierigkeit um ein Weiteres. Verschiedentlich wird argumentiert, dass

²⁰ Campe entwickelt diese Dreiteilung, um die ins Deutsche „eingedrungenen fremden Wörter“ (1970b [1813], 6) zu klassifizieren, doch kann sie auf den gesamten Wortschatz des Deutschen angewandt werden.

²¹ Campe nennt hier Lehnwörter wie „Fenster, Pulver, Tafel, und eine Menge ähnlicher“ (1970b [1813], 7).

²² Dieser Klasse ordnet Campe z. B. „Affect, Sympathie, Phantasie“ (1970b [1813], 7) zu.

²³ Hierzu zählen für Campe Wörter wie „Hypothese, Causalität, Substanz“ (1970b [1813], 7).

²⁴ So macht es einen großen Unterschied, ob sich ein Wissenschaftler mit der Geschichte eines Begriffes oder der eines Wortes befasst. Wortgeschichte wird zumeist von Sprachwissenschaftlern, Begriffsgeschichte auch von Wissenschaftlern anderer Fachrichtungen betrieben.

zur Bezeichnung komplexer Sachverhalte und Konzeptionen Fremdwörter geeigneter seien als deutsche, auch in der Alltagssprache gebräuchliche Wörter, da in ihrem Falle die Gefahr nicht beabsichtigter Verstehensweisen geringer sei. Vielfach trifft dies zu, doch ist zu fragen, ob mit der Verwendung von Fremdwörtern die Schwierigkeit der treffenden Bezeichnung nicht häufig an den Leser weitergegeben wird, und zwar als Schwierigkeit des ‚treffenden‘ Verstehens. So sind beispielsweise *Struktur* und *System* – zwei Wörter, die Campe der Klasse solcher Wörter zuordnen würde, die Vernunftbegriffe bezeichnen – zu vielseitig einsetzbaren Etiketten geworden, deren Gebrauch den Leser nicht selten darüber im Unklaren lässt, welchen Inhalt er ihnen im jeweiligen Falle zuzuweisen hat.²⁵

Ist dies nun als Aufforderung zu verstehen, in wissenschaftlichen Texten auf Fremdwörter zu verzichten? Nein – eine solche Aufforderung wäre wenig zielführend, und auch Campe, dem es stets um „das Ausmärzen der fremdartigen Wörter“ (Campe 1970b [1813], 7) geht, räumt dem wissenschaftlichen Gebrauch eine gewisse Freiheit ein. Er formuliert die Regel,

„daß, wo wir in Schriften, die nicht fürs Volk, sondern nur für die gelehrten und gebildeten Klassen bestimmt sind, zur Bezeichnung eines Begriffs oder einer Empfindung, die nicht theilweise, sondern auf einmahl und ganz gedacht, gefühlt und ausgedruckt zu werden verlangen, noch kein Wort in unserer Sprache haben, wir ein ausländisches Wort so lange aufnehmen und gebrauchen dürfen und müssen, bis unsere Sprache ein gleichbedeutendes aus ihren eigenen Mitteln hervorgebracht haben wird“ (Campe 1970b [1813], 23).

Ein Fremdwort durch ein deutsches Wort zu ersetzen, gestaltet sich vor allem dann als schwierig, wenn dieses Fremdwort zusammengesetzte Begriffe (vgl. Campe 1970b [1813], 24) bezeichnet. In diesen Fällen ist es, so Campe, „rathsam und nöthig [...], die durch ein einziges Wort bezeichneten zusammengesetzten Begriffe, indem wir sie in die Deutsche Sprache und dadurch in die Deutsche Gedankenmasse übertragen wollen, absichtlich von einander zu trennen und sie nicht, als ein untheilbares, in sich selbst verschlungenes Ganzes, auf einmahl, sondern vielmehr stückweise auszudrucken“ (24).²⁶ Nötig wird somit die Umschreibung mit Hilfe mehrerer Wörter.

Von dieser Notwendigkeit befreit Campe die Wissenschaften: In einem wissenschaftlichen Vortrag kommt es, so Campe, „sowol [sic] auf ganz genaue Bestimmtheit, als auch auf möglich größte Kürze des Ausdrucks [an] [...], wenn ein strenger Beweis, nicht nur Deutlichkeit und Bündigkeit, sondern auch Faßlichkeit und leichte Ueberschbarkeit haben soll“ (1970b [1813], 25). Die Wissenschaften sind somit auf die Verwendung kurzer und bestimmter „Kunstwörter“ (25) – d. h. klar definierter Termini – angewiesen:

„Hier sind also Kunstwörter [...] unentbehrlich; und man sieht sich daher, wo wir dergleichen in unserer Sprache noch nicht haben, wider Wunsch und Willen, gezwungen, zu ausländischen zu greifen. Doch müssen wir auch hier, ehe wir von einem fremdartigen

²⁵ *System* und *Struktur* können als Lehnwörter begriffen werden. Soll jedoch das Kriterium, dass Lehnwörtern „ihre fremde Herkunft nicht mehr anzusehen ist“ (Schaeder 1993, 358), verbindlich sein, so sind sie – ganz im Sinne Campes – als Fremdwörter aufzufassen.

²⁶ Campe gibt folgendes Beispiel: „Was verliert z. B. die Deutlichkeit oder der gute Vortrag, wenn ich den zusammengesetzten Begriff, den das Wort *Naivität* einschließt, durch zwei oder drei Deutsche Wörter – *unbefangene Natürlichkeit*, oder *natürliche Unbefangenheit*, oder *unschuldige und unbefangene Natürlichkeit* und *Einfalt* – wiedergebe?“ (1970b [1813], 26)

Kunstworte Gebrauch zu machen uns erlauben, erst wohl umhergeschaut und sorgfältig nachgeforscht haben, um gewiß zu sein, daß der einstweilige *Nothgebrauch* eines solchen Wortes [...] entschuldigt werden kann [...].“ (Campe 1970b [1813], 25)

Kann also zur Bezeichnung eines Inhaltes nicht auf einen deutschen Ausdruck zurückgegriffen werden – was vor allem dann der Fall ist, wenn „ein neuer Sprößling der menschlichen Erkenntniß auf fremden Boden schnell hervorschießt, und nun von da aus plötzlich zu uns herübergebracht wird“ (Campe 1970b [1813], 24) –, so ist der Gebrauch eines fremdsprachlichen Ausdrucks, sofern er sich durch Kürze und Bestimmtheit auszeichnet, zu entschuldigen. Aber: Dieser Gebrauch ist für Campe nur so lange entschuldbar, wie ein wissenschaftlicher Text „nur für die gelehrten und gebildeten Klassen bestimmt“ (24) ist und die deutsche Sprache „nicht schon Ausdrücke vorrätzig hat, oder in dem Augenblicke hervorzubringen in Stande ist“ (24). Daran, dass sich für jeden fremdsprachlichen Ausdruck ein deutscher finden oder schaffen lässt, zweifelt Campe jedoch nicht, da für ihn eine jede Sprache „einer Ausdehnung und Ausbildung ins Unendliche fähig [ist], wodurch das sie redende Volk [...] in den Stand gesetzt werden kann, alle menschliche Empfindungen und Begriffe, mit allen ihren wesentlichen Schattenmischungen und Bestimmungen, vollständig auszudrücken“ (31).²⁷ Das Fehlen eines deutschen Ausdrucks ist somit ein Grund, der für ihn nur vorläufig als Entschuldigung zu akzeptieren ist – sozusagen ein Grund mit begrenzter Haltbarkeit.

Auch der zweite Grund für einen „nicht zu vermeidenden Nothgebrauch eines ursprünglich fremden Wortes“ (Campe 1970b [1813], 8) – der Grund, dass sich ein wissenschaftlicher Text nur an gebildete Leser richtet – hat in Campes Augen einem gewichtigeren Platz zu machen: Campes Ziel ist, wie eingangs erwähnt, die Volksausbildung über die verständliche Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Fremdwörter bilden hier ein Hindernis:

„Und was folgt nun aus dieser Auseinandersetzung? Dieses: daß, wenn wir unsere Kenntnisse und Einsichten aus den gelehrten Arbeitszimmern und aus Büchern, die nur für Gelehrte geschrieben sind, in die Welt oder unter das Volk zu bringen wünschen – und welches würdigere und gemeinnützlichere Ziel kann der denkende und wohlwollende Schriftsteller sich jemahls aufstecken? – wir nicht zu sehr und nicht zu einmüthig dahin streben können, unsere Sprache, so viel es möglich und thulich ist, von allem Fremdartigen [...] zu reinigen, und sie nach allen ihren Theilen in eine vollkommene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bringen. Nur dann erst wird eine allgemeine Volksaufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen und des Bürgers, unter uns möglich sein [...].“ (Campe 1970b [1813], 12)

Die gemeinverständliche Wissensvermittlung zählt zum Kern des Campe'schen Sprachdenkens. Die im Dienste der Wissensvermittlung stehende Gemeinverständlichkeit ist für Campe daher sämtlichen anderen Merkmalen und Funktionen von Sprache, so z. B. der Schönheit sprachlicher Ausdrücke und Formulierungen, übergeordnet:

„Ich sagte: die Sprache sei um des Volkes, nicht das Volk um der Sprache willen da; und das bedarf ja, meine ich, wol [sic] keines Beweises. Aber so darf denn auch das nicht erst bewiesen werden, daß die beziehlichen

²⁷ Campe beruft sich hierbei ausdrücklich auf Leibniz (vgl. 1970b [1813], 31), zu dessen „Unvorgreifliche[n] Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ seine Preisschrift viele Parallelen aufweist.

(relativen) Vollkommenheiten der Sprache überhaupt, und ihre allgemeyne Verständlichkeit insonderheit, jeder andern Vollkommenheit derselben [...] vorgehen müssen [...]. Ein fremdartiges, nur für wenige Deutsche verständliches Wort, sei also noch so wohlklingend und lieblich, sei für die wenigen, die es verstehn [sic], noch so zweckmäßig und ausdrucksvoll; es verdient nicht aufgenommen oder nicht beibehalten zu werden, sobald ein anderes da ist oder gefunden werden kann, das den nämlichen Begriff, wenn gleich nicht ganz so schön und nicht ganz so wohlklingend, oder doch der Hauptsache nach richtig, und zugleich auf eine für alle Deutsche verständliche Weise auszudrücken in Stande ist.“ (Campe 1970b [1813], 11)

Sprache ist für Campe vor allem eines: ein Werkzeug – ein Organon – der Wissensvermittlung. Von der Beschaffenheit dieses Werkzeugs hängt ab, ob „der erste und wesentlichste Zweck einer Sprache [...] der Zweck, unsere Gedanken und Empfindungen zweckmäßig an den Tag zu legen“ (Campe 1970b [1813], 23), erreicht wird – wobei, so Campe, dieser „höhere Zweck der Sprache auf geistige und sittliche Ausbildung und Vervollkommnung der sie redenden Menschen geht“ (16).

Um mit Hilfe der Sprache Wissen in verständlicher Form weitergeben zu können, ist die „Aufmerksamkeit des Hörenden auf den Inhalt unserer Worte, nicht auf die Wörter selbst, zu lenken“ (Campe 1970b [1813], 69). Diese Forderung ist ohne weiteres auf den Gebrauch von Sprache in wissenschaftlichen Texten übertragbar: Auch hier geht es um die Vermittlung von Wissen, nicht um eine Zurschaustellung der eigenen „Beredsamkeit“ (13), „die Befriedigung unserer Ohren durch ausländischen Wortklingklang“ (11) oder um „das Hervorleuchten unserer gelehrten Namen in dem engen Kreise unserer gelehrten Mitbrüder“ (36). Um zur Formulierung Schmitz zurückzukehren: Es darf nicht bloß darum gehen, sich als „Mitglied einer intellektuellen Kaste“ (1995, 329) ausweisen zu wollen.

Wenn Campe fordert, dass die Aufmerksamkeit des Hörenden nicht auf das Wort selbst (also auf die Ausdrucksseite), sondern auf dessen Inhalt zu lenken ist, so setzt dies erstens voraus, dass ein solcher Inhalt überhaupt vorhanden ist, und zweitens, dass dem Hörenden dieser Inhalt zugänglich ist bzw. zugänglich gemacht werden kann. Handelt es sich bei diesem Wort um ein dem Hörenden bzw. Lesenden unbekanntes Fremdwort, so bietet es ihm „keine einzige Beziehung dar auf das, was dadurch ausgedrückt werden soll. Es ist für ihn ein durchaus bedeutungsloses und ganz willkürliches Zeichen“ (Campe 1970b [1813], 12). Eine Vermittlung von Wissen kann also nicht stattfinden.

Die erstgenannte Bedingung (die Bedingung, dass ein Ausdruck überhaupt einen Inhalt bezeichnet) sieht Campe in mehreren Fällen als nicht erfüllt an. So wirft er einigen Philosophen²⁸, insbesondere den Vertretern der Scholastik, vor, „ihre Armuth an wirklichen Begriffen und Sachen hinter hohlen, barbarischen Griechisch=Lateinischen Wörtern“ (Campe 1970a [1813], VI-VII) zu verstecken. Zöge man ihr diese „Wortlarven“ (VII) ab, so stünde sie in „ihrer ganzen Dürftigkeit“ (VII) da. Anders ausgedrückt: Hinter diesen Wörtern verbergen sich Inhalte, die ohne weiteres durch einfache – also deutsche – Wörter bezeichnet werden können.

Doch nicht nur mit dem Sprachgebrauch der scholastischen Philosophie geht Campe ins Gericht: Auch die Philosophen seiner Zeit, d. h. die Vertreter der „markscheidenden (kritischen) Philosophie“ (Campe 1970a [1813], VII) werden zum Ziel seiner Kritik. So

²⁸ Campe selbst spricht von den Vertretern der „Vernunftwissenschaft“ (1970a [1813], VI).

wirft er Kant in der Vorrede zum Verdeutschungswörterbuch vor, „ältern Kunstwörtern“ (VIII) – also gebräuchlichen Termini – oft eine solche Bedeutung zugewiesen zu haben, die „nicht selten so willkürlich und der Natur und Zusammensetzung dieser Wörter so schnurstracks zuwider ist, daß sie, so genommen, außerhalb jener Schule, in dem Gebiete irgend einer geregelten menschlichen Sprache ganz unmöglich Glück machen und zu Sprachgebrauch werden können“ (VIII–IX).²⁹ Kants Vergehen besteht in Campes Augen also darin, bekannten Wörtern eine „fremde Bedeutung angezwungen“ (IX) und diese damit unverständlich gemacht zu haben. Unverständlichkeit aber ist ein Hindernis auf dem Weg zur Volksausbildung, und eben diese ist das Ziel des Pädagogen Campe.

Dem seiner Überzeugung nach „sprachverwirrenden Ausdruck“ (Campe 1970a [1813], IX) Kants hat sich Campe nicht erst in seinem im Jahre 1800 verfassten Vorwort zum Verdeutschungswörterbuch angenommen. In einer 1797 im neunten Stück der „Beiträge zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache“³⁰ erschienenen Rezension zitiert Campe Kant und dessen Schrift „Zum ewigen Frieden“ vor den „sprachlichen Areopag“ (Leyser 1896, 321). Auch hier fällt Campe ein Urteil über Kants Sprache:

„Unter allen Völkern, die zu den gebildeten gerechnet werden, giebt es [...] keins, bei dem die Schriftsteller so viel Vertrauen zu dem Scharfsinn, oder vielmehr zu der Spürkraft (Sagacität) ihrer Leser, und die Leser wiederum so viel gutmüthige Nachsicht gegen ihre Schriftsteller an den Tag legten, als bei den deutschen. Unsere Schriftsteller [...] begnügen sich in sehr vielen Fällen, das, was sie eigentlich sagen wollen, nur obenhin, und zwar so anzudeuten, dass man, der Sprachlehre und dem Sprachgebrauche nach, auch etwas ganz anderes, oft sogar das gerade Gegentheil von dem, was sie gedacht wissen wollen, dabei denken k a n n , oft sogar nothwendig dabei denken m ü s s t e , wenn nicht der Zusammenhang und die erkannte oder vorausgesetzte Absicht des Verfassers etwas anderes vermuthen liessen. [...] Auch der treffliche K a n t [...] ist von diesem, uns Deutschen eigenen Hange zur Nachlässigkeit in der Wahl der Wörter nicht ganz frei geblieben. [...] [Es] fehlt [...] in seinen Schriften [...] nicht an Stellen, bei denen man mit den gewöhnlichen Regeln der Auslegung, auch wenn man ein sonst hinreichendes Maass von Sprachkenntniss damit verbindet, keineswegs ausreicht; sondern die genannte Spürkraft nothwendig mit zu Hülfe nehmen muss. [...] Um dieses, vielleicht hartscheinende [...] Urtheil zu begründen, will ich vor den Augen meiner Leser [...] mit zwei Blättern einer seiner neuesten Schriften [...] eine zergliedernde Prüfung in Bezug auf Sprache und

²⁹ Campe schildert dies am Beispiel des Wortes *Reflexion*: „Wenn z. B. [...] das Lateinische *Reflexion* (und das ihm antwortende Deutsche *Überlegung*) durch ‚den Zustand des Gemüths, in welchem wir uns zuerst anschicken, die subjectiven Bedingungen ausfindig zu machen, unter welchen wir zu Begriffen gelangen können.‘ [...] erklärt wird: so ist das ein so gewaltsamer, der Sprache angethaner Zwang, daß das Sprachgefühl eines Jeden [...] dadurch empört und zurückgeschreckt wird. Auch ist es platt unmöglich, einen so verschrobenen, in Grunde nichts begrifflich machenden Begriff, ohne den willkürlichsten und unbefugtesten Machtanspruch, irgend einem Worte, an [sic] wenigsten dem Worte *Reflexion* oder *Überlegung* anzuheften. Wer *überlegt*, der will nicht erst Begriffe erlangen, noch weniger sich *erst* anschicken, die Bedingungen ausfindig zu machen, unter welchen er Begriffe erlangen könne; er hat vielmehr schon Begriffe, und fängt nun an sie zu verarbeiten, sie gleichsam *über* einander zu *legen*, um zu versuchen, ob sie zu einander passen, mit einander verbunden oder von einander getrennt werden müssen. Daß *dis* [sic], und nicht jene seltsame Andichtung, der Sinn des Wortes *Überlegung* sei, [...] fühlt jeder Unbefangene [...].“ (Campe 1970a [1813], IX)

³⁰ In den von 1795 bis 1797 von einer „Gesellschaft von deutschen Sprachfreunden“ – der auch Campe angehörte – herausgegebenen Beiträgen wurden Werke der zeitgenössischen Literatur einer intensiven Sprachkritik unterzogen.

Schreibart vorzunehmen wagen. Es ist die obengenannte: *Zu m e w i g e n F r i e d e n* [...]. Die meisten Bemerkungen, die ich darüber zu machen habe, werden, jede für sich genommen, unstreitig wahre Kleinigkeiten sein: allein es ist schon oft gesagt worden, dass die ganze Kunst, richtig und schön zu schreiben, in der Fertigkeit besteht, auf lauter Kleinigkeiten zu achten, und keine Fehler dagegen sich zu Schulden kommen zu lassen.“ (Campe 1797, zit. n. Leyser 1896, 321–324)

Die Fertigkeit, „auf lauter Kleinigkeiten zu achten, und keine Fehler dagegen sich zu Schulden kommen zu lassen“ (Campe 1797, zit. n. Leyser 1896, 324), als „die ganze Kunst, richtig und schön zu schreiben“ (324) anzusehen, ist eine Auffassung, die sicher nicht für das Verfassen unterhaltender Literatur, wohl aber für das wissenschaftliche Schreiben – also dort, wo es um treffende Ausdrücke und Aussagen geht – Gültigkeit hat.³¹ Um mit Hilfe von Sprache Wissen vermitteln zu können, hat sich diese also nicht nur durch Verständlichkeit und Deutlichkeit, sondern auch durch Richtigkeit auszuzeichnen. Verständlichkeit und Deutlichkeit sind für Campe durch den Verzicht auf fremdsprachliche Ausdrücke gewährleistet, Richtigkeit stellt sich durch das Befolgen von Regeln ein.³²

4 Schluss: Die Machbarkeit wissenschaftlichen Schreibens

Als „Vorschule des vernünftigen Redens“ (1990, 5) bezeichnen Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen ihre „Logische Propädeutik“ (5). Mit dieser wenden sie sich an jeden (auch den angehenden) Wissenschaftler, „der unseres Bildungsjargons überdrüssig und der bemüht ist, klar und einfach und unmißverständlich zu reden und zu schreiben“ (6). Überdrüssig dürfte dieser Wissenschaftler der oben geschilderten und nicht erst heute zu beobachtenden Unarten wissenschaftlichen Schreibens sein: übermäßige Verwendung von Fremdwörtern, verschachtelte Sätze etc. – Merkmale einer Sprache, die mehr „Imponiersprache“ (Ickler 1978, 60) als ein Mittel zur angemessenen und verständlichen Darstellung von Wissen ist.

In den Lehrplan einer solchen Vorschule des vernünftigen Redens und Schreibens sollten die Überlegungen Campes Eingang finden, und dies nicht nur aus dem Grund, dass Campe die Vernunft als federführend ansetzt. Für ihn ist Sprache in erster Linie ein Werkzeug, mit dessen Hilfe Wissen vermittelt wird. Andere Funktionen und Merkmale von Sprache werden dabei nicht gänzlich ausgeblendet, jedoch der Wissensvermittlung – und dies ist nun einmal die Funktion eines wissenschaftlichen Textes – untergeordnet.

Was also sind die Inhalte einer ‚Vorschule‘ wissenschaftlichen Schreibens? Was ist – unter Berufung auf die hier wiedergegebenen Überlegungen Campes – beim Verfassen wissenschaftlicher Texte zu beachten?

1. „Die Wissenschaft dient der Aufklärung. Der gelehrte Jargon ist, auch wenn er das Gegenteil behauptet, antirationalistisch.“ (Teubert 1988, 12) Wissenschaft lebt nicht nur vom Schaffen, sondern auch von der Vermittlung von Wissen. Dies geschieht idealerweise in Form verständlicher Texte.

³¹ Für Schrodt steht fest: „Wissenschaftliche Literatur ist keine ‚Literatur als Kunstgattung‘, daher sind Wissenschaftler keine Schriftsteller, auch wenn sie etwas schreiben.“ (Schrodt 1995, 300)

³² Richtigkeit bestimmt sich für Campe nicht am üblichen, sondern an einem solchen Sprachgebrauch, der den Vorgaben der Sprachähnlichkeit (vgl. 1970b [1813], 49), vor allem aber der Vernunft folgt (vgl. 50) und damit als „a n e r k a n n t u n d w o h l g e g r ü n d e t“ (49) gelten kann.

2. Jede Wissenschaft hat ihre eigenen, verbindlichen Termini, die sich durch Kürze und Bestimmtheit auszeichnen (vgl. Campe 1970b [1813], 25). Will ich mich innerhalb meines Faches verständlich machen, so habe ich diese Termini zu verwenden, um nicht „zu wortreichen Umschreibungen“ (25) Zuflucht nehmen zu müssen.
3. Die übermäßige Verwendung von Fremdwörtern stellt ein Verstehenshindernis dar, denn Fremdwörter sind in ihrer Bedeutung oftmals unscharf oder dem Leser schlichtweg unbekannt. Mit einer „abergläubigen Anhänglichkeit an unverständene und unverständbare Wörter“ (Campe 1970b [1813], 17), mit der Verwendung zahlreicher Fremdwörter lässt sich Texten der Anstrich von Wissenschaftlichkeit geben – doch eben nur der Anstrich, der dafür sorgt, dass der Leser „umständliche Wege durch Wortberge“ (Schmitz 1995, 323) gehen muss.
4. Das Fehlen oder die Dürftigkeit von Inhalten kann nicht durch Fremdwörter verschleiert werden. Fremdwörter sollten daher keine bloßen „Wortlarven“ (Campe 1970a [1813], VII) sein.
5. Kann ein Inhalt nicht nur mit einem fremdsprachlichen, sondern ebenso mit einem deutschen und damit verständlichen Ausdruck bezeichnet werden, so ist der deutsche Ausdruck vorzuziehen.
6. Bezeichnet ein Fremdwort zusammengesetzte Begriffe (vgl. Campe 1970b [1813], 24), so kann dieses Fremdwort – sofern es sich nicht um einen verbindlichen Terminus handelt – durch mehrere deutsche Wörter ersetzt werden: „Ein einziges Wort macht einen Begriff nur demjenigen deutlich, der diesen Begriff, auch ohne jenes Wort, bestimmt zu denken in Stande ist. Dieser aber kann das, was er auf diese Weise bestimmt gedacht hat, auch ohne Hülfe jenes Worts durch andere Wörter ausdrücken.“ (26) Wer also komplexe Sachverhalte und Gedankengänge in einer verständlichen Sprache wiedergeben kann, zeigt auch, dass er sie selbst verstanden hat.
7. Grundsätzlich gilt: „Je vorzüglicher der Schriftsteller ist, desto heiliger ist ihm das Gesetz der Deutlichkeit und der allgemeinen Verständlichkeit.“ (Campe 1970b [1813], 50)

Literatur

- Brekke, Herbert E. u. a. (Hg.) 1993: Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. Bd. 2: Bu – E. Tübingen: Niemeyer.
- Bünting, Karl-Dieter; Axel Bitterlich; Ulrike Pospiech 2000: Schreiben im Studium: mit Erfolg. Ein Leitfaden. Berlin: Cornelsen Scriptor (= Studium kompakt).
- Bußmann, Hadumod 1990: Lexikon der Sprachwissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Kröner (= Kröners Taschenausgabe 452).
- Campe, Joachim Heinrich 1969 [1807]: Wörterbuch der Deutschen Sprache. Erster Theil. A – bis – E. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1807. Mit einer Einführung und Bibliographie von Helmut Henne. Hildesheim, New York: Georg Olms (= Documenta Linguistica: Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 15. bis 20. Jahrhunderts. Reihe II: Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts).

- Campe, Joachim Heinrich 1970a [1813]: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedruckenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelung's und Campe's Wörterbüchern. Neue starkvermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe. Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1813. Mit einer Einführung und Bibliographie von Helmut Henne. Hildesheim, New York: Georg Olms (= Documenta Linguistica: Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache des 15. bis 20. Jahrhunderts. Reihe II: Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts).
- Campe, Joachim Heinrich 1970b [1813]: Grundsätze, Regeln und Grenzen zur Verdeutschung. Eine von dem königlichen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte Preisschrift. In: Campe 1970a [1813]. S. 1-70.
- Campe, Joachim Heinrich 1979 [1785]: Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. Warnung vor dem Modefehler, die Empfangsamkeit zu überspannen. In: Campe, Joachim Heinrich (Hg.) 1979 [1785]: Allgemeine Revision des gesammten Schul= und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. Dritter Theil. Unveränderter Neudruck der Ausgabe 1785. Vaduz: Topos (= Paedagogica). S. 291-434.
- Duden: Deutsches Universalwörterbuch 2001. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hg. v. der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Fertig, Ludwig 1977: Campes politische Erziehung. Eine Einführung in die Pädagogik der Aufklärung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Impulse der Forschung 27).
- Goethe, Johann Wolfgang von; Friedrich Schiller 1893 [1796]: Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe= und Schiller=Archivs. Mit einem Facsimile. Hg. v. Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 8).
- Grimm, Jacob 1984 [1854]: Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1854. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (= dtv 5945).
- Henne, Helmut 1969: Einführung. In: Campe 1969 [1807]. S. V*-XXVIII*.
- Holz, Guido 1950: Joachim Heinrich Campe als Sprachreiner und Wortschöpfer. Dissertation (Masch.). Tübingen.
- Humboldt, Wilhelm von 1968 [1827-1829]: Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. In: Humboldt, Wilhelm von 1968 [1907]: Gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. VI. Erste Hälfte. Photomechanischer Nachdruck der ersten Auflage, Berlin 1907. Berlin: de Gruyter. S. 111-303.
- Humboldt, Wilhelm von 1968 [1830-1835]: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: Humboldt, Wilhelm von 1968 [1907]: Gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. VII. Erste Hälfte. Photomechanischer Nachdruck der ersten Auflage, Berlin 1907. Berlin: de Gruyter. S. 1-344.
- Ickler, Theodor 1978: Die Ränder der Sprache. Heidelberg: Lambert Schneider.
- Kamlah, Wilhelm; Paul Lorenzen 1990: Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. 2., verbesserte und erweiterte Auflage, unveränderter Nachdruck. Mannheim u. a.: BI-Wissenschaftsverlag (= BI-Hochschultaschenbücher 227).
- Lewandowski, Theodor 1990: Linguistisches Wörterbuch. Bd. 2. 5., überarbeitete Auflage. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle und Meyer (= UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher 1518).
- Leyser, Jakob Anton 1896: Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. Bd. 1. Zweite Ausgabe. Braunschweig: Vieweg.
- Menze, Clemens 1965: Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen. Ratingen: Henn.
- Narr, Dieter 1963: Zur Sprache des „philosophischen Jahrhunderts“. Neues und Altes aus dem Wörterbuch der Aufklärung (I). In: Wirkendes Wort 13/1963, III. S. 129-141.
- Pospiech, Ulrike 1999: Anforderungen an eine praktische Sprachwissenschaft. In: Baur, Rupprecht S.; Rüdiger Brandt; Ulrich Schmitz (Hg.) 1999: Mit Sprache über Sprache als Sprache sprechen. Karl-Dieter Bünning zum 60. Geburtstag. Essen: Universität Essen. S. 275-296.

- Pospiech, Ulrike 2001: Bewusster formulieren: Wie grammatische Kategorien bei der Textproduktion helfen können. In: Berkemeier, Anne; Almut Hoppe (Hg.) 2001: Grammatik und Grammatikunterricht. Bielefeld: Aisthesis. S. 68-83.
- Sanders, Willy 1992: Sprachkritikastereien und was der „Fachler“ dazu sagt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schaeder, Burkhard 1993: Lehnwort. In: Glück, Helmut (Hg.) 1993: Metzler-Lexikon Sprache. Stuttgart, Weimar: Metzler. S. 358.
- Schmitz, Ulrich 1995: Intellektuelles Geschwätz. Intellektualistischer Sprachstil als erfolgreich scheiternde Einrichtung zur Erzeugung von Übersinn. In: Grosser, Wolfgang; James Hogg; Karl Hubmayer (Hg.) 1995: Style: Literacy and Non-Literacy. Contemporary Trends in Cultural Stylistics. Lewiston, Salzburg: The Edwin Mellen Press (= Salzburg University Studies). S. 319-339.
- Schrodt, Richard 1995: Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen. Wien: Passagen.
- Stoltenberg, Hans L. 1943: Vernunftsprachtum. In: Maurer, Friedrich; Fritz Stroh (Hg.) 1943: Deutsche Wortgeschichte. Bd. II. Berlin: de Gruyter (= Grundriß der germanischen Philologie 17^{II}). S. 157-190.
- Teubert, Wolfgang 1988: Der gelehrte Jargon – Ein deutsches Phänomen? In: Sprachreport 4/1988, 1. S. 9-12.
- Vater, Heinz 2000: Begriff statt Wort – ein terminologischer Wirrwarr. In: Sprachreport 16/2000, 4. S. 10-13.

*Faszination
Sprache*

Wortschatz &
Bedeutung

Romantik und Pragmatik des Wortes *Freundschaft*: Wortverwendung und lexikalischer Eintrag

Michael Schmidtke-Nikella (Duisburg-Essen)

1 Der Anlass

Nach dem Anschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001 kam es weltweit zu vielfältigen Reaktionen; darunter waren viele öffentliche Freundschaftsbekundungen.

Die aus diesen Bekundungen resultierenden Irritationen, die den Umgang mit den Wörtern *Freund* und *Freundschaft* betreffen, sind Ausgangspunkt dieser Überlegungen.

2 Überblick

Diese Betrachtung zeigt beispielhaft auf, auf welche Weise Erweiterungen lexikalischer Einträge unter Berücksichtigung typischer Verwendungsstrategien möglich sind. Lexikalische Einträge liefern Modelle von der Bedeutung und der Verwendung von Wörtern; sie sind a priori unvollständig.

Die Angabe von als typisch angesehenen Verwendungen von Wörtern geht dann über die heute üblichen lexikalischen Einträge hinaus, wenn nicht nur Kontexte angegeben werden, sondern auch die Funktion des Gebrauchs reflektiert wird.

Dabei sollte man berücksichtigen, dass Vagheiten in sprachlichen Äußerungen letztlich unabdingbar sind.

Statt das Ideal der präzisen Äußerung zu unterstellen, kann auch die Vagheit als erwünscht und für einen Begriff konstituierend oder für den Gebrauch eines Wortes notwendig oder typisch angesehen werden.

3 Die Romantik

Als ein möglicher Gegenpol zu analytischer Präzision kann Romantik gelten.

Neben dem vielschichtigen und variantenreichen wissenschaftlichen Romantik-Begriff, der in Malerei, Musik und Literatur inhaltlich und zeitlich, aber auch geographisch unterschiedlich eingeordnet wird, gibt es auch eine intuitive Vorstellung davon, was Romantik ist.

Bei dieser Vorstellung wird auf die Problematisierung und Verwissenschaftlichung verzichtet; sie steht in ihrer trivialen Variante mit leuchtend roten Sonnenuntergängen und zweisamen Abenden am knisternden offenen Kamin oder bei Kerzenschein in Verbindung.

Gemeinsam ist den Romantik-Begriffen, dass sie durch eine Gegenbewegung oder Aussparung der sich industrialisierenden rationalistischen – wenn nicht unbedingt rationalen – Welt gekennzeichnet sind. Oft wird Romantik mit Gefühl und Haltung in Verbindung gebracht. In diesem Sinne des Wortes *Romantik* gibt es auch eine Romantik in der Bedeutung des Wortes

Freundschaft. Dazu passt, dass zur Zeit der deutschen Klassik und Romantik in der Literatur der Freundschaftskult tatsächlich in voller Blüte stand.

4 Der Begriff *Freund*

Das Wort *Freund*, dessen Wurzeln mindestens ins Mittelhochdeutsche zurückreichen, wird auch heute häufig verwendet. Es ist wegen seines emotionalen Gehalts einer Romantisierung gut zugänglich, wenn nicht sogar durch sie genuin geprägt. Es steht im engen Zusammenhang mit dem durch das Wortbildungssuffix *schaft* ausdrückbaren Verhältnis, das zwischen Freunden besteht.

Konstituierend für Freundschaft sind Freiwilligkeit und emotionale Zuwendung mit dem Resultat praktischer oder moralischer Unterstützung. Damit kann die Vergewisserung über gemeinsame Standpunkte, aber auch Toleranz oder Kritik ohne Ablehnen der Person einhergehen. *Freundschaft* kennzeichnet privat eine nicht durch rechtsverbindliche Vereinbarungen gekennzeichnete Beziehung.

Innerhalb einer Freundschaft herrschen Vertrauen, Zuwendung und Angstfreiheit.

Als Beziehung ist sie konkret. Auch wenn sie vielleicht typischerweise Schwankungen unterworfen ist, füllen die Beteiligten diese Beziehung individuell. Diese Idee von Freund und Freundschaft schlägt sich im Allgemeinen auch in Lexika nieder.

Freundschaft (...) 1. a) auf gegenseitiger Zuneigung beruhendes Verhältnis von Menschen zueinander (...) [Klosa 2001, 576]

Freund; der; -[e]s, -e [mhd. vriunt, ahd. friunt] eig.= der Liebende, zu ↑ [frei]: **1: jmd, der einem anderen in Freundschaft (1a) verbunden ist, ihm nahe steht:** ein guter F. von mir; mein F. Klaus; mein bester F. -e werde; wir sind -e, (...) [Klosa 2001, 576]

Freund: der -(e)s, -e 1 a) nahestehende Person b) Lebenspartner (...) [Arbeitsgruppe 1997, 305]

Freundschaft: die, -, -en gute, enge Beziehung [Arbeitsgruppe 1997, 305]

Freundschaft kann in diesem Sinne *nicht* primär als rein zweckdienliche Vertretung gemeinsamer Partikularinteressen verstanden werden, vielmehr schwingt ein idealisierender Anteil in der Bedeutung mit.

5 Die Massenmedien und die Vagheit des Wortgebrauchs

Scheinbar ebenfalls ein idealisierender Anteil liegt bei der häufig anzutreffenden Verwendung der Wörter *Freund* und *Freundschaft* in politischen Äußerungen vor, die über Massenmedien verbreitet werden. Hierbei kann mit *Freundschaft* einerseits die Mitgliedschaft in einem formellen oder informellen Soziotop gemeint sein, z. B. in einer politischen Interessenvertretung, andererseits aber auch eine empfundene identifizierende Haltung anlässlich eines Ereignisses oder einer Situation. Beispiele hierfür sind die Freundschaftsbekundungen anlässlich der Anschläge vom 11. September 2001. Politische Freunde sind Mitglieder eines gemeinsamen Bündnisses, z. B. einer Partei oder Organisation oder stehen sich aufgrund weltanschaulicher Gemeinsamkeiten, geschichtlicher oder aktueller Ereignisse nahe. Beispiele für in diesem Rahmen anzusedelnde Ausdrücke sind *Parteifreund* und *unsere amerikanischen Freunde*.

Ein Problem bei dem Gebrauch des Wortes *Freund* in diesem Sinne ist, dass es directional unterschiedlich gemeint sein kann. Dies wird hier anhand der Phrase *unsere amerikanischen Freunde* erläutert:

- a) *Wir sind Freunde der Amerikaner, offen ist, ob sie auch unsere sind.*
- b) *Die Amerikaner sind unsere Freunde, offen ist, ob wir auch ihre sind.*
- c) *Die Amerikaner sind unsere Freunde und wir sind ihre.*

Für (a) spricht die Nähe zum Adjektiv (*jemandem*) *freund* (*sein*).

Aufgrund der morphologischen Gestalt müsste (b) die Vorzugsinterpretation sein: ob dies im Gebrauch so ist, lässt sich nicht verifizieren, ohne die Alternativen offen zu legen und damit die intuitive Wahrnehmung durch eine analytische zu ersetzen.

Die Beziehung der Freundschaft funktioniert am besten, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruht. Dies könnte konstituierend für die Möglichkeit (c) sein.

Nahe liegt aber auch die Hypothese, dass bei dem gegebenen Grad der Vagheit vielleicht weder die einen, noch die anderen Freunde ihres Gegenstücks sind.

Typisch für politische Rede sind Vagheiten, auch über das Wort *Freundschaft* hinaus. Diese betreffen auch den Kontext der Verwendung des Wortes *Freunde* im Beispiel:

Es ist nicht klar, wer mit der Phrase *unsere amerikanischen Freunde* gemeint ist, z. B.: (a) alle Amerikaner, (b) alle US-Amerikaner, (c) nur diejenigen (US-) Amerikaner, die unsere Freunde sind, (d) das Volk, (e) die US-Regierung.

Nur gelegentlich schlägt sich Differenzierungsbedarf im Sprachgebrauch nieder:

Die Verwendung des Wortes *Freundschaft* im politischen Kontext kann dann leicht zu Ironie oder Polemik Anlass geben.

Dazu ein Beispiel:

Irgendwie will es mit der deutsch-amerikanischen Freundschaft seit dem Ende der uneingeschränkten Solidarität nicht mehr so recht klappen. Freundschaftsbeteuerungen folgen Brückierungen und umgekehrt. [Palm 2003]

6 Das Wort und seine Felder

Um das Wort *Freundschaft* rankt sich ein Wort- und Sachfeld mit sehr unterschiedlichen Konnotationen des Wortes und unterschiedlichen Graden der Standardisierung des Gebrauchs.

Dazu wenige Beispiele:

- Der *beste* Freund hat die Freundin/Frau ausgespannt.
(Nicht aber der *vermeintlich* beste Freund.)
- *Männerfreundschaft* (aber nicht *Frauenfreundschaft*).
- *Freundchen* als ironisches Diminutiv mit drohendem Charakter
- Ob *Freundschaft!* als formaler Gruß der jungen Pioniere und anderer kommunistischer Organisationen als positiv oder negativ konnotiert angesehen wird, hängt von der weltanschaulichen Nähe zu der Organisation ab.
- Mein Freund Harvey (Fiktion) [Case 1944]
In diesem Stück existiert der ‚Freund‘ als Projektion.
- Mein Freund Boris (standardisiert durch Wiederholung; Helmut Kohl über Boris Jelzin, Präsident der GUS).
- Die Deutsch-französische Freundschaft (eine im politischen Sprachgebrauch Deutschlands standardisierte Formulierung)

- *Freundin* (Name einer Frauenzeitschrift)
- Vielleicht gehört auch *uneingeschränkte Solidarität* als Äußerung mit ähnlicher Emphase hierher.

Die Vielzahl der Möglichkeiten legt den Versuch nahe, Klassen zu bilden:

Es können typische Verwendungen von *Freund* und *Freundschaft* unterschieden werden:

- Die Beschreibung einer persönlichen Beziehung im Hinblick auf die beteiligten Personen.
Mit ... bin ich befreundet.
Mein Freund ...
- Die Beschreibung der Emphase der Freundschaft wie in der *Ode an die Freude* [Schiller 1786]:
Wem der große Wurf gelungen ,
Eines Freundes Freund zu sein...
- Die konstituierende Verwendung:
Freundschaftsvertrag
- Die Beschreibung der Zuwendung zu einem abstrakten oder materiellen Gegenstand
Hallo, liebe Freunde der Linguistik! [LiN 2004]
- Die Nutzung der romantischen Implikationen zur kognitiven Bewältigung einer Krise.

Letzteres ist besonders beachtenswert und leitet zu einem möglichen Gebrauch des Wortes in der Politik über.

7 Der Gebrauch in der Politik

Das Wort *Freundschaft* dient nicht zur Beschreibung politischer Sachverhalte, sondern wird im Kontext der öffentlichen Rede zur emotionalen Einstimmung verwendet.

Es kann damit zum Werkzeug für kollektive Verarbeitung werden, das Nähe und Gruppenzugehörigkeit gegenüber einer Bedrohung bietet und somit psychisch entlastend ist, weil es an die freundschaftliche Beziehung zwischen Individuen erinnert.

Nach der psychischen Entlastung könnte man sich einer analytischen Betrachtung zuwenden oder es dabei belassen.

Während *Freundschaft* positiv konnotiert ist, kann die undifferenzierte Verallgemeinerung von Gegensatzwörtern – ebenso auf die emotionalisierende Wirkung von Wörtern aufbauend – auch zu undifferenzierten und negativen Pauschalisierungen und so zu Polarisierungen führen. So leitet z. B. auch die Verwendung des Wortes *Schurkenstaaten* keine Differenzierung zwischen Führern, Eliten, Massen und Personen ein.

Was mit dem Wort *Freundschaft* genau gemeint ist, wird nicht dazugesagt, weder im Lexikon, noch in der Politik. Es ergibt sich auch nicht aus dem Kontext, sondern ist vage und muss projektiv gefüllt werden.

Gemeinsam ist den Interpretationen von *Freundschaft*, dass sie etwas ist, was man hoch schätzt, oder etwas, wonach man sich sehnt.

Aber was ist das tatsächliche Denotat? Weil der tatsächliche Gebrauch eines Wortes dessen

Bedeutung durch aktuelle Bedeutung, durch spezifische Kollokationen und Kontexte mitbestimmt, weicht diese notwendigerweise von der lexikalischen Bedeutung ab.

Der Eintrag im Lexikon oder Wörterbuch gibt also immer nur Anhaltspunkte. Dennoch sollte dieses Wort in Lexika vertreten sein – und das ist es auch. Das folgende Beispiel ist sicher auch wegen seiner weltanschaulichen Prägung und der Geschlechterspezifität interessant, die hier jedoch nicht reflektiert werden soll. Es zeigt auch, dass mit dem Umfang eines Eintrags die Perspektive der Urheber deutlicher zu Tage tritt. Ein Nachteil der elaborierten Beschreibung kann es sein, wenn nur auf schöngeistige Literatur zurückgegriffen wird, der tatsächliche Gebrauch aber vernachlässigt wird.

Freundschaft, die; -, -en

1. /Pl. *ungebräuchl./ Verhältnis zwischen Menschen oder zwischen menschlichen Gemeinschaften, das auf gegenseitiger Neigung und auf gegenseitigem Vertrauen beruht, Ggs. Feindschaft: eine brüderliche, echte, ideale, innige, intime, treue, unwandelbare, zuverlässige, wahre F.; eine falsche, zerbrochene F.; ein Zeichen, Geschenk der F.; er hat mir oft genug Beweise seiner F. gegeben; geh. Bande der F. knüpfen; im Geiste enger, herzlicher F.; im Gefühl ihrer unzerstörbaren Freundschaft Hesse 5,85 (*Narziss*); die F. unter den Völkern; eine ehrliche F. zwischen Kameraden; das ist wirkliche F.; eine F. spinnt sich an, verstärkt sich, vertieft sich, umg. schläft ein; eine feste, salopp dicke F. verbindet sie mit uns; ihre F. hat einen Riß bekommen; eine F. mit jmdm. anknüpfen, beginnen, schließen, stiften, (unter)- halten; eine F. pflegen, befestigen, bekräftigen, umg. wieder einrenken, aufwärmen, (ab)brechen; /*sprichw./* kleine Geschenke erhalten die F.; jmds. F. gewinnen, erwidern; geh. für jmdn. eine väterliche F. bekunden, hegen; jmdm. seine, die F. anbieten; erhalten Sie mir weiterhin Ihre F.!: Mir aber hättest du sicher die Freundschaft gekündigt! Federer *Berge* 525; auf jmds. unverbrüchliche F. bauen; etw. aus reiner F. tun; jmdm. in langjähriger, persönlicher F. verbunden, zugetan sein; mit jmdm. in Frieden und F. leben; umg. ich sage dir das in (aller) F. (*mit Wohlwollen*); sie warben lange um ihre F.; Neubedeut. DDR /*Gruß der Freien Deutschen Jugend*/ die Jugendlichen riefen: »F.!«*

2. *Gesamtheit der Freunde, Freundeskreis*: unsere F. vom Theater; neue Freundschaften erwerben; viele Freundschaften haben; alte Freundschaften bewahren; Wieviel Freundschaften er auch später erlebt hatte Seghers 6,246 (*Die Toten*)

3. Neubedeut. DDR *Gesamtheit der Pioniergruppen an einer Schule*: die F. nahm geschlossen an dem Wettbewerb teil; Er ... gründete in Klebbow eine Freundschaft der Jungen Pioniere Welk *Bulle* 52

4. /Pl. *ungebräuchl./* landsch. *Verwandschaft*: er war meine F. (*mit mir verwandt*); Groß ist in Unterwalden meine Freundschaft Schiller *Tell* I 4; sie ist aus, von unserer F.; die ganze F. war eingeladen, versammelt; denn die Hehlmanns hatten eine weitläufige Freundschaft Löns 8,193

zu 1 Gast-, Geistes-, Jugend-, Völkerfreundschaft

zu 3 Pionierfreundschaft [WDG 2004]

Obwohl Polysemien kaum vollständig erfassbar sind und darüber hinaus die Verwendung einer Lesart die Bedeutung mitbestimmt, ist es praktikabel, Klassen von Bedeutungen zusammenzufassen.

Allgemein kann – und das wird in den vorliegenden Lexika realisiert und teilweise weiter differenziert – mit Hilfe der Wörter *Freundschaft* und *Freund* ein enges Verhältnis innerhalb einer Beziehung bzw. die Teilhabe daran bezeichnet werden.

8 Zur Lexikalisierung

Während Lexika als Instrumente zur Unterstützung richtigen oder bewussten Sprachgebrauchs eine weite Verbreitung haben, ist die Distribution von Grammatiken weniger ausgeprägt, die von Pragmatiken viel weniger.

Somit sind Lexika als Werkzeuge, die sprachliches Bewusstsein schaffen, geeignete Medien, auch unter pragmatischen Gesichtspunkten Hinweise auf den Sprachgebrauch zu geben.

Neben den unter *Das Wort und seine Felder* vorgeschlagenen Typen der Verwendung, können weitere Hinweise gegeben werden.

Ein Hinweis könnte sein:

Neben der reinen Deskription eines Verhältnisses oder Nennung der Beteiligten, ist die Pragmatisierung der Begriffe *Freund* und *Freundschaft* mit romantischen, das heißt hier mit emotionalisierenden Implikationen im Gebrauch charakteristisch.

Die Postulierung der Freundschaft kann zur psychischen Entlastung und positiven Beeinflussung von Stimmungen, insbesondere in der politischen Rede beitragen.

Im Zusammenhang mit Institutionalisierungen unterliegt die Verwendung oft einer euphematisierender Intention (z. B. *Freundschaftsvertrag*, *Parteifreund*).

Da die Betrachtungen lexikalischer Einträge zur Freundschaft hier nur exemplarisch sind, könnten diese verallgemeinernd auch in den Hinweisen zum Gebrauch unter dem Stichwort *Wie Wörter verwendet werden* verankert werden.

9 Schlussnotiz

Die kritische Betrachtung sollte nicht dazu führen, dass vergessen wird, dass es hier um die Beschreibung eines positiven Phänomens geht.

Darum sei an ein Freundschaft affirmierendes Stück leichte Unterhaltung erinnert:

Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Schönste was es gibt auf der Welt. Ein Freund bleibt immer Freund, und wenn die ganze Welt zusammenfällt. Drum sei doch nicht betrübt, wenn dein Schatz dich nicht mehr liebt. Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Schönste, was es gibt. [Gilbert 1933]

Literatur

Arbeitsgruppe 1997

Arbeitsgruppe für Sprachberatung und Lexikographie der Universität Essen: Handwörterbuch Deutsche Rechtschreibung Bergisch Gladbach

Case 1944

Case, Mary: Comedy in three acts (The White Rabbit) New York (Dramatists Play Service)

Gilbert 1933

Gilbert, Robert: Ein Freund, ein guter Freund (Liedtext für den UFA-Film Die Drei von der Tankstelle, Berlin 1933; Komponist: Werner Richard Heymann)

Grimm 1984

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Band 4, 1878-1984 (Neubearbeitung), S. 161ff

Klosa 2001

Klosa, Annette et. al. (Hg.): Duden Deutsches Universalwörterbuch, 4. Aufl., Mannheim

Kohl 1999

Dr. Helmut Kohl am 1. 7. 1999 vor dem Dt. Bundestag, Zitiert nach

<http://www.kokhavivpublications.com/2001/newcatch/19990701.html> kokhaviv publications, Alexander Becker

LiN 2004

Linguistik im Netz: Das Forum der Sprachwissenschaft (LiN)

<http://linguistik.net/cgi-bin/linguistik.pl/nutzung>

Palm 2003

Goedart Palm 18. 5. 2003 Nachkriegspolitik zwischen beleidigten Staatsoberhäuptern und einem harmonieverdächtigen UN-Sicherheitsrat

Telepolis <http://www.heise.de/tp/deutsch/special/irak/14822/1.html>

Schiller 1786

Schiller, Friedrich (Hg.), An die Freude in: Thalia, Band 1; 2. Heft 1786, S. 1-5, Göschen, gedruckt 1787; Nachdruck: Herbert Lang UG Bern 1969

WDG 2004

Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts, Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (WDG), Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (Stand 1977!)

<http://www.dwds.de/cgi-bin/portaL.pl?search=Freundschaft>

<http://www.dwds.de/cgi-bin/portaL.pl?search=Freund>

[Alle URLs wurden am 15. 12. 03 aufgerufen]

Antrag zur Aufnahme in ein deutsches Fremdwörterbuch

Gothild Thomas (Duisburg-Essen)

Die berühmte Frage nach dem Buch, das man auf eine einsame Insel mitnehmen würde, ist für mich einfach zu beantworten. Für mich wäre es ein Wörterbuch. Was ist das für eine unerschöpfliche Quelle! Von einem Wort und Gedanken leitet es zum nächsten, regt an zum Nachdenken, weckt Erinnerungen, schafft Verbindungen, lässt den Leser Zeiten und Grenzen überspringen oder am Ort verweilen, macht nachdenklich oder stürzt einen in Ungewissheit – ein ganzes Universum ist in einem Wörterbuch eingefangen.

Dabei gibt es auch unter den Wörterbüchern noch große Unterschiede. Das Bedeutungswörterbuch erklärt uns, was alles in einem Wort steckt. Das Herkunftswörterbuch führt uns zurück in die Vergangenheit. Die Enzyklopädie erklärt uns die Welt. Das Bildwörterbuch zeigt uns, dass die Welt der Wörter auch die realen Dinge umfasst. Das Personenlexikon sagt uns, wer wer ist und was er geleistet hat. Aber dann erst das Fremdwörterbuch! Es enthält die ganze Welt und macht sie handhabbar, nein, lesbar.

In allen anderen Wörterbüchern sind wir so zu sagen unter uns. Im Fremdwörterbuch begegnen wir der Welt, Wort für Wort. Klar, da stehen die alten Griechen und Römer überall dumm rum. Eine ganze Menge Franzosen haben sich breit gemacht zur Zeit des Alten Fritz – der hat ja die Hugenotten mit offenen Armen aufgenommen, anstatt sie nach Frankreich zurückzuschicken. Neuerdings sind es die Amerikaner, die sich überall auf der Welt festsetzen. Die sind wie die Kletten; überall nisten sie sich ein, ohne Rücksicht auf die geltenden Regeln und Gewohnheiten, die sie oft nicht einmal zur Kenntnis nehmen.

Ein Fremdwörterbuch diskriminiert nicht. Hier stehen die Semiten neben den Arabern, die Rotwelschen neben den Sumerern, die Mexikaner Seite an Seite mit den Polen. Das Buch enthält indianische Wörter ebenso wie eskimoische, malaiische wie hebräische, jiddische wie aramäische, türkische, babylonische und karibische, madagassische, polynesische, tamilische, Bantu-Wörter, Hindi und Suaheli, sogar hottentottische, chinesische und japanische. Bei der Aufnahme von Wörtern haben wir keine Vorurteile.

Allerdings erwarten die Wörterbücher nicht nur eine gewisse Anpassung von den Fremden, sie machen die Anpassung zur Voraussetzung für die Aufnahme. Ein Wort, das sich nicht nach den deutschen Regeln richtet, findet keinen Platz im Wörterbuch. Da sind die Deutschen sehr streng. Manchmal wirkt der Anpassungsdruck geradezu brutal und rücksichtslos. Und doch ...

Es gibt auch Wörter, die sich der Anpassung verweigern. Sie würden keine Aufnahme finden, wenn sie einfach so an unsere Tür klopfen. Aber sie haben eine starke Lobby. Wiederverwerter beispielsweise. Wir verlangen ja gar nicht, dass das Wort *rifsaikln* geschrieben wird, das würde sicher den meisten Deutschen zu weit gehen, aber wenigstens ein bisschen deutsche Rechtschrei-

bung sollte schon zu erkennen sein. Wo kommen wir denn da hin? *Recyceln* ... zweimal mit *cl* das erfordert schon allerhand Toleranz. Das ist ja schlimmer als wenn Türken ihre Schuhe im Flur des Mietshauses rumstehen lassen. Es kommt einem vor wie jemand, der sich weigert, in der Schule auf das Kopftuch verzichten!

Und *downloaden*. Und *upgraden* ... Würden die uns auch nur ein bisschen entgegen kommen, würden sie sich wenigstens freiwillig ein Partizip zulegen, mit dem wir leben könnten. *Upgegradet* oder *upgraded* oder *geupgraded*? Und *gedownloadet*? Oder *downgeloadet*? Selbst in der Gegenwart zeigen diese beiden keine Bereitschaft zur Anpassung: Ich *grade up*? Ich *loade down*? Oder doch lieber ich *upgrade* und *downloade*? Wie kann man nur so stur sein! Zeigt doch mal ein bisschen guten Willen!

Doch, Ihr Deutschen, man findet auch die anderen, die Anpassungswilligen, die Unauffälligen. Habt Ihr schon mal drüber nachgedacht, dass *Matratze*, *Schokolade* oder *Zombie* gar keine Deutschen sind? Ich meine, dass sie gebürtige Araber, Mexikaner bzw. Kreolen sind? Sie sind bloß schon ziemlich lange bei uns, und niemand würde im Ernst verlangen, dass sie wieder dahin gehen sollen, wo sie hergekommen sind. Was sollten wir denn unseren Kindern zu essen geben, wenn die Schokolade kein Aufenthaltsrecht mehr hätte bei uns?

Wörter, die zu uns kommen, sind in den seltensten Fällen politisch verfolgt. Da geht eine Auswanderungswelle höchstens in die andere Richtung: wie viele unserer deutschen Wörter sind bei uns nicht mehr politisch korrekt und müssen, weil sie hier nicht mehr geduldet werden, gezwungenermaßen das Land verlassen. *Neger* zum Beispiel, oder *Zigeuner*. *Neger* hat in Brasilien Zuflucht gefunden, wo es heute noch ebenso gern benutzt wird wie vor hundert Jahren. *Negro*. *Zigeuner* hat sich ganz auf den Balkan zurückgezogen. In Rumänien hat es eine unangefochtene Heimat, da darf es sich noch frei entfalten.

Und dann gibt es Wörter, die sich nicht in ferne Länder flüchten, sondern in unerreichbare Sphären. Der *Mohr* zum Beispiel. Auf der Flucht vor unserer Verfolgung ist er in der Märchenwelt aufgenommen worden. Da ist er inzwischen ganz zu Hause und freut sich über jeden Besuch unserer Kinder. *Zappelphilipp* und *Suppenkasper* leben heute nicht weit von ihm entfernt. Das *Wunder* hat sich einen Platz im religiösen Bereich gesucht und wurde bei uns auch nur noch selten angetroffen, bis sich jemand vor kurzen an die Wunder von Bern und Lengede erinnerte. Da war das Wunder auf einmal aus dem Exil zurück!

Es gibt auch Wörter, die in den Untergrund gegangen sind, als sie bei uns verboten wurden. *Blut und Boden*, *Volk ohne Raum*, *am deutschen Wesen soll die Welt genesen*, das sind Wörter, die sich immer wieder zusammenrotten und auf eine Chance warten, wieder salonfähig zu werden. Leute, bleibt wachsam!

Zu uns kommen die meisten Wörter also nicht als politische Flüchtlinge, sondern als Gastarbeiter. Sie transportieren Bedeutungen, die sich kein deutsches Wort aufladen ließe. Welches deutsche Wort, das etwas auf sich hält, würde schon freiwillig eine Bedeutung wie „*kleines, eiförmiges elektronisches Gerät, auf dessen Display eine kleine Fantasiegestalt erscheint, die auf bestimmte akustische Signale hin wie ein Lebewesen versorgt werden kann*“ auf sich nehmen? Das überlassen wir doch lieber dem japanischen Gastarbeiter *tamagotchi*!

Nun ist ja klar, dass wir ohne solche Gastarbeiter nicht mehr auskommen. Aber wie gehen wir mit ihnen um? Wir müssen sie dulden, das ist unumgänglich. Schließlich haben wir uns ein Ding aufschwätzen lassen, das diesem Wort genau entspricht, und wie sollten wir das Ding rufen, wenn es keinen Namen hätte?

Das Wort bezeichnet einen konkreten Gegenstand, also sollte es ein Substantiv sein. Ein Substantiv? Moment mal, es hat ja keinen großen Anfangsbuchstaben! „Hey, *tamagotchi*, ein großer Anfangsbuchstabe, das ist aber das erste, was du brauchst hier bei uns!“ - „Große Buchstaben“, sagt *tamagotchi*, „gibt es bei uns in Japan gar nicht.“ - „Keine Großbuchstaben? So eine primitive Sprache, da sieht man es. Nicht mal Großbuchstaben haben sie. Wie hebt ihr Substantive euch dann vom gemeinen Volk ab, von den Präpositionen und den Pronomen beispielsweise?“ - „Von denen brauchen wir uns nicht abzuheben, die sind selbst Substantive bei uns. Außerdem sind bei uns alle Wörter gleich.“ - „Man muss doch aber merken, wer in einem Satz das Subjekt ist und wer wem unterstellt ist.“ „Ja, klar, aber das erkennt man doch an den Begleitern. Wir Substantive haben fast immer einen Begleiter, nur eben nicht so wie hier bei Ihnen die bestimmten und unbestimmten Artikel, die Sie immer vor sich her schieben müssen, sondern halt ein bisschen anders.“

Also kriegt *Tamagotchi* zuerst mal einen großen Anfangsbuchstaben verpasst. Ob es ihn will oder nicht, danach wird gar nicht gefragt. Es braucht ihn einfach. Und dann braucht es auch ein Geschlecht. Das hat es aber angeblich auch nicht. Dürfen wir nicht erwarten, dass so ein Wort, das bei uns aufgenommen werden will, auch zu erkennen gibt, welches Geschlecht es hat? Schließlich haben alle deutschen Wörter ein Geschlecht, wenn auch nicht immer ein natürliches. Das ist doch kein Grund, ohne Geschlecht anzukommen und zu erwarten, dass es hier eins kriegt!

Ja, aber wenn es doch in Japan keins gehabt hat? Dort gibt es ebenso wenig eine Geschlechterpflicht wie es eine Meldepflicht gibt. „Jetzt hätte ich beinahe gefragt, wie ihr euch denn vermehrt, wenn ihr kein Geschlecht habt! Aber das geht mich ja wirklich nichts an. Also noch mal: Welches Geschlecht?“ Ganz verunsichert fragt *Tamagotchi* zurück: „Welche Möglichkeiten gibt es denn?“

„Na, du kannst männlich, weiblich oder sächlich sein. Jedenfalls musst du dich entscheiden. Wer bei uns was werden will, braucht ein Geschlecht.“ - „Wenn ich wählen darf, dann möchte ich gern weiblich sein. Die armen Männer, diese Arbeitstiere, die den ganzen Tag und oft auch noch die halbe Nacht und am Wochenende arbeiten müssen, nach Dienstschluss mit den Kollegen einen trinken gehen müssen und so gut wie nie ihre Familien sehen können, die sind doch zu bedauern. Nein, da haben es die Frauen doch viel besser.“

„Diese Diskussion bringt uns jetzt aber nicht weiter. Weiblich, da müsstest du schon eine gute Begründung haben, eine Endung auf -ung, -heit oder -keit beispielsweise. Hast du aber nicht. Also, wir sagen mal so: *Tamagotchi* scheint kein natürliches Geschlecht zu haben, dann rechnen wir es einfach dem Neutrum zu. Das *Tamagotchi*. Merk dir das. Weiter! Genitiv?“

„Das ist mir jetzt aber richtig peinlich. Einen Genitiv haben wir natürlich in Japan, aber den brauchen wir nicht immer selbst auf dem Buckel herumzuschleppen. Dafür sorgen unsere Begleiter. Der Genitiv ist bei uns ein Wort und heißt *no*, und es heftet sich sofort an ein Substantiv, sobald die Verhältnisse im Satz klar sind. Wir hängen den Kasus einfach an das Wort an.“

„Da kann ich jetzt wirklich nicht mehr folgen. Warum habe ich mir nur diesen Job andrehen lassen? Aufnahmeanträge für Exoten. Neulich erst der Ärger mit den *Sushi*, und jetzt das. So viel Schatten habe ich gar nicht, wie ich hier überspringen muss. Also: Genitiv, da muss was stehen. Bist du mit einem -s einverstanden?“ „Wenn Sie meinen, dass ich einen Genitiv brauche, dann muss ich ihn eben mitnehmen.“

„Und jetzt mal ein bisschen schneller. Plural. Sag bloß, da habt ihr auch ein Defizit!“ „Plural? Wozu braucht man den denn?“ (Leise und nur zu sich selber: So blöd kann doch ein einzelnes

Wort überhaupt nicht sein!) „Wie bitte??? Den Plural braucht man, damit aus dem einen *Tamagotchi* mehrere werden können, verstehst du?“ - „Vermehren? Ja, das ist auch für uns Japaner wirklich ein Problem. Wie die Deutschen müssen wir mit einer enormen Überalterung fertig werden. Es gibt einfach zu wenig Kinder. Aber da machen wir es ähnlich wie Sie: wir haben jede Menge Gastarbeiter. *Seku hara* zum Beispiel, vom englischen *sexual harassment*. *Seku hara*! Klingt doch gut! Wir haben es nur ein bisschen abgekürzt. Deutsche Gastarbeiter gibt es bei uns natürlich auch: *Shirafu* zum Beispiel, vom deutschen Schlafsack, auch abgekürzt, und *meruhen* vom deutschen Märchen, und *autobaan*.“

„Na ja, aber es geht hier nicht um deutsche Auswanderer. Den Plural braucht man, damit man sagen kann, ob es ein *Tamagotchi* ist oder viele. Oder bist du etwa ein Singularetantum? Ein Unikat???“ „Wie kommen Sie denn darauf? Natürlich nicht, es gibt einige Millionen davon in Japan. Aber *tamagotchi* sagt doch nichts darüber aus, wie viele davon existieren!“ „Das sagst du! Hund, Katze, Maus, das ist immer nur einer. Wenn du mehrere davon haben willst, heißt es Hunde, Katzen und Mäuse.“ „Aber da kann man doch sagen: drei Katze, fünf Hund oder viele Maus? Genügt das nicht? Müssen die Deutschen immer alles so übergründlich machen? Wir in Japan jedenfalls brauchen so was wie einen Plural nicht.“

„So ein Quatsch! Plural: *Tamagotchi-s*. Das -s musst du dann aber auch immer bei dir haben. Lass dich nur nicht ohne erwischen! Das hätten wir. Also, damit wären erst mal die formalen Anforderungen erfüllt. Wenn wir jetzt noch die inhaltlichen Voraussetzungen geklärt haben, steht deiner vorübergehenden Aufnahme ins Wörterbuch nichts mehr im Wege.“ „Wieso vorübergehend? Wie lange gilt denn so eine Aufenthaltsgenehmigung im Wörterbuch? Muss ich damit rechnen, dass ich bald wieder abgeschoben werden kann?“

„Theoretisch kann jedes Wort wieder aus dem Wörterbuch verschwinden. Das hängt davon ab, ob es noch gebraucht wird oder nicht. Du musst dich halt darum kümmern, dass deine bessere Hälfte, der Gegenstand, mit dem du verbunden bist, nicht aus den Spielzeugkisten verschwindet, denn so lange die Leute den Gegenstand behalten, kann das Wort höchstens durch ein anderes verdrängt werden. Pass also auf, dass die Deutschen sich kein eigenes Wort einfallen lassen für *dieses kleine, eiförmige elektronische Gerät, auf dessen Display eine kleine Fantasiegestalt erscheint und so weiter ...* du weißt schon. Aber jetzt bleiben wir erst mal bei deinem Aufnahmeantrag.“

„Was sind denn die inhaltlichen Voraussetzungen? Können Sie mir die zuerst erklären, damit ich Ihnen auch die richtigen Antworten geben kann?“ - „Die inhaltlichen Voraussetzungen, damit ist gemeint, was in dem Wort drinsteckt.“ „Meinen Sie die Buchstaben? Bei uns wüsste ich ja, was genau drinsteckt, ich könnte Ihnen auch die Schriftzeichen aufschreiben, aber ich fürchte, es ist ein bisschen schwierig zu erklären. Also erst mal ist da ein Ei drin, *tamago*. Und dann dieses Anhängsel, das *tchi*, das hat mit dem englischen Wort *watch* zu tun und bedeutet auch: klein, winzig, niedlich oder lieb.“

„Ein Diminutivum? Warum hast du das denn nicht gleich gesagt??? Da hätten wir uns doch den ganzen Ärger mit dem Geschlecht sparen können. Verkleinerungen sind immer Neutrum. Zum Glück haben wir das ja alles richtig gemacht. Also, ein *Tamago*-chen oder ein *Tamago*-lein. Alles klar.“

„Aber bei Ihnen bestehen die Wörter doch nur aus Buchstaben. Zwei A, ein C, ein G, ein H und zwei T. Da bin ich sicher, dass ich inhaltlich gebraucht werde. Wäre nur ein einziger von diesen Buchstaben nicht mehr da, zum Beispiel das A oder das T, dann könnten die Deutschen ihre eigenen Wörter nicht mehr schreiben.“ „Nein, mit Inhalt ist natürlich nicht der Lautgehalt

gemeint, sondern der sachliche Inhalt, die Bedeutung, deine andere Hälfte so zu sagen. Aber die kennen wir ja jetzt. *Das kleine, eiförmige elektronische Gerät, auf dessen Display eine kleine Fantasiegestalt erscheint, die auf bestimmte akustische Signale hin wie ein Lebewesen versorgt werden kann ...*

Aber zurück zu den Vorschriften. Also erstens: Das antragstellende Wort wird nur aufgenommen, wenn die gleiche Arbeit nicht von einem deutschen Wort getan werden kann. Es darf also kein deutsches Wort geben, das den Inhalt von *tamagotchi* überbringen kann, sonst würde das deutsche Wort von seinem Arbeitsplatz verdrängt werden. Trifft das auf dich zu? Machst du etwa einem deutschen Wort Konkurrenz?“

„Also, wer hat’s erfunden, das *Tamagotchi*? Die Japaner. Und soweit ich weiß, ist es noch keinem Deutschen gelungen, es auch nur annähernd so gut nachzumachen wie wir die deutschen Kameras und Radios. Und deswegen dürfte auch kein deutsches Wort den Anspruch erheben, meine Arbeit tun zu wollen. Ich kann Ihnen aber versprechen, dass ich Deutschland sofort freiwillig wieder verlasse, sobald jemand diesen Anspruch erhebt.“

„Da hab ich schon ganz andere Dinge erlebt. Respektable Deutsche, die aus ihrer Position vertrieben worden sind durch irgendwelche hergelaufenen Ausländer. Da fällt mir als erstes eine nette alte Dame ein, die *Tunke*, die durch diese vornehm-tuerische Französin, *Sauce* heißt sie, von ihrem Arbeitsplatz verdrängt wurde. Die *Tunke* ist lange tot, aber mir tut es immer noch Leid, wenn ich an sie denke. Schließlich hatte sie über Jahrhunderte ihre Arbeit gut gemacht und auch noch im hohen Alter die Inhalte des Wortes verkörpert. Und erst ihr Kind *ein-tunken*! Das ist gleich mit in die Wüste geschickt worden! Dabei hatte die Französin gar keine Kinder. Man kann ja schließlich nicht sagen *einsaucen*! Also, keinen Verdrängungswettbewerb!“

„Von mir bestimmt nicht. Sehen Sie, diese Französin hat sich ja nicht nur bei Ihnen zwischen die Reihen der deutschen Wörter gedrängt! Die ist sogar bis zu uns nach Japan gekommen. *Sosu*, das stammt von derselben Französin ab. Nur bei uns musste es sich noch viel mehr anpassen. Die Japaner nehmen niemanden auf, ohne dass er sich vollkommen anpasst. Bei Ihnen hat man ja sogar bis vor kurzem die französische Originalschreibweise geduldet! Wie unvorsichtig! So was würden die Japaner nie zulassen!“

„Also gut, ich schreibe mal hier hin: Unersetzbar durch deutsche Arbeitskräfte. Damit ist die erste Bedingung erfüllt. Die zweite Bedingung: Der Gegenstand, den du verkörperst, muss bei den Deutschen Anklang gefunden haben.“ „Nicht nur der Gegenstand hat Anklang gefunden, sondern auch ich selbst. Wie viele Deutsche haben bereits illegal das Wort *Tamagotchi* benutzt, obwohl ich noch gar nicht ins Wörterbuch aufgenommen war! Stellen Sie sich vor, die Behörden würden mich ablehnen, und ich müsste wieder verschwinden. Nicht auszudenken! Sollen die Deutschen dann wieder sagen: *Das kleine, eiförmige elektronische Gerät, auf dessen Display eine kleine Fantasiegestalt erscheint, die auf bestimmte akustische Signale hin wie ein Lebewesen versorgt werden kann ...* Sie wissen schon. Das kann man doch keinem zumuten!“

„Gut, dann schreibe ich mal hin: Öffentliches Interesse. Dann kommt aber noch die dritte Bedingung hinzu: Du musst in irgendeiner Weise Fortschritt signalisieren. Welchen Nutzen bringst du dem deutschen Volk?“ „Meinen Sie jetzt den Inhalt oder mich, das Wort? Der Inhalt ist wirklich eine unterhaltsame Sache, das Spielen mit dem *Tamagotchi* bringt viel Spaß. Haben Sie Kinder? Fragen Sie die mal. Und das Wort? Ja, welchen Nutzen haben denn Wörter überhaupt? Welchen Nutzen hat denn zum Beispiel das Wort Mensch? Sind Menschen überhaupt nötig, sinnvoll und nützlich? Oder könnten Sie die vielleicht aus dem Wörterbuch rauswerfen, damit Platz wird für Nützlicheres? Etwas mit höherem Freizeitwert oder so?“

„Moment, so geht's ja nun auch nicht. Dann hätten wir ja zum Schluss nur noch lauter Exoten im Wörterbuch, nur weil die alten Deutschen ihren eigenen Nutzen nicht ständig nachweisen können! Schließlich sind wir zuerst da gewesen. Und überhaupt, für wen sollte denn so ein Wörterbuch dann sein? Das soll doch für die Deutschen sein, damit die sich über euch informieren können und nicht umgekehrt. Du stellst ja alles auf den Kopf hier. Also ich halte mal fest: *Tamagotchis* haben einen hohen Freizeitwert und sind für die Menschen eine Bereicherung.“
 „Das ist mir zu pompös. Mir wäre es lieber, wenn Sie hinschreiben würden, dass die exotischen Wörter eine Bereicherung für die Wörterbücher sind. Da würde ich Ihnen gern zustimmen.“

„So, das hätten wir. Ach, Moment noch, eins habe ich noch vergessen. Die Lautung. Wie sollst du ausgesprochen werden? Gibt es da vielleicht irgendwelche Erschwernisse? Auffälligkeiten? Hinderungsgründe? Wir haben ja schon eine ganze Reihe deiner Landsleute aufgenommen. Lass mal sehen: da ist der *Samurai*, die *Geisha*, das *Harakiri*, und dann der *Kamika* – da haben wir schon so einen Fall. *Kamika* – und wie weiter? Heißt das nun *Kamikatzte* oder *Kamikase*? Du bist doch Japaner, du musst doch wissen, wie es richtig ist.“

„Wenn Sie es so schreiben, wie es die Deutschen aussprechen, müsste es *Kamikase* geschrieben werden. Aber dann würden die Japaner es *Kamikasse* aussprechen. Wenn Sie es aber so schreiben, wie es den japanischen Regeln entspricht, nämlich *Kamikaze*, dann wird für die Deutschen *Kamikatzte* daraus. Es kommt doch immer darauf an, wessen Regeln angewendet werden, und jeder kann sich auf irgendwelche Regeln berufen. Da die meisten Deutschen die japanischen Regeln gar nicht kennen oder nicht wissen, welche Regeln sie hier anwenden sollen, kommt es gar nicht darauf an, wie es richtig ist, sondern darauf, wie es sich die Leute angewöhnt haben.“

„Das geht aber nicht. Das gibt doch ein heilloses Durcheinander, wenn jeder sprechen kann, wie er will. Man muss doch zumindest mal festlegen, wie es richtig ist, wenn man auch nie alle dazu kriegen kann, sich nachher auch wirklich dran zu halten.“

„Aber schauen Sie mal, da gibt es doch Präzedenzfälle. *Geisha* zum Beispiel, da sagt das Wörterbuch, dass es zwei Möglichkeiten der Aussprache gibt: *geescha* und *gaischa*. Geht das nicht genauso gut? Warum muss denn alles so eindeutig sein?“ „Na wir müssen doch klare Verhältnisse schaffen! Sonst könnten wir es ja den Leuten überlassen zu sprechen und zu schreiben wie sie wollen. Damit würden wir die meisten Menschen überfordern. Nein, nein, Regeln müssen sein. Am besten, wir orientieren uns bei deiner Aussprache an bekannten deutschen Wörtern.“

Mal sehen: *ta* wie Tablett, *ma* wie Matratze, *got* wie Gott - halt! Gott wird doch mit Doppel-t geschrieben. Was machen wir denn da? Da müssen wir eine Ausnahmegenehmigung beantragen. Das können wir aber erst, wenn dein Aufnahmeantrag bewilligt ist. Ja, wie ist das jetzt gemeint? Wenn du schon eine Aufenthaltsgenehmigung hast, können wir doch nicht nochmal von vorn anfangen? Muss das nun vorher beantragt werden oder nachher? Da soll sich noch einer auskennen. Könntest du nicht einfach *got* mit zwei t schreiben? Das würde uns viel Ärger ersparen. Das *chi* ist ja kein Problem. Das wird wie *Tschingderassa bumm* gesprochen, und das ist ein gutes altes deutsches Wort, das jeder kennt. Lautmalerei. Es geht also wirklich nur um das *got*.“

„Ehrlich gesagt, mir kommt das eine t schon überflüssig vor. *Macho* und *Chip* brauchen ja auch kein t, obwohl man da auch eins hören kann, und die sind schließlich auch bei Ihnen aufgenommen worden. Und überhaupt, Sie haben doch gesagt: *chi* wie *Tschingderassa bumm*, da ist doch schon ein t drin. Warum dann noch ein zweites t?“

„Ja, das ist ja wieder eine ganz neue Möglichkeit. Wir schlagen das t einfach dem *Tschi* zu, und lassen das *go* allein stehen. *Go* wie die Goten. Aber da stimmt doch noch was nicht. *Tsching-*

derassa hat doch ein *s* im *sch*, und *tchi* hat keins. Dann brauchst du also ein zusätzliches *s*. *Tamagotschi*. Wärs du damit einverstanden?“

„Na gut, wenn es unbedingt sein muss, könnte ich mich mit einem zusätzlichen *s* abfinden. Aber was sollen dann die vielen Leute machen, die mich schon so akzeptiert haben mit einem *t* und ohne *s*? Die benutzen mich doch schon seit langem so. Werden die das akzeptieren? Solche Gewohnheiten sind sehr schwer aus den Köpfen wieder rauszukriegen. Ich werde mein Bestes tun. Aber garantieren kann ich dafür nicht.“

„Gut, dann sind wir so weit. Ich werde deinen Antrag auf die Aufnahme in das deutsche Fremdwörterbuch mit wohlwollender Beurteilung weiterleiten. Und nur zu deiner Kenntnisnahme: Sollten die Behörden deinen Antrag ablehnen, steht dir der Rechtsweg offen. Aber du musst dich damit abfinden, dass du auf lange Zeit ein Fremdwort bleiben wirst. Um als deutsches Wort anerkannt zu werden, müsstest du so lange bei uns leben wie die Schokolade und die Matratze.“

„Ich danke Ihnen sehr. Ich werde mich jetzt als erstes mal bei meinen zukünftigen Nachbarn vorstellen gehen, dem *Talmud* und der *Tamarinde*. Ich hoffe, dass die ein bisschen zur Seite rücken, wo ich doch mit meiner umfangreichen Erklärung ziemlich viel Platz brauche. In den deutschen Fremdwörterbüchern kann man wirklich sehr nette Leute kennen lernen. Und ich finde, auch bei den deutschen Wörtern kann man wirklich nicht von Fremdenfeindlichkeit sprechen! Also dann, *sayonara*!“

Wozu brauchen wir eine ganze Welt, wenn wir Fremdwörterbücher haben?

Synonymie als Mittel zur Differenzierung temporaler Bedeutungen? Eine Untersuchung am Beispiel der Temporaladverbien *damals, einst und früher*

Mierke Witczak (Duisburg-Essen)

1. Einleitung

Untersuchungen rund um den Begriff der Synonymie können mittlerweile dahingehend als übereinstimmend angesehen werden, dass die Existenz totaler Synonyme mit der Eigenschaft uneingeschränkter Austauschbarkeit bezweifelt wird. Somit bleibt als Synonymbegriff die partielle Synonymie oder auch Bedeutungsähnlichkeit, die durch das Fehlen der Bedeutungsgleichheit nuancierte Bedeutungsunterschiede impliziert.

Der folgende Aufsatz beschäftigt sich allerdings nicht mit dem Problem der Synonymie an sich, d. h. mit der Frage nach dem Zustandekommen, der Ausprägung und der Definition von Synonymie, sondern setzt den oben genannten Synonymbegriff der Bedeutungsähnlichkeit voraus. Neben der Ähnlichkeit ist die Relativität ein bestimmendes Merkmal der Synonymie, d. h., ob zwei Wörter synonym sind, ist nicht absolut, sondern graduell zu entscheiden.¹

Synonymie ist nach Gauger (1972) im Bereich des Geistig-Psychologischen aufzufinden, in dem sprachlich keine eindeutigen Feststellungen gemacht werden können, es vielmehr um Beurteilungen und Nuancierungen geht.² Einen dieser Bereiche stellt möglicherweise auch die Kodierung der psychologisch-subjektiven Zeit durch Sprache dar, denn hier handelt es sich um einen schwer fassbaren Gegenstand, der jedoch mit vielen Erfahrungen behaftet ist. Ein weiteres Charakteristikum der subjektiven Zeit ist ihre Dominanz, da sie allen Ereignissen, Zuständen etc. als Grundvoraussetzung anhaftet und mit ihr Ereignisse aus einer persönlichen Perspektive heraus strukturiert werden können. Die Omnipräsenz der Zeit macht einen gewissen Formenreichtum unabdingbar, denn hier ist sprachliche Nuancierung nicht nur wichtig, um zeitliche Abstände und Strukturen zu verdeutlichen, sondern auch wichtig, da die psychologische Zeit im Gegensatz zur rein quantitativ messbaren, physikalischen Zeit eine Qualität hat. Synonymie hätte im sprachlich kodierten Bereich der subjektiven Zeit also ihren Platz, denn „[d]ie ‚Leistung‘ der Synonymie liegt darin, daß sie es der Sprache ermöglicht, auch dort noch verständlich und genau zu sprechen, wo es keine eindeutig umreißbaren Dinge gibt.“³ Doch wo im Bereich der sprachlichen Umsetzung der psychologischen Zeit ist Synonymie zu finden?

¹ vgl. Brewer, William F.: Memory for ideas: Synonym substitution. In: Memory and Cognition. 1975/3, H.4, S. 463

² vgl. Gauger, Hans Martin: Zum Problem der Synonyme. Tübingen 1972, S. 52

³ Gauger 1972, S. 52

Ein typisches Mittel zur Lokalisierung zeitlicher Strukturen in der Sprache sind Temporaladverbien, die neben dem obligatorischen Tempus im finiten Satz gesetzt werden können, um größere zeitliche Genauigkeit zu erlangen. Am Beispiel der drei Temporaladverbien *damals*, *früher* und *einst*, die in verschiedenen Synonymwörterbüchern als synonym verzeichnet sind,⁴ soll untersucht werden, wie Synonymie in diesem Bereich aussieht, wo ihre Ähnlichkeit und wo ihre Verschiedenheit zu finden ist.

2. Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten

Damals, *einst* und *früher* sind allesamt formal einfache⁵ Adverbien, die über einige grundlegende Gemeinsamkeiten verfügen: Zunächst einmal sind sie deiktisch zu verwenden, d. h. sie beinhalten zwei verschiedene Arten von Bedeutungen: zum einen eine symbolische Bedeutung, die sich bei allen drei Adverbien in der zeitlichen Einordnung von Ereignissen, die in vergangenen, mit der Einheit ‚Jahr‘ auszudrückenden Zeiträumen liegen, zum anderen über eine indexikalische Bedeutung, die sich erst im konkreten Gebrauch manifestiert. *Damals*, *einst* und *früher* sind in ihrer Eigenschaft als Deiktika also von der Äußerungssituation speziell vom Äußerungszeitpunkt abhängig, da dieser den Nullpunkt einer Zeitskala markiert, von dem aus Ereignisse als vor-, nach- oder gleichzeitig eingeordnet werden. Wann ein mit *damals*, *einst* oder *früher* bezeichnetes Ereignis tatsächlich stattgefunden hat, kann der Adressat also nur erkennen, wenn er den Äußerungszeitpunkt kennt.

Des Weiteren ist *damals*, *einst* und *früher* gemeinsam, vage Temporaladverbien zu sein. Wie oben angedeutet, befinden sich mit ihnen bezeichnete Ereignisse immer in einem mindestens ein Jahr zurückliegenden Zeitraum, wie viele Jahre so ein Zeitraum zurückliegt, ist bei ihnen jedoch nicht festgelegt. Das bedeutet jedoch nicht, dass die zeitliche Einordnung in der konkreten Äußerung ungenau ist. Der Äußerungsträger eines Satzes benennt mit *damals*, *einst* oder *früher* einen präzisen zeitlichen Abstand, dieser ist aber nicht für alle Äußerungen gültig, wie es z. B. bei kalendarischen Angaben der Fall ist. Ein temporales Adverb wie *vor drei Jahren* erscheint deshalb präziser, da seine Bedeutung in allen Kontexten stets dieselbe ist, wohingegen sich die referierte Zeit von *damals*, *einst* oder *früher* von Kontext zu Kontext ändert.⁶

Diese Ähnlichkeiten scheinen zu genügen, um *damals*, *einst* und *früher* als synonym im Wörterbuch verzeichnen zu können. Doch wo liegen die Verschiedenheiten, die Synonymen per definitionem anhaften?

Um zu erfahren, welche zeitlichen Referenzen in der Bedeutung der drei o. g. Temporaladverbien liegen, wurde in einer nicht-repräsentativen Studie mit 280 Probanden anhand eines Fragebogens untersucht, wie lange, in konkreten Zahlen und Einheiten ausgedrückt, ein Ereignis jeweils typischerweise zurückliegen muss, um mit *damals*, mit *einst* und mit *früher* benannt zu werden.

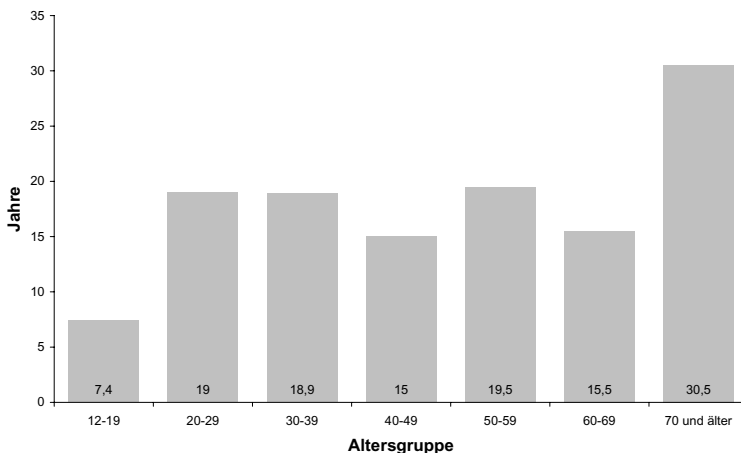
⁴ vgl. Duden: Sinn- und sachverwandte Wörter. Synonymwörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 8, 2. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien u. a. 1997, S. 162, 201 und 270
www.wortschatz.uni-leipzig.de, Stichworte *damals*, *einst* und *früher* [gefunden am 20.1.2004]
Textor, A. M.: Sag es treffender. 13. vollständig überarbeitete u. erweiterte Aufl. Essen 2002, S. 75

⁵ Einfach bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die angesprochenen Adverbien weder morphologisch noch syntaktisch zusammengesetzt sind.

⁶ vgl. Sennholz, Klaus: Grundzüge der Deixis. 2. Aufl. Budapest 1996, S. 70ff

Dabei ist zunächst einmal festzustellen, dass mit nur vereinzelt Ausnahmen fast alle Probanden die Einheit ‚Jahr‘ nannten. Bezüglich der konkreten Zahlenangaben lassen sich hingegen Unterschiede erkennen: Bei *damals* wurden neben den Zahlen 1-5 vor allem auf Zehner gerundete Werte, wie 10, 20, 30 und 50 gewählt, darunter besonders oft die 10. Auch bei *einst* wurden mitunter kleinere Zahlenwerte wie 5 und 10 genannt, hier stechen jedoch die Werte 50 und 100 hervor, wobei auch noch höhere Werte wie 500 oder 1000 angegeben wurden. *Früher* wird sowohl mit kleinen Werten bis 10 verbunden, als auch mit allen auf Zehner gerundeten Werten bis 100. Damit ergibt sich für *damals* ein Mittelwert von 18 Jahren, für *einst* von 145.5 Jahren und für *früher* von 29.2 Jahren. Diese Werte lassen zunächst einmal davon Abstand nehmen, von diesen drei Temporaladverbien als Synonymen zu sprechen, da sie scheinbar doch für verschiedene Referenzbereiche einzusetzen sind.

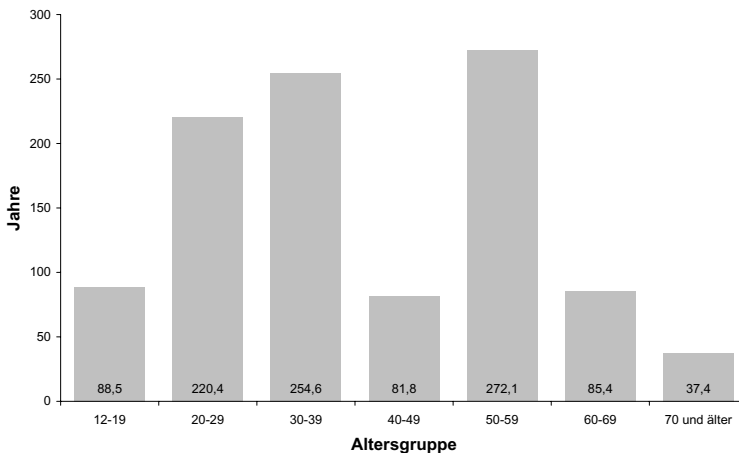
Betrachtet man jedoch genauer, welche Probanden welche Werte angaben, so muss man die Antwort revidieren und sie abhängig von Persönlichkeitsmerkmalen erneut geben. Unter den drei abgefragten Persönlichkeitsmerkmalen Alter, Geschlecht und Schulabschluss scheint der Schulabschluss den geringsten Einfluss auf die angegebenen Werte zu haben. Welches Alter und welches Geschlecht eine Versuchsperson hat, ist jedoch maßgebend für die Bedeutungszuweisung von *damals*, *einst* und *früher*. So verbinden Jugendliche von 12-19 Jahren⁷ mit *damals* im Durchschnitt einen 7.4 Jahre zurückliegenden Zeitraum, Erwachsene von 20-69 Jahren einen 15-19.5 Jahre zurückliegenden Zeitraum und über 70-Jährige einen 31 Jahre zurückliegenden Zeitraum.



Mittelwerte der für *damals* mit der Einheit ‚Jahr‘ angegebenen Werte

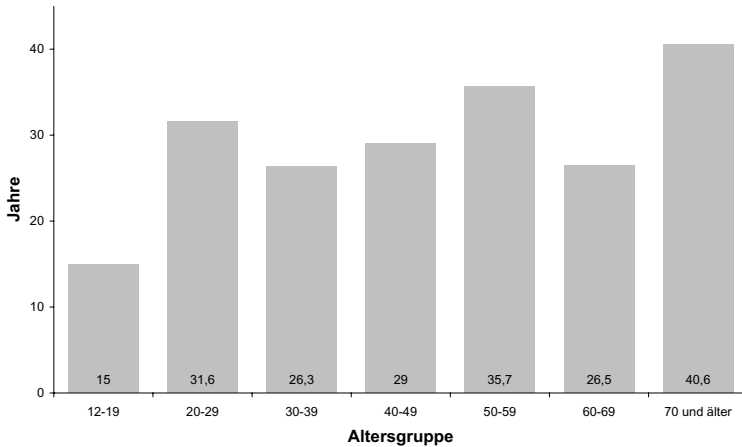
⁷ Um an der Studie teilzunehmen, mussten die Probanden mindestens 12 Jahre alt sein, da erst dann das Wissen um das kalendarische System als gesichert angesehen werden kann.

Die Mittelwerte der für *einst* angegebenen Zahlenwerte steigen mit zunehmendem Lebensalter an, d. h., während der Mittelwert der 12-19-Jährigen bei 88,5 Jahren liegt, steigt er in jeder Altersdekade bis auf 272,1 Jahre in der Altersgruppe der 50-59-Jährigen (mit Ausnahme des Mittelwerts in der Gruppe der 40-49-Jährigen). Bei den älteren Probanden fällt der Mittelwert dann wieder auf 85,4 bei den 60-69-Jährigen und auf 37,4 bei den über 70-Jährigen ab. In diesen Altersgruppen wurden mit *einst* überwiegend Werte verbunden, die innerhalb der eigenen Lebensgrenze liegen. Das mag zum einen daran liegen, dass *einst* nur von Personen mit einer langen eigenen Vergangenheit für die Bezeichnung von Zeitspannen im eigenen Leben eingesetzt werden kann, zum anderen ist *einst* heutzutage tendenziell eher im schriftlichen Sprachgebrauch aufzufinden, vor allem in der phantastischen Literatur, in der Ereignisse möglichst weit in eine unbestimmte Vergangenheit versetzt werden sollen. Diese Verwendung von *einst* in der Studie könnte die hohen Werte der jüngeren Probanden erklären, die *einst* wahrscheinlich eher aus den Bereichen der phantastischen Literatur kennen. Daher versetzten sie mit *einst* bezeichnete Ereignisse in der Studie sehr weit in die Vergangenheit und nicht etwa in zeitliche Bereiche, die ältere Menschen selbst erlebt haben können.



Mittelwerte der für *einst* mit der Einheit ‚Jahr‘ angegebenen Werte

Zum Temporaladverb *früher* steigen die aus den Angaben resultierenden Mittelwerte in den einzelnen Altersdekaden mit zunehmendem Lebensalter von 15 Jahren bei den 12-19-Jährigen bis auf 40,6 Jahren bei den über 70-Jährigen diskontinuierlich an. Der Gebrauch von *früher* scheint folglich bei vielen Probanden an Ereignissen orientiert zu sein, die sich in der eigenen Kindheit oder im jungen Erwachsenenalter abspielen.



Mittelwerte der für *früher* mit der Einheit ‚Jahr‘ angegebenen Werte

Damit scheinen jüngere Versuchspersonen – was die rein quantitative Distanz angeht – deutlicher zwischen den drei untersuchten Adverbien zu unterscheiden als ältere Menschen. Während z. B. bei den 12-19-Jährigen mit Mittelwerten von 7.4 Jahren für *damals*, 88.5 Jahren für *einst* und 15 Jahren für *früher* die zeitlichen Unterschiede überwiegen, werden die drei Adverbien von den über 70-Jährigen mit Mittelwerten von 31 Jahren, 35.2 Jahren und 40.6 Jahren als relativ synonym angesehen. Hinsichtlich des Geschlechts lässt sich feststellen, dass Frauen mit *damals* und *früher* länger zurückliegende Ereignisse verbinden als Männer, mit *einst* hingegen kürzer zurückliegende Ereignisse.

	Männer	Frauen
damals	15,96	19,57
einst	314,28	151,46
früher	25,39	32,18

Mittelwerte in Jahren

Auch wenn die Unterschiede zwischen den Angaben der Frauen und denen der Männer zum Teil sehr deutlich sind, lassen sich hinsichtlich der Synonymie keine Tendenzen dahingehend feststellen, dass ein Geschlecht die drei untersuchten Adverbien synonymischer gebraucht als das andere.

3. Verwendungsweisen

Eine Eigenschaft von Synonymen besteht darin, dass sie dem Kriterium der Ersetzbarkeit entsprechen, d. h., dass sie im selben Kontext eingesetzt werden können, ohne diesen zu verändern. Dass dieses Kriterium als alleiniges zur Definition von Synonymie nicht ausreicht, zeigt die Tatsache, dass Synonyme in bestimmten Kontexten austauschbar sein können, in anderen jedoch nicht. Somit bestünde eine Identitätssynonymie jeweils nur für bestimmte Kontexte.⁸ Ebenso

⁸ vgl. Bickmann, Hans-Jürgen: Synonymie und Sprachverwendung. Verfahren zur Ermittlung von Synonymklassen als kontextbeschränkten Äquivalenzklassen. Tübingen 1978, S. 73

können nicht synonyme Wörter in einem bestimmten Kontext austauschbar sein. Daher muss auch hier wieder Bowers Postulat der Relativität angelegt werden, d. h., je synonymer zwei oder mehr Wörter zueinander sind, desto mehr Kontexte gibt es, in denen sie gegeneinander ausgetauscht werden können.⁹

Gauger hat in diesem Zusammenhang ein anderes Verständnis von Relativität, das auf den Eigenschaften der Ähnlichkeit und der Verschiedenheit der Synonyme aufbaut:

„Die Ähnlichkeit äußert sich darin, daß in zahlreichen Sätzen, in denen **eines** dieser Wörter auftritt, **auch die übrigen** stehen könnten, ohne daß sich die Inhalte dieser Sätze entscheidend veränderten. Die Verschiedenheit äußert sich darin, daß sich bei der – durch die Ähnlichkeit ermöglichten – gegenseitigen Substitution dieser Wörter in diesen Sätzen deren Inhalte mehr oder weniger stark verändern.“¹⁰

Je synonymer also zwei oder mehr Wörter zueinander sind, desto weniger verändern sie dieselben Kontexte, wenn sie gegeneinander ausgetauscht werden.

Eines der Synonyme einer Gruppe ist stets das für einen Kontext geeignetste, die anderen bilden eine Rangfolge bis hin zu dem Synonym, dessen Bedeutungsnuancen für den vorliegenden Kontext am ungeeignetsten erscheinen. Zusätzlich stellt Gauger fest, dass es in jeder Gruppe ein Synonym gibt, das häufiger als die anderen gebraucht wird, das also eine nicht ganz so spezialisierte Bedeutung wie die anderen hat.¹¹

Um die Einbettung von *damals*, *einst* und *früher* in Kontexte zu überprüfen, bekamen die Versuchspersonen die folgenden drei Sätze mit der Referenz auf verschieden weit in die Vergangenheit zurückreichende Ereignisse und mit verschiedenen Tempora vorgelegt und sollten nun entscheiden, welches der drei Adverbien für sie am besten in den Satz passt:

1. Nachdem | *einst* | *früher* | *damals* | ein Meteorit auf die Erde gefallen war, starben die Dinosaurier aus.
2. Nach dem Krieg begannen die Leute sofort mit dem Wiederaufbau. Allerdings waren | *früher* | *damals* | *einst* | Baumaterialien knapp.
3. Dieses Auto habe ich mir vor einem Jahr gekauft. *Damals* | *Einst* | *Früher* | entschied ich mich aus Wirtschaftlichkeitsgründen für einen Kleinwagen.

In Satz 1 entschieden sich die meisten Versuchspersonen (57.1 %) für *einst*, gefolgt von *damals* mit 32.9 %. Für das Adverb *früher* entschieden sich nur 7.1 % der Versuchspersonen. Diese Ergebnisse bestätigen zum einen, dass *einst* für sehr große Zeitabstände eingesetzt wird, zum anderen überraschen sie, da aufgrund der Ergebnisse der ersten Studie eigentlich *früher* von seiner zeitlichen Einordnung her das am zweitbesten passende Adverb sein müsste. Die Ergebnisse der Angaben aus Satz 2 und 3 zeigen jedoch, dass *damals* in Bezug auf die vorliegenden Sätze die absolute Dominanz in dieser Synonymengruppe trägt: In Satz 2, bei dem den Angaben aus der ersten Studie zufolge *früher* eigentlich das bevorzugte Adverb hätte sein müssen, bekam *damals* 78.6 % aller Nennungen, *früher* hingegen nur 18.6 % (*einst* 2.9 %). In Satz 3 liegt eine ähnliche Verteilung vor: 79 % der Probanden entschieden sich in diesem Satz für *damals*, 15.2 % für *früher* und 3.8 % für *einst*.

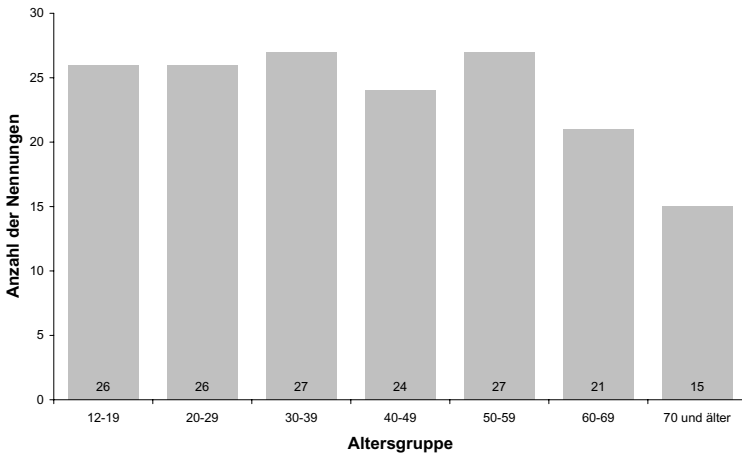
⁹ vgl. Langenmayr, Arnold: Sprachpsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen, Bern, Toronto u. a. 1997, S. 231

¹⁰ Gauger 1972, S. 12 (Hervorhebungen im Original)

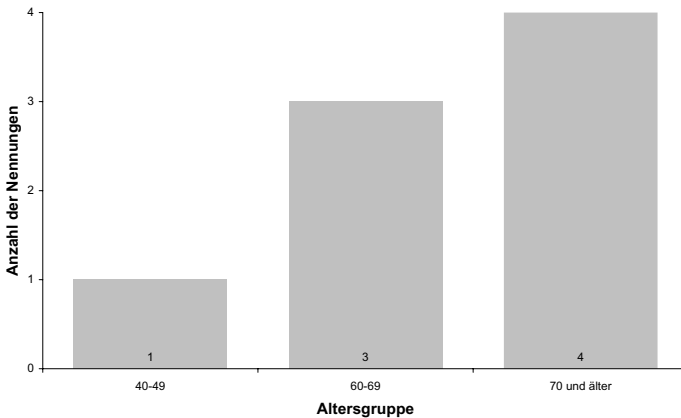
¹¹ vgl. Gauger 1972, S. 28

Im Hinblick auf die Ergebnisse der ersten Studie besteht auch hier die Frage nach der Abhängigkeit von Persönlichkeitsmerkmalen, vor allem vom Lebensalter, das den größten Einfluss auf die Bedeutungszuweisung zu den drei untersuchten Temporaladverbien zu haben scheint. Folglich müsste sich auch in der Verwendungsweise eine mit steigendem Lebensalter zunehmend ausgedrückte Bedeutungsähnlichkeit zeigen.

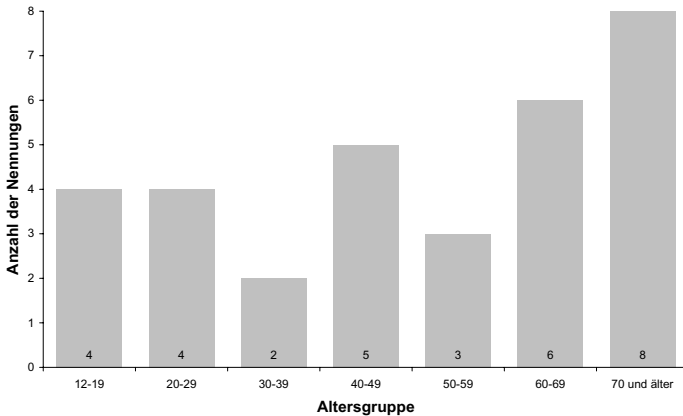
Wie auch bei den jüngeren Versuchspersonen nimmt *damals* bei den über 60-Jährigen eine dominante Stellung in allen drei Sätzen ein (in Satz 1 wird es von ihnen sogar genauso oft genannt wie *einst*, das von den jüngeren Probanden klar favorisiert ist); insgesamt wird *früher* von ihnen jedoch prozentual öfter gewählt als von den jüngeren Probanden, und *einst* wird überhaupt nur von den Älteren auch in Satz 2 und 3 angegeben.



Anzahl der Nennungen von *damals* in Satz 3



Anzahl der Nennungen von *einst* in Satz 3

Anzahl der Nennungen von *früher* in Satz 3

Auch hier zeigt sich, dass *damals*, *einst* und *früher* von Probanden mit höherem Alter synonym eingesetzt werden als von jüngeren Probanden. Nach den Maßstäben der Ersetzbarkeitsprobe scheinen ältere Menschen hier also die Veränderung der Satzbedeutung beim Austausch der drei Adverbien gegeneinander als nicht so stark zu empfinden wie jüngere Leute, die sich recht eindeutig auf *damals* als geeignetstes Adverb festlegen.

Damit spiegeln sich die Ergebnisse der ersten Studie tendenziell in den Verwendungsweisen in Bezug auf die vorgelegten Sätze wider, Bedeutungsunterschiede scheinen sich hier also mit höherem Lebensalter zumindest im Bereich der quantitativ messbaren Zeitabstände anzugleichen.

Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass *damals* das Wort in der Synonymengruppe zu sein scheint, das Gauger als „Normalwort“ bezeichnet.¹² Das bedeutet, dass *damals* grundsätzlich in allen Situationen eingesetzt wird, wenn Ereignisse in zeitlichen Bereichen situiert werden sollen, die ein Jahr und länger zurückliegen. Das bedeutet aber auch, dass Nuancen von Bedeutungsunterschieden verdeutlicht werden sollen, wenn Abweichungen von diesem Normalwort vorgenommen werden, wenn also *einst* oder *früher* eingesetzt werden.

Ein Blick auf die Häufigkeitsklassen des Wortschatzes der Universität Leipzig von *damals*, *einst* und *früher* verrät, dass *damals* – wie aus den Studien heraus anzunehmen – die niedrigste Häufigkeitsklasse hat. Mit der Häufigkeitsklasse 7 ist der Abstand zu *früher* mit der Häufigkeitsklasse 8 und *einst* mit der Häufigkeitsklasse 9 jedoch nicht so groß, wie zu vermuten ist.¹³ Hier muss allerdings einschränkend hinzugefügt werden, dass zum einen die Bedeutung von *früher* als Komparation zu *früh* mit in die Häufigkeitsklasse eingeht und zum anderen die Häufigkeitsklassen ausschließlich aufgrund von schriftlichen Texten ermittelt werden, die teilweise aus dem fiktionalen Bereich stammen, in dem *einst* öfter Verwendung findet als in Gebrauchstexten und in der mündlichen Kommunikation.

¹² vgl. Gauger 1972, S. 29

¹³ vgl. www.wortschatz.uni-leipzig.de

4. Fazit

Die Frage, ob *damals*, *einst* und *früher* als eine Synonymgruppe aufzufassen ist, kann zunächst einmal nur in Abhängigkeit vom Alter des Kodierers beantwortet werden. Ältere Kodierer verbinden mit diesen drei Adverbien tendenziell ähnlichere Bedeutungen als jüngere, was sich auch in der Verwendung in den drei vorgelegten Sätzen zeigt. Ältere Menschen variieren in diesen sehr unterschiedlichen drei Kontexten mehr zwischen den untersuchten Adverbien.

Die Struktur dieser Dreiergruppe lässt auf eine synonymische Gruppe schließen, da es mit *damals* ein Normalwort gibt, das in Kontexten mit zeitlich sehr weit zurückliegenden Ereignissen zu *einst* eine besonders hohe Bedeutungsähnlichkeit aufweist und in Kontexten mit weniger weit zurückliegenden, aber doch in Jahren messbaren Ereignissen zu *früher*.

Die Bedeutungsverschiedenheiten mögen aber nicht allein in der zeitlichen Einordnung der Ereignisse durch die drei angegebenen Adverbien liegen. So trägt *früher* sowohl als Adjektiv als auch als Adverb zusätzlich die Bedeutung von *ehemalig* in sich,¹⁴ was die Bedeutung von *Abgeschlossenheit* impliziert und damit *früher* für den dritten Satz, der einen Gegenwartsbezug aufweist, unpassend macht.

Auch *einst* drückt *Abgeschlossenheit* aus, zusätzlich wird ein durch *einst* zeitlich eingeordnetes Ereignis aber in solch lang vergangene Zeiten versetzt, dass *einst* erst mit hohem Lebensalter einen Bezug zum eigenen Leben bekommen kann, sich ansonsten aber vor allem in der phantastischen Literatur (Märchen, Sagen etc.) einsetzen lässt.

Damit bleibt festzuhalten, dass zwischen *damals*, *einst* und *früher* gezielt variiert werden kann, um nuancierte Bedeutungsunterschiede auszudrücken.

Literatur

- Bickmann, Hans-Jürgen: Synonymie und Sprachverwendung. Verfahren zur Ermittlung von Synonymklassen als kontextbeschränkten Äquivalenzklassen. Tübingen 1978
- Brewer, William F.: Memory for ideas: Synonym substitution. In: Memory and Cognition. 1975/3, H.4, S. 458-464
- Duden: Deutsches Universalwörterbuch. 4. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien u. a. 2001
- Duden: Sinn- und sachverwandte Wörter. Synonymwörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 8, 2. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien u. a. 1997
- Gauger, Hans Martin: Zum Problem der Synonyme. Tübingen 1972
- Langenmayr, Arnold: Sprachpsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen, Bern, Toronto u. a. 1997
- Sennholz, Klaus: Grundzüge der Deixis. 2. Aufl. Budapest 1996
- Textor, A. M.: Sag es treffender. 13. vollständig überarbeitete u. erweiterte Aufl. Essen 2002
- www.wortschatz.uni-leipzig.de [gefunden am 20.1.2004]

¹⁴ vgl. Duden: Deutsches Universalwörterbuch. 4. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien u. a. 2001, S. 581

Das weite Feld der Metapher (Sprach-)Bilder¹ in der Sprach-, Literatur- und Kunstwissenschaft

Natalie Bruch (Duisburg-Essen)

„Wir müssen ja nicht nur das Verschwinden der Bilder unter die Sprache vermeiden, sondern auch die Verunmöglichung unseres Sprechens verhindern durch die gedankenlose Behauptung, vom ‚Eigentlichen‘ des Bildes vermöchten wir nicht zu reden.“

BÄTSCHMANN 1992: 56

Bei der Beschäftigung mit den Überschneidungen und Unterschieden zwischen der verbalen Sprache und den Sprachen der Kunst² können Probleme im Umgang mit verschiedenen Termini auftreten. Dieser Umstand erschwert das Sprechen über die Gegenstände der betroffenen Disziplinen. Auf ein Problem der Begriffsdefinition stößt man unmittelbar beim Vergleich von metaphorischer (und symbolischer, allegorischer) Sprache und bildlicher Darstellung. Die Schwierigkeit liegt darin, dass sich Sprach-, Literatur- und Kunstwissenschaft des gleichen Vokabulars bedienen, unter den einzelnen Fachbegriffen aber aufgrund der verschiedenen Gegenstände teilweise Verschiedenes verstehen bzw. nicht klarstellen, wie sie den jeweiligen Begriff verstanden wissen wollen.³ Eine grundlegende Übereinstimmung zwischen den für die Untersuchung ausgewählten Fachgebieten liegt in der Gegebenheit, dass sich die Sprach- und Literaturwissenschaft mit Sprache und die Literatur- und Kunstwissenschaft mit Kunst beschäftigen. Die Metapher als Tropus fällt in alle drei Gebiete. Dennoch wird zu diesem Begriff vorwiegend in der Sprachwissenschaft (und tw. in der Literaturwissenschaft) eine ausführliche Diskussion geführt, während die Kunstwissenschaft sich der Auseinandersetzung bislang meist entzogen hat. Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, dass ein interdisziplinärer Blick auf die Metapher möglich und nutzbringend sein kann.

¹ Im Bereich der Metaphern treffen mehrere Bedeutungen des Wortes *Bild* aufeinander. Um Missverständnissen vorzubeugen, bezieht sich das Wort *Bild* im Folgenden ausschließlich auf Werke der bildenden Kunst, die allen Gattungen entstammen können. Zwar wird *Bild* allgemein auch für Sprache verwendet, doch wenn dies der Fall ist, so wird die Bedeutung des Wortes im aktuellen Zusammenhang durch Komposita (z.B. *Sprachbild*) oder Attribuierung (z.B. *sprachliche Bilder*) deutlich. Wenn von einem Bild im Bild – in Form von Symbolen, Metaphern, Allegorien – die Rede ist, wird dies kenntlich gemacht.

² Von einer Sprache der Kunst sprechen u. a. GOODMAN 1997; MANGUEL 2001. Besonders KREES/VAN LEUWEEN 2000 belegen in ihrem Werk *Reading images. The Grammar of Visual Design* überzeugend, dass Bilder nach einer eigenen Grammatik gelesen werden können.

³ Die Metapher ist darüber hinaus selbstverständlich auch ein wesentlicher Gegenstand der Philosophie, der Religionswissenschaft, der Psychologie und der Pädagogik.

Metaphern kommen in der Sprache wesentlich häufiger vor als Vergleiche, Metonymien⁴, Synekdochen⁵, Allegorien oder Symbole, weil die Metapher „alles, was nur irgend ähnlich ist, miteinander in Beziehung setzen kann und damit der dichterischen Phantasie praktisch unbegrenzten Raum bietet“ (HORN 1987: 247). Der Literaturwissenschaftler KURZ spricht sich zwar dafür aus, die Begriffe Metapher, Allegorie und Symbol immer zusammen zu behandeln (vgl. 1997: 5). In diesem Aufsatz wird aber der Metapher alle Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Vergleich zwischen Metapher, Symbol und Allegorie kann erst vorgenommen werden, wenn geklärt ist, was eine Metapher in der bildenden Kunst ist: „Vielleicht wäre es möglich, durch weitgehende Erforschung der Metaphorik als semantischen Prozesses vieles in den produktiven Vorgang hereinzuholen, was heute unter Begriffen wie Symbolik stillgelegt ist“ (BÄTSCHMANN 1992: 152).

1 Die Metapher aus interdisziplinärer Sicht

Verschiedentlich wird behauptet, dass Metaphern eher in der Sprache als in anderen Ausdrucksformen zu vermuten seien. In der Bochumer Diskussion weist MAURER die Metapher als „ein spezifisch sprachliches Phänomen“ (1968: 104) aus. Auch DANESI vermerkt, dass die Metapher zwar durchaus Gegenstand anderer Disziplinen sei, rät aber dazu, ihre Erforschung erst einmal auf linguistischem Gebiet vorzunehmen:

“Although metaphorical creation is not limited to language [...] a seminal 1977 study by Pollio, Barlow, Fine, and Pollio showed clearly that it constitutes the backbone of language and, therefore, that a study of the role of metaphors in language might prove to be the key to unlocking answers to the questions that the scholars listed above ask.” (2003: 407f. zu RATTO/POLLIO 1998)

Noch weiter geht SUERBAUM in seiner siebten These zur Bochumer Diskussion, in der er von einer „allgemeine[n] systematische[n] Metaphorologie – sei sie linguistisch-semantisch, stilistisch oder philosophisch“ abrät. Seiner Ansicht nach ist Metaphorik immer gattungsspezifisch (vgl. in MAURER 1968: 102). SUERBAUM ist zuzustimmen, dass es kaum eine Definition und einen Gebrauch der Metapher für alle Gattungen, in denen dieser Tropus verwendet wird, geben kann. Nichtsdestoweniger sollte diese Aussicht nicht den Versuch verhindern, die gattungsinternen Besonderheiten zu vergleichen und aus diesem Vergleich Schlüsse über das Wesen der Metapher zu ziehen. Immerhin bedienen sich Kunst- und Literaturwissenschaft immer wieder der Erkenntnisse aus anderen Disziplinen. Ein Bild wird oft aus kunst-, sprach- und literaturwissenschaftlicher Sicht interpretiert (vgl. GELDERBLUM 1995; SCHREIER 1985). Durch die interdisziplinär gewonnenen Ergebnisse rückt man dem unaussprechlichen (vgl. das Motto zu diesem Aufsatz) Kern des Kunstwerks näher. Gerade heute, nachdem die Theorien und Untersuchungen zum Phänomen Metapher eine unüberschaubare Anzahl erreicht haben, sollte ein interdisziplinärer Ansatz zur Annäherung an das Metaphorische Ziel und Methode bestimmen. Seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wird die Untersuchung der Metapher als Schlüssel zum abstrakten Denken betrachtet. Entsprechend schreiben GIBBS/STEEN, die Metaphern in der Sprache und in den Köpfen

⁴ Bei einer Metonymie liegt immer eine Übertragung innerhalb einer semantischen Verknüpftheit vor, die enger ist als bei der Metapher: *Die zweite Geige hustete.*

⁵ Eine Synekdoche ist eine Form der Metonymie, bei der innerhalb eines Bedeutungsfeldes ein engerer oder weiterer Begriff einen anderen ersetzt: *Berlin reagiert prompt auf die Depesche.*

in Beziehung setzen:

“The basic assumption behind this two-way traffic between language and thought is the idea that metaphor needs a home base. This foundation for metaphor does not lie in language as an abstract system of signs or symbols and rules or conventions; instead, metaphor is a significant part of people’s everyday conceptual systems.” (1997: 2)

Um an die Konzepte in oder hinter den Metaphern zu gelangen genügt es nicht, allein die Sprache zur Basis der Metapher auszuweisen, sie als solche zu untersuchen und andere Bereiche, die mit dem Sprachlichen verglichen werden können, auszugrenzen. Disziplinen, die sich mit anderen potentiell metaphorischen Medien beschäftigen, müssen sich beteiligen.

2 Was ist eine Metapher?

Zunächst ist als gegeben hinzunehmen, woraus Metaphern – grammatisch betrachtet – bestehen, nämlich aus verschiedenen Wortformen (allerdings nur aus den Autosemantika Substantiv: *Gerda ist eine Rakete*, Adjektiv: *Der aufgeblasene Kurt geht herum*, Adverb: *Kurt geht aufgeblasen herum* und Verb: *Der Busfahrer umschiffte alle Hindernisse*). Sie können ein Wort, eine Wortgruppe (*Der Busfahrer umschiffte alle Riffe*) und sogar ganze Sätze und Texte bilden.⁶ Metaphern entstehen im Gegensatz zu Allegorien sprachdynamisch aus den Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Strukturen. Dadurch, dass „Wörter, die aufgrund ihrer semantischen Merkmale nicht kompatibel sind, unter Verletzung der Selektionsregeln miteinander zu Phrasen oder Sätzen kombiniert werden“ (SCHWARZ/CHUR 2001: 107), ergibt sich beim wörtlichen Verständnis ihrer Bedeutung ein Widerspruch. Es muss also – anders als bei der Allegorie – zumindest eine Ähnlichkeit zwischen dem, wofür das Wort normalerweise steht, und dem, was es nun metaphorisch bezeichnet, bestehen. Die Diskrepanz unterlegt schon das griechische Wort *metaphéreîn*, das nach BUßMANN mit „anderswohin tragen“ (2002: 432) übersetzt wird, wobei Metaphern – anders als Symbole und Allegorien – auf den Sprachgebrauch und den Kontext ihres Einsatzes angewiesen sind, um überhaupt als Metaphern zu existieren. Metaphern sind „sprachliche Bilder“ (BUßMANN 2002: 432) für etwas anderes. Auf den ersten Blick könnten so Metaphern mit Synonymen gleichgesetzt werden. Die absolute Synonymie im Sinne einer 100%igen Gleichheit gibt es allerdings schon zwischen Wörtern desselben Wortfeldes kaum. Daher darf erst recht nicht beim Bedeutungsvergleich zwischen Wörtern aus verschiedenen Wortfeldern von Synonymie die Rede sein. Es handelt sich bei Metaphern höchstens um eine „okkasionelle Synonymie“ (PHILIPP 1998: 66), da die Lexeme nur kontextabhängig austauschbar sind.

3 Zur allgemeinen Diskussion um den Begriff der Metapher

Im folgenden Abschnitt soll die Nennung und Erläuterung einiger Schriften zur Metapher das breite Spektrum der Überlegungen zum Terminus beleuchten bzw. einen Einblick in ein seit der Antike bestehendes und besonders in den vergangenen Jahrzehnten gewachsenes Interesse an diesem Sprachbild liefern, ohne dass die Debatten annähernd erschöpfend wiedergegeben werden⁷:

⁶ Zu den syntaktischen Möglichkeiten der Metapher vgl. KURZ 1997: 22.

⁷ Zum Verweis auf das ausgeprägte Interesse an Metaphern in der Forschung der vergangenen Jahrzehnte vgl. DANESI 2003: 405; ICKLER 1993: 94; ZYMNER 1993: 3; vgl. zur Entwicklung des Metaphernbegriffs aus sprachphilosophischer Sicht DEBATIN 1993. Eine Zusammenführung dreier Begriffe schaffen KURZ 1997 und HÖRMANN 1971.

„Diese Sprachfigur, die durch erstes semantisches Nicht-Passen ein Zögern verursacht, den Verstehensvorgang bewusster macht und ihn dann durch Einbeziehung einer ungewohnten Denkperspektive seiner kommunikativen Aufgaben besonders treffend gerecht werden lässt –, diese Sprachfigur hat seit zweitausend Jahren einen eigenen Namen: die Metapher.“ (HÖRMANN 1971: 320)

Metaphern werden heute längst nicht mehr nur als poetische und rhetorische Tropen abgetan, auch wenn – besonders in der Literaturwissenschaft – teilweise die Lager noch gespalten sind.⁸ In den letzten Jahren wird vermehrt die Meinung vertreten, dass nicht eigentliches, wörtliches Sprechen, sondern Metaphorizität der Sprache zugrunde liege. Es wird in Zweifel gezogen, dass sich der metaphorische (uneigentliche) Ausdruck durch einen eigentlichen (wörtlichen) ersetzen lässt.⁹

„Es gibt an dieser Stelle auch keinen richtigeren und wahren Gedanken, der von der Metapher verhüllt würde. Es gibt nur diese eine Metapher, und sie ist richtig und wahr. Die Sprachkritik im Namen der Eigentlichkeit vergisst den Kontext. Sie vergisst das freie Spiel der Determination und die Dialektik von Bedeutung und Meinung.“ (WEINRICH 1967: 11)

Auch wenn über einige Punkte – wie die hier genannten – Einigkeit besteht, lassen sich die vielen existierenden Theorien doch in zwei Hauptkategorien unterteilen; diese können unter den Begriffen Substitution (Vergleich) und Interaktion (Kontext) zusammengefasst werden.

Die Beziehung zwischen Vergleichen und Metaphern legt bereits ARISTOTELES fest, indem er darauf hinweist, dass die Differenz zwischen einem Vergleich (*Achill ist wie ein Löwe.*) und einer Metapher (*Achill ist ein Löwe.*) in dem Vergleichspartikel *wie* und nicht auf der Bedeutungsebene zu finden sei. Er bestimmt die Metapher als Übertragung aufgrund der zwischen zwei Wörtern bestehenden Analogie. Auch zum Beginn des 21. Jahrhunderts wird die Metapher – abgewandelt – mithilfe der Analogie definiert als „eine bestimmte symmetrische Relation zwischen zwei Gegenständen, die sprachlich benannt oder beschrieben werden“ (COENEN 2002: 2). Bei dieser Übertragung eines Wortes auf einen anderen als seinen wörtlichen Referenten ist aber nicht nur das Merkmal der Übereinstimmung zwischen den beiden Wörtern relevant, zumal dieses nicht unbedingt festgelegt werden kann. Das Schulbeispiel könnte die Analogie ‚mutig‘ zwischen den Wörtern *Achill* und *Löwe* in *Achill ist ein Löwe* beinhalten. Mit dem Verweis auf einen Löwen könnte aber auch auf die Lockenpracht des Achill Bezug genommen werden. So bleibt als wichtige Frage zu klären, wie „die relevanten von der unendlichen Menge der irrelevanten Eigenschaften zu scheiden“ sind (MÜLLER-RICHTER/LARCATI 1996: 59). Darüber hinaus weist der Psychologe HÖRMANN bereits 1971 darauf hin, dass Metaphern weniger durch eine Analogie, sondern vielmehr durch das, was nicht innerhalb des Vergleichs steht, wirken: „Der ‚Witz‘ der Metapher liegt darin, daß sich mit dem Wort *Löwe* hinter dem Mann eine zusätzliche Perspektive auftut, die vielleicht um Mut zentriert ist, aber zweifellos weiter geht.“ (1971: 322)

Die wesentlichen Theorien, die mit dem Verständnis der Metapher als einer Art Vergleich bre-

⁸ Vgl. dazu WILLEMS (1988) Aufsatz mit dem aufschlussreichen Titel ‚Die Metapher – „Kern und Wesen aller Poesie“ oder „Schminke und Parfüm“?‘.

⁹ Vgl. auch DEPPERT/ZELINSKY-WIBBELT 2003: 14, 18 unter Berufung auf LAKOFF u. a.; ZYMNER 1993: 12; ICKLER 1993: 95. Abweichend von der inzwischen vorherrschenden Meinung bezeichnet Suerbaum die Metapher als „sprachliche Sekundärerscheinung“ (zweite These in der Bochumer Diskussion, in: MAURER 1968: 101).

chen und als Interaktionstheorien bezeichnet werden, stammen aus dem deutschen (WEINRICH), dem französischen (RICŒUR) und dem angloamerikanischen Sprachraum (LAKOFF/JOHNSON).¹⁰ WEINRICH beschäftigt sich in seiner Theorie von den Bildfeldern (vgl. 1967: 13; 1968: 101) mit dem notwendig zu beachtenden Kontext der Metapher und der Konterdetermination der Metapher, mit der diese gegen die Erwartungen, die sich aus ihrem Kontext ergeben, verstößt:

„2. Die schulmäßige Definition ‚Die Metapher ist ein verkürzter Vergleich‘ (Quintilian) ist unbrauchbar. [...] 3. Eine semantische Definition der Metapher ist nur in einer Textsemantik möglich. Ein Wort in einem Text setzt eine bestimmte Kontexterwartung, die von dem tatsächlichen Kontext enttäuscht werden kann. Die Metapher ist definiert als ein Wort in einem konterdeterminierenden Kontext. Jedenfalls ist die Metapher ein Stück Text.“¹¹

Eine Erläuterung zum Kontext der Metapher basierend auf WEINRICHs Theorie nimmt ZHU (1994) vor, unterscheidet aber weiter zwischen dem Metaphernkontext, der dem Verständnis der Metapher dient, und dem allgemeinen Kontext, der „nicht (oder sehr wenig) zur Identifizierung und Interpretation einer Metapher beitragen“ kann (1994: 426). ICKLER (vgl. 1993: 100) betont, dass die Konterdetermination der Metapher nicht durch das Zusammentreffen zweier inkompatibler Ausdrücke schlechthin entsteht, sondern dass es auf die Art und Weise der Kombination ankommt. Denn auch in einem Satz wie *Gerda trägt einen Hut* findet zwischen zwei aus verschiedenen Wortfeldern stammenden Ausdrücken eine Verbindung statt, hier aber nicht in metaphorischer Form, sondern in einer wörtlichen Subjekt-Objekt-Beziehung. Im Gegensatz dazu steht in dem Satz *Gerdas Haare sind ein Hut* das Prädikativum *Hut* metaphorisch für *Haare*.

Gegen die Vergleichstheorie wendet sich weiterhin WEIMAR (vgl. 1990: 454), allerdings weniger mit Blick auf das Umfeld als vielmehr auf den Prozess der Übertragung zwischen den Wörtern. Auch ZYMER kritisiert die Vergleichstheorie. Er beanstandet, dass der „Ähnlichkeitspunkt als ‚tertium comparationis‘ nachträglich konstruiert [werde].“ Unklar sei zudem, „ob dieses konstruierte ‚tertium‘ auch für jeden Rezipienten gleich sei.“ (1993: 8) Ebenso richtet sich die Kritik HÖRMANNs gegen die Substitutionstheorie: „Die Struktur der Metapher, die Struktur, welche *Mann* und *Löwe* verbindet, ist eine dynamische, gerichtete Struktur.“ (1971: 322)

In eine ähnliche Richtung weisen RICŒURs Studien. Mit seinem Buch ‚Die lebendige Metapher‘ (1975/1986) leistet er einen bereits zum Klassiker gewordenen Beitrag, einerseits durch die Systematisierung der Forschungsliteratur, andererseits besonders aber durch seine in sechs Studien angelegten Abhandlungen über das Metaphorische. RICŒUR bestreitet, dass die Metapher einzig in einem Wort beheimatet sein könnte, und spricht sich dagegen aus, dass sie nur einen anderen Ausdruck ersetze. Dabei gibt er den Begriff der Ähnlichkeit an sich nicht auf (vgl. 1986: 181ff.).

Als dritte große Theorie hat sich die LAKOFFS/JOHNSONS etabliert, die mit ihren Metapher-Konzepten um Metaphern – ähnlich wie WEINRICH mit seinen Bildfeldern – eine grundlegende Systematisierung der Gegenstandsbereiche von Metaphern vorgenommen haben. Nach LA-

¹⁰ JÄKEL liefert einen Überblick über die Metapherngeschichte mit Gewichtung der Theorien KANTS, BLUMENBERGS, WEINRICHs und LAKOFFS/JOHNSONS, wobei er die meisten Überschneidungen zwischen WEINRICH und LAKOFF/JOHNSON feststellt (vgl. 1997: 22). Er schreibt, dass letztere scheinbar ihre Vorläufer kaum beachtet hätten, räumt aber ein, dass sie als Amerikaner die deutschen Linguisten/Philosophen nicht kennen müssten. Während LAKOFF/JOHNSON vage bleiben, nennt er WEINRICHs Theorie „unambiguous and without need of further comment“ (20).

¹¹ Auszug aus zwei Thesen WEINRICHs in der Bochumer Diskussion, in: MAURER 1968: 100; vgl. WEINRICH 1967: 3.

KOFF/JOHNSON sind Metaphern in metaphorische Konzepte eingebettet, wobei „metaphorische Ableitungen ein kohärentes System metaphorischer Ausdrücke für diese Konzepte bestimmen können.“ (LAKOFF/JOHNSON 2003: 17)¹² Dabei sei das Wissen um die Entstehung der Metapher wichtig: „Unserer Ansicht nach kann eine Metapher niemals unabhängig von ihrem Ursprung in der Erfahrung verstanden oder sogar angemessen repräsentiert werden.“ (LAKOFF/JOHNSON 2003: 28)

Auch wenn viel beachtete Theoretiker der vergangenen Jahrzehnte sich von der Substitutionstheorie abgewandt haben, gibt es Untersuchungen, die die Erkenntnisse über den Analogiecharakter der Metapher weiterentwickeln. COENEN (2002) grenzt sich zwar auch von WEINRICHS Wortfeld-Theorie ab (vgl. ebd.: 7f.), seine eigentliche Kritik gilt aber LAKOFF/JOHNSON, die die Analogie nicht als Basis der Metapher, sondern als Produkt der Metapherbenutzung ansehen (vgl. ebd.: 1). Er entwickelt aus der Kritik an der antiken Metapher-Definition einen eigenen Analogie-Begriff (vgl. ebd.: 6, 17, 63). An der Vergleichstheorie hält außerdem KUBCZAK fest (vgl. 1994: 22f.; 2003: 205). ICKLER arbeitet ebenfalls mit einem auf der Ähnlichkeitsbeziehung beruhenden Metaphernbegriff und besteht auf der Metapher als einer poetischen Figur: „Trifft man eine solche Einschränkung nicht, so kann man zwar alle Welt durch die Behauptung irritieren, jedes Denken sei letzten Endes ‚metaphorisch‘; aber der Gewinn an Einsicht bleibt bescheiden.“ (1993: 94)

Die Substitutionstheorie (mit der Untergruppe der Theorien um den Vergleich) und die Interaktionstheorie (mit der Untergruppe der Theorien um den Kontext und die Art der Übertragung) müssen nicht gegeneinander ausgespielt werden, da sie sich auf verschiedene Komponenten von Metaphorizität konzentrieren und beide mit logischen, sich nicht unbedingt ausgrenzenden Argumenten aufwarten: Der Fokus der Substitutionstheorie liegt auf der Analogie. Die Interaktionstheorie konzentriert sich einerseits – davon abweichend – auf den sprachlichen Kontext der Metapher und andererseits – dies ähnlich wie die Substitutionstheorie – auf die Art der Übertragung zwischen den Ausdrücken.

4 Verwendung des Metaphernbegriffs innerhalb der einzelnen Wissenschaften

Wie die Ausführungen zeigen, entstammt ein Großteil der Forschung übergeordneten Ansätzen (oft philosophischen – von z. B. MÜLLER-RICHTER/LARCATI; RICŒUR – und psychologischen – von z. B. JOHNSON; HÖRMANN), die sich die Sprach- und Literaturwissenschaft dienstbar gemacht haben. Umgekehrt gehen deren Untersuchungen mit tragenden Ergebnissen zurück in eine übergeordnete Lehre über die Bildlichkeit der Sprache. GERHARD KURZ nimmt mit seinem Buch ‚Metapher, Allegorie, Symbol‘ (1997) eine literaturwissenschaftliche Hinführung zum komplexen Thema der sprachlichen Tropen und Stilfiguren vor. Meist wird die Metapher aber in der Literaturwissenschaft noch immer klar nach der Substitutionstheorie definiert als

„bildl. Ausdruck für e. Gegenstand (oft zur Verlebendigung und Veranschaulichung von abstrakten Begriffen), e. Eigenschaft oder e. Geschehen; entsteht nach Quintilian aus e. abgekürzten Vergleich, indem e. Wort(gruppe) aus dem eigtl. Bedeutungszusammenhang auf e. anderen, im entscheidenden Punkt vergleichbaren, doch ursprünglich fremden Vorstellungsbereich übertragen wird, doch ohne formale Ausführung des Vergleichs im

¹² MÜLLER-RICHTER/LARCATI argumentieren in ihrer Untersuchung, die sie mit dem provozierenden Aufruf „Kampf der Metapher!“ betitelt haben, auf einer Ebene mit LAKOFF – allerdings aus philosophischer und poetologischer Sicht (vgl. 1996: 75).

Nebeneinander der Werte („so – wie“) unmittelbar und komplex anstelle desselben tritt: es entsteht nicht in eigtl. Bedeutung, sondern „übertragen“. (WILPERT 1989: 568)

In der Literatur sind Metaphern allgemein als Stilmittel anerkannt. Einigkeit scheint mittlerweile darüber zu bestehen, dass die Metaphorisierung ein „kognitiver Prozeß [ist], an dem neben Sprachwissen auch andere Kenntnissysteme beteiligt sind“ (STRIETZ 1989: 634). HÖRMANN (1971) stellt für die Sprach- und Literaturwissenschaft fest, was auch für die Kunst gelten sollte:

„Whenn [sic] ein Schriftsteller von einer *lächelnden Wiese* spricht, so verwendet er genau jene Sprachstruktur, die wir im Rahmen der Linguistik als Semantische Anomalie kennengelernt haben. Der Literaturwissenschaftler hat allerdings längst erkannt, daß die Struktur, die er eben Metapher nennt, das Verständnis der Äußerung nicht zusammenbrechen läßt, sondern ihm eine neue Dimension eröffnet.“ (321)

Dass es Metaphern in der bildenden Kunst überhaupt gibt, zeigen die folgenden Beispiele. Innerhalb eines Bildes werden häufig – und nicht erst seit den Dadaisten und den Surrealisten – Gegenstände, Personen oder Landschaften kombiniert, die an sich nicht zusammengehören oder (im wörtlichen/naturwissenschaftlichen Bildsinn) in der Wirklichkeit nicht zusammen auftreten können: Eine Frau hat *Im Spiel der Wellen*¹³ von BÖCKLIN einen Fischeschwanz (vgl. WALTHER 1999: 528). Die biblische Figur der Maria trifft in zahlreichen Verkündigungsbildern auf einen Engel (z.B. in Bildern von da MONACO und MURILLO; vgl. WALTHER 1999: 56, 265). Die Geschichte um *Die Versuchung des Hl. Antonius* wird mit fantastischen Fabelwesen ausgeschmückt (ERNST und DALI; vgl. WALTHER 1999: 556, 609). CARAVAGGIO hat *Die Berufung des Apostels Matthäus* (vgl. JANSON 1988: 508) in eine zeitgenössische Wirtshausszene übersetzt, BOSCH seinen *Garten der Lüste* mit dem Zusammenkommen der erstaunlichsten Kreaturen gefüllt (vgl. WALTHER 1999: 135). In RAPHAELS *Schule von Athen* treffen Gelehrte, die zeitlebens keine Bekanntschaft geschlossen haben (können), aufeinander (vgl. JANSON 1988: 460) und in MICHELANGELOS *Jüngstem Gericht* sind Figuren der christlichen und der antiken Mythologie sowie der Zeitgeschichte kombiniert zu einer schwebenden Gesamtdarstellung (vgl. JANSON 1988: 454). Es ist zwar nicht gesagt, dass bei diesen Beispielen des Zusammentreffens von Eigenschaften und Dingen, die nach eigentlichem Verständnis nicht kompatibel sind, immer Metaphern vorliegen. Doch die Umkehrfrage muss zugelassen werden: Was sind diese Erscheinungen sonst? BÄTSCHMANN, der bezüglich der Prozesshaftigkeit der Metapher RICŒUR folgt, fragt und definiert:

„Gibt es metaphorische Prozesse im Bild? [Die] Metapher ist eine der sprachlichen Figuren, die einen Sinnwechsel produzieren und gegen den lexikalischen Code verstoßen. [...] Metaphorik als Prozeß im Bild benutzt nicht eingeschlossene Zuordnungen, sondern schafft neue Konstellationen über einer ersten Zusammenstellung zur Hervorbringung eines zweiten bildlichen Sinns. Dieser Prozeß spielt sich nicht auf der Ebene der Gegenstände und ihrer Namen ab, er ist nicht eine Ersetzung eines Namens durch einen anderen.“ (1992: 150)

Die Metapher hat also ihren Platz nicht nur in der Sprache, sondern auch im Bild. Dennoch agiert die Kunstwissenschaft hauptsächlich mit den Begriffen des Symbols und der Allegorie. Die moderne Kunsttheorie bedient sich der Erkenntnisse aus Philosophie, Sprach- und Literaturwissenschaft, denn es gibt bis heute kein einheitliches Verständnis des Begriffs der Metapher

¹³ Kursiv gesetzt sind hier jeweils die Titel der Bilder – tw. grammatisch angepasst.

in der Kunst (vgl. GELDERBLOM 1995: 230). Das Stichwort *Metapher* wird beispielsweise im ‚Wörterbuch der Kunst‘ von 1995 nicht geführt. Vereinzelt existieren Erörterungen zur Metapher, zum Beispiel mit ihrer Definition als „Abweichungen vom Bild im Bild.“ (VOLKENANDT 2002: 359) Außerdem wagt sich HAUSMAN mit seinem richtungweisenden Werk ‚Metaphor and Art‘ (1989) unter Reflektion der Forschungsgeschichte zur Metapher an das Interaktionale in der Kunst heran. Dabei schafft auch nach HAUSMAN erst der Kontext die Metapher (vgl. 1989: 31), wobei dieser in Bildern schwerer als in der Sprache zu entschlüsseln ist, vor allem dann, wenn in einem Bild mehrere Metaphern um- und nebeneinander zu sehen sind. Leider ist darüber hinaus „die Metaphorik als semantischer Prozeß“ noch immer weitgehend unerforscht (BÄTSCHMANN 1992: 151). Nach Volkenandt beschäftigt sich die kunstgeschichtliche Metaphertheorie bislang vorwiegend mit dem Themenfeld der Emblemik oder entstammt der Hermeneutik, deren „Fokus stark in der Frage nach den Bedingungen der gegenseitigen Übersetzbarkeit von Bild und Sprache [lag und liegt].“ (2002: 358 FN 28) Es existieren zahlreiche Untersuchungen zum Verhältnis von Text und Bild¹⁴ und ein differenziertes Erforschen des Wesens des Bildes¹⁵. Doch Einheitlichkeit hinsichtlich der Definition des Metaphern-Begriffs herrscht (noch) nicht:

„Man spricht von Bildreim und Zitat und sucht nach Definitionen der Bildmetapher (Heffernan; Wedever 81 – 91). [...] Alles, was sich zwischen Denotatum und Zeichenwahrnehmer befindet, wird als ‚Text‘ bezeichnet. Damit hat sich das Verhältnis von Kunst- und Literaturwissenschaft im Vergleich zum Beginn des 20. Jahrhundert umgekehrt: damals fiel Literaturgeschichte unter Kunstgeschichte [...].“ (GELDERBLOM 1995: 224)

Eine Lösung aus diesem Dilemma der Unterordnungen – wobei jede Subsumtion als Vereinfachung zu verurteilen ist – muss durch die erstens eigenständige und zweitens interdisziplinäre Arbeit der Kunstwissenschaft angestrebt werden. Dahin ist die Kunsttheorie der letzten Jahre auf dem Weg. Doch trotz einzelner Werke bleibt der Eindruck bestehen, als wolle sich die Kunstwissenschaft mit der Ausrede, man komme sowieso nicht bis an den Kern der Kunst heran, der Diskussion entziehen. Stichprobenartig lassen sich anhand von Titelverzeichnissen in der Kunstwissenschaft einige standardisiert wirkende Wendungen finden, in denen das Wort *Metapher* verankert ist: Beispielsweise taucht in einem Titel der Ausdruck *Metapher des Alltäglichen* (MACK 2001) auf, ohne dass im nachfolgenden Text genauer erklärt würde, worin in den besprochenen Videoarbeiten das Metaphorische des Alltäglichen liegt. Oder es werden Zitate verwendet, die das Wort *Metapher* enthalten. So gibt HILTY (2002) unter dem Titel ‚Kunst, Wissenschaft und „die wahren Fehler der Metapher“‘ keine kunstwissenschaftliche Definition des zitierten Wortes *Metapher*.¹⁶ Ziel der kurzen Auflistung ist nicht die Bloßstellung eines unsauberen Umgangs mit Termini – dieser kann der Kunstwissenschaft nicht nachgewiesen werden. Eine solche Auflistung könnte man auch mit Aufsätzen der Literaturwissenschaft vornehmen, in denen mit dem Begriff der Metapher operiert wird, ohne zu erklären, wie dieser genau verstanden wird. Nichtsdestoweniger kann herausgestellt werden, dass das Interesse der Kunstwissenschaft bis heute weniger der theoretischen Untersuchung ihrer Sprache über Kunst als vielmehr der Kunst selbst gilt. Es wäre

¹⁴ Von diesen stammen einige allerdings aus der Psychologie, Philosophie und Sprach- und Literaturwissenschaft, vgl. BALLSTAEDT/MOLITOR/MANDL 1987; GOODMAN, 1997; MUCKENHAUPT 1986; ROHMER/SCHNABEL/WITTING (Hrsg.) 2000; BUTOR 1991; GOMBRICH 1994.

¹⁵ Vgl. BELTING/KAMPER (Hrsg.) 2000; BOEHM (Hrsg.) 1995; vgl. zur Literaturübersicht GELDERBLOM 1995; vgl. außerdem STOICHITA 1998, der seine Ausführungen an RICCEUR und KURZ orientiert.

sehr begrüßenswert, wenn die Kunstwissenschaft sich auf die Definition der Begriffe besänne.¹⁷ Zwar ist diesem Ausblenden der Definitionsschwierigkeiten zugute zu halten, dass man besser über die Dinge sprechen kann, wenn man sich nicht in der verzwickten Klärung der Begriffe der Metasprache verliert. Doch Metaphern dürfen nicht allein als sprachliches Gebilde betrachtet und untersucht, sondern müssen als Konzepte gesehen werden (vgl. LAKOFF/JOHNSON 2003), die in unterschiedlichen Medien – Sprache oder Kunst – zutage treten und dadurch wahrnehmbar und vergleichbar werden. Im Zeitalter der Intermedialität sollte die Beschäftigung mit dem Sprachbild Metapher auf die Erkenntnisse über die Metapher als ein Bild im Bild abfärben. Es ist, als herrsche immer noch eine Scheu vor dem Wort, als hätte die Kunstwissenschaft sich den Rat der Linguisten, Philosophen und Literaturwissenschaftler zu Herzen genommen: Lasst uns erst zum Kern der Metapher in der Sprache vorstoßen – dann könnt ihr später mit unseren Ergebnissen weiterarbeiten. Dieses Später ist m. E. inzwischen erreicht. Die Distanz zwischen Bild und Sprache ist mittlerweile so weit aufgehoben, dass folgende Erkenntnis nahe liegt: Je genauer die Wörter definiert sind, mit denen wir über Kunst sprechen, umso näher gelangen wir an das heran, was allgemein als Unausprechliches der Kunst anzunehmen ist. Drei Fragen müssen in den Mittelpunkt gestellt werden:

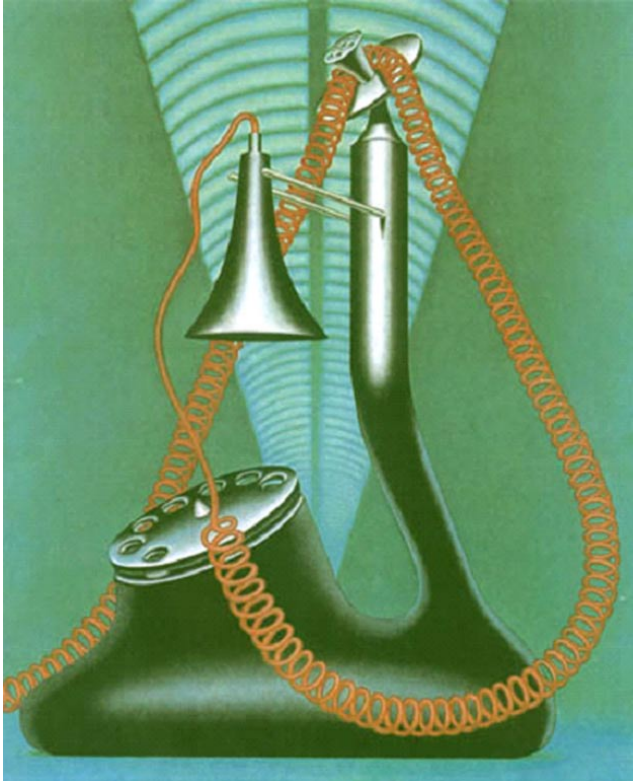
- 1 Wie lassen sich die Metaphern im Bild deskriptiv und interpretativ erfassen?
- 2 Wie können Metaphern (die metaphorischen Konzepte) in Sprache und Bild verglichen werden?
- 3 An welchen Stellen schaffen Sprache und Bild zusammen Metaphorizität?

Alle drei Fragen bedürfen einer detaillierten Antwort. Diesbezüglich folgt ein kurzer Ausblick. Zu einer unmittelbaren Schnittstelle zwischen Bild und (geschriebenem) Text findet sich in kunstwissenschaftlichen Fachwörterbüchern kaum eine Definition – zu einem Stück Text, das jedem Bild beigegeben ist: zum Titel eines Kunstwerks. Dieses kurze Stück Sprache enthält Metaphernpotenzial. Der Titel besteht in vielen Fällen aus nur einem Nomen im Casus rectus (*Fisch, Napoleon, Gebete*) oder einem Nomen mit Attributen (*Roter Fisch, Napoleon auf der Brücke, Die Gebete der Mutter*). Allein genommen bilden diese Ausdrücke noch keine Metapher, da ihnen der Kontext fehlt. Zwar können auch Titel an sich bereits metaphorisch sein, wie beispielsweise *Der einsame Baum* von FRIEDRICH (vgl. WALTHER 1999: 448) oder *Remingtons Museums-Traum ist des Besuchers Schaum* von POLKE (vgl. ebd.: 672). Alle Titel, auch die nicht-metaphorischen – erhalten aber einen weiteren Kontext durch das Bild, mit dem sie mittels verschiedener thematischer Bezüge und Funktionen verbunden sind. Titel – wie Sprache allgemein – rufen Bilder oder Bildfelder hervor:

¹⁶ Weitere Beispiele, innerhalb derer der Begriff Metapher verwendet und nicht definiert wird, sind: GASS, LARS HENRIK 1996: Schwebende Metaphern. Dörte Eißfeldt. Fotografien, in: Neue bildende Kunst 4/1996, 60 – 64; MURKEN, AXEL; MURKEN, CHRISTA 1989: Der Körper als Konflikt und Metapher. Zur Malerei Maria Lassnigs, in: Kunst & Antiquitäten, 1989, H. 5, 86 – 92.

¹⁷ Die Frage JACOBS (1994) in seinem Titel ‚Allegorie – eine vergessene Gattung?‘ bringt diese Gedanken auf den Punkt. Zwar muss angemerkt werden, dass die Allegorie als solche nicht vergessen ist – wie die der Metapher auch nicht –, doch ihre Definition müsste aufgefrischt werden. – Einen Ansatz dazu bietet die Tagung ‚Das Geschlecht der Allegorien‘ (Essen 1991): ‚Nach der Hausse in der literaturwissenschaftlichen Allegorieforschung der letzten Jahre – in der Kunstgeschichte ist Ähnliches nicht zu verzeichnen – war es an der Zeit, Strukturen und Politik der Geschlechterbilder in der Allegoribildung zu diskutieren‘ (FALKENHAUSEN 1992: 122).

„Wir aktualisieren die Konnotationen der beteiligten Wörter. Wir imaginieren mögliche Situationen, Gegenstände oder Personen aus unserer Erfahrung. Wir erzeugen eine Bedeutung und sind auf diese Bedeutungserzeugung konzentriert. Dies heißt: ‚stellt vor Augen‘.“ (KURZ 1997: 24)



Die Gebete der Mutter
(KONRAD KLAPHECK 1984)

Das Bild mit dem Namen *Die Gebete der Mutter* von KONRAD KLAPHECK zeigt abweichend vom Titel ein monumentales, vor türkis-grünem Hintergrund ins Bild gesetztes, schwarzes telefonartiges Gebilde mit einem schwer wirkenden Körper, einem länglichen Hals, der zur altertümlichen Sprechmuschel und zur darunter an zwei dünnen Stangen aufgehängten Hörmuschel führt. Ein langes, rotes Spiralkabel ist über das Telefon gelegt und führt links unten aus dem Bild heraus, so dass kein Kontakt zwischen Muschel und Apparat besteht. Außerdem hat die Wählscheibe nur sieben statt der üblichen zehn Löcher.

Nachdem der Kunstinteressierte den Titel gelesen hat, muss er sich beim Betrachten des Bildes gezwungenermaßen fragen: Wo sind die Gebete? Wo ist die (betende) Mutter? Der Leser/Betrachter¹⁸ beginnt, nach Parallelen zu suchen, Analogien zu bilden: Er denkt eventuell an den letzten (bittenden, drängenden) Anruf der eigenen Mutter und sieht gleichzeitig, dass das

Telefonat nicht funktionieren kann. Vielleicht bringt er das Telefon als Kommunikationsapparat in Beziehung zum Gebet als Sprachakt, im Sinne von: Die heutige Technik lässt sogar Gebete über moderne Apparate ablaufen. Dabei könnten die rippenförmigen, sich zum oberen Bildrand verbreitenden Streifen entweder als Deckenlichter, als Schallwellen eines klingelnden (und nicht beantworteten Telefons) oder als Signale Richtung Himmel gedeutet werden. Oder er sieht in die Form des eleganten Apparats die Gestalt des Insekts Gottesanbeterin hinein, dessen Name immerhin mit dem Akt des Betens in Verbindung steht und wie das Nomen *Mutter* ein Femininum ist. Eine Umfrage, die ich im Januar 2004 unter 96 Personen zu u. a. diesem Bild-Titel-Verhältnis durchgeführt habe, brachte die genannten und noch weitere Interpretationen, die durch Analogiebildung entstehen, zum Vorschein. Das Zufügen eines scheinbar nicht kohärenten Titels zum Bild lässt den Betrachter also einerseits das Bild nach Hinweisen auf einen doch möglichen Zusammenhang absuchen und andererseits sein eigenes Wissen und vor allem seine Phantasie in Anspruch nehmen. Dabei bieten bei *Die Gebete der Mutter* Titel und Bild füreinander nicht nur eine, sondern zahlreiche Analogien. Verwirrt sucht der Rezipient nach Übereinstimmungen und spürt den Witz, den HÖRMANN (vgl. 1971: 322) der Metapher als Komponente zuerkennt. Dieses Irritierende und zugleich Humoristische, das durch das Titel-Bild-Verhältnis entsteht, lässt sich an der Metaphorik festmachen. Der Betrachter ist aus dem Gleichgewicht des Wörtlichen gebracht. Nimmt er Metaphern innerhalb der Sprache oft kaum als solche wahr, da sie hier elementarer Bestandteil sind, so wird er durch eine Metapher in der Bildenden Kunst überrascht. Hier ist sie weniger üblich – und daher umso amüsanter.

Es lässt sich darüber streiten, ob der Titel eine Metapher zum Bild oder ob das Bild eine Metapher zum Titel enthält oder in seiner Gesamtheit bildet. Man sollte auch nicht davon sprechen, dass der Titel für das Bild gut gewählt ist, denn umgekehrt ist auch das Bild gut zum Titel gemalt. Wer von beiden zuerst da war, ist hier nicht von Bedeutung. Titel und Bild bilden eine metaphorische Symbiose.

Reflektiert man den geschilderten Forschungsstand auf das beschriebene Beispiel, so lassen sich die beiden großen Gruppen der Substitutionstheorien und der Interaktionstheorien anwenden. Einerseits kommt die Konterdeterminiertheit der Metapher durch ihren Kontext zum Tragen: Ein zwar altmodisch, aber gleichzeitig futuristisch wirkendes Telefon, das nur über sieben Wahlmöglichkeiten und keinen Anschluss verfügt, ist an sich vielleicht als extravagant oder defekt aber noch nicht als metaphorisch zu bezeichnen. Und die Ellipse *Die Gebete der Mutter* ist eine durchaus im Bereich der Grammatik bzw. Semantik liegende Kombination von Wörtern und ihren Bedeutungen. Eindeutig ist, dass sich Bild und Titel nur gegenseitig den ungewöhnlichen Kontext bieten, der für eine Metapher existenziell ist.¹⁹ Andererseits ist (den Vergleichstheorien folgend) für dieses Bild aber auch die Frage nach der Ähnlichkeit zwischen zwei Begriffen oder Konzepten fundamental: Die außergewöhnliche Darstellung des Telefons ist semantisch mit der Aussage *Die Gebete der Mutter* verknüpft. Die Gesamtheit aus Bild und Titel enthält seman-

¹⁸ Die männlichen Personenbezeichnungen werden hier aus stilistischen Gründen verwendet und bezeichnen die weiblichen Vertreter jeweils selbstverständlich mit.

¹⁹ Weitere Beispiele: Die abstrakt expressionistisch gemalte Serie mit dem Titel *Pan* von TOMBLEY (vgl. WALTHER 1998: 678); das Bild DALIS, das zerfließende Uhren zeigt und unter den Titeln *Die weichen Uhren*, *Die verrinnende Zeit*, *Die Beständigkeit der Erinnerung* und *Die Beharrlichkeit der Erinnerung* bekannt ist (vgl. WALTHER 1999: 651; JANSON 1998: 694); *Le bateau ivre* (*Das trunkene Schiff*) von WOLS (vgl. WALTHER 1999: 651), bei dem der Titel metaphorisch auf ein Gedicht RIMBAUDS verweist und das Bild ein abstrahiertes Schiff errahnen lässt.

tische Prozesse, die zum einen das Weltwissen des Lesers/Betrachters und zum anderen seine Bereitschaft zur Akzeptanz unlogisch erscheinender Verknüpfungen fordern. Die Übertragung geschieht wechselseitig zwischen Bild und Titel.

Somit können sowohl WEINRICHS Bildfelder, RICCEURS Dynamik der Metapher und LAKOFFS/JOHNSONS metaphorische Konzepte, als auch die Weiterentwicklung der Interaktionstheorien und Kommentare durch ZHU, MÜLLER-RICHTER/LARCATI, KURZ, WEIMAR, ZYMNER oder JÄKEL auf Bilder angewendet werden. Genauso können auch COENENS Aufbereitung des Analogie-Begriffs und gleichfalls KUBCZAKS oder ICKLERS Festhalten an der Vergleichstheorie fruchtbar gemacht werden. Die genannten Theorien lassen sich auf Metaphern im Bild und auf Metaphern, die zwischen Bild und Titel entstehen, anwenden. Die Kunstwissenschaft sollte innerhalb dieser Ansätze Stellung beziehen und mit Begriffen wie Kontext, Konzept und Analogie – um nur drei zu nennen – arbeiten.

5 Schlussbemerkung

Die Lage der Beschäftigung mit der Metapher in der Kunstwissenschaft wurde deshalb hier so negativ geschildert, damit umso deutlicher darauf hingewiesen werden kann, dass dem Ruf zur Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Wissenschaften, die sich den Problemen der Metapher konsequenter und umfassender stellen, gefolgt werden muss. Es gibt eine Reihe von Künstlern, die durch Verwendung von Inschriften oder durch die Wahl eines Titels mit den Metaphern im Bild und den Metaphern in der Sprache spielen. Die Grundbedeutungen der Wörter sind immer andere als die Bedeutungen im Verwendungszusammenhang der Titel für Bilder. Diese Tatsache hat am anschaulichsten MAGRITTE durch sein Bild *Verrat der Bilder*, auf dem eine Pfeife und die Inschrift *Ceci n'est pas une pipe* zu sehen sind, zu einer Kunstrichtung erhoben:

„Um mit Magritte zu sprechen: was hier zu sehen ist, ist gar nicht zu sehen. Dieser Kommentar Magrittes verweist auf einen der Ausgangspunkte der Zeichenlehre (Semiotik): der Mensch kann nur mittelbar mit Wirklichkeit umgehen. Sein Fühlen, Denken und Handeln orientiert sich an Abbildungen der Wirklichkeit (Repräsentationen), die nicht die Wirklichkeit selbst sind, sondern Interpretationen dieser Wirklichkeit.“ (GELDERBLOM 1995: 219 f.)

Wie MAGRITTE spielen die dadaistische und surrealistischen Künstler sowie ihre Nachfolger mit dem Zusammenhang zwischen Wort und Bild, häufig durch den Gebrauch von Metaphern in beiden Medien. Die Kunst hat somit bereits vor Jahrzehnten vorgemacht, wie mit Sprache und Bild und dem Zusammenhang zwischen beiden gearbeitet werden kann. Es liegt nun an der Wissenschaft, bei der Betrachtung der Sprachspiele im Linguistischen und in der bildenden Kunst nicht aufgrund unklarer Begriffsverwendungen durcheinander zu geraten.

6 Literatur

- BALLSTAEDT, STEFFEN-PETER; MANDL, HEINZ; MOLITOR, SYLVIE 1987: Wissen aus Text und Bild, München, Weinheim: Verlags Union, Beltz.
- BÄTSCHMANN, OSKAR 1992: Einführung in die kunstgeschichtliche Hermeneutik. Die Auslegung von Bildern, 4. aktual. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- BELTING, HANS; KAMPER, DIETMAR (Hrsg.) 2000: Der zweite Blick. Bildgeschichte und Bildreflexion, München: Fink.
- BOEHM, GOTTFRIED (Hrsg.) 1995: Was ist ein Bild? München: Fink.
- BUSSMANN, HADUMOD 2002: Lexikon der Sprachwissenschaft, 3., akt. u. erw. Aufl., Stuttgart: Kröner.
- BUTOR, MICHEL 1991: Die unendliche Schrift. Aufsätze über Literatur und Malerei, Wien, Zürich: Europaverlag.
- COENEN, HANS GEORG 2002: Analogie und Metapher. Grundlegung einer Theorie der bildlichen Rede, Berlin, New York: De Gruyter.
- DANESI, MARCEL 2003: Metaphorical Connectivity. Rez. zu PATELLA, GIUSEPPE; RATTO, FRANCO (Hrsg.) 1998: Simbolo, metafora e linguaggio nella elaborazione filosofico-scientifica e giuridico-politica, in: *Semiotica*, 144/2003, H. 1-4, 405-422.
- DEBATIN, BERHARD 1995: Die Rationalität der Metapher. Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung, Berlin, New York: De Gruyter.
- ERZGRÄBER, WILLI 1995: Zum Allegorie-Problem, in: *ZS für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 1995, 105-121.
- FALKENHAUSEN, SUSANNE VON 1992: Das Geschlecht der Allegorien. Tagung am KWI NRW, Essen, 5.-8.12.1991, in: *Kritische Berichte. ZS für Kunst- und Kulturwissenschaften*, 20/1992, H. 4, 122-131.
- GELDERBLOM, ARIE JAN 1995: Ceci n'est pas une pipe. Kunstgeschichte und Semiotik, in: HALBERTSMA, MARILITE; ZIJLMANS, KITTY 1995 (Hrsg.): *Gesichtspunkte: Kunstgeschichte heute*, Berlin: Reimer, 219-250.
- GIBBS, RAZMOND W. JR.; STEEN, GERARD (Hrsg.) 1997: *Metaphor in Cognitive Linguistics. Selected papers from the 5th International Cognitive Linguistics Conference (Amsterdam, July 1997)*, Amsterdam, Philadelphia: Benjamin.
- GOMBRICH, ERNST H. 1994: *Das forschende Auge: Kunstbetrachtung und Naturwahrnehmung*, Frankfurt/M., New York: Campus.
- GOODMAN, NELSON 1997: *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- HAUSMAN, CARL R. 1989: *Metaphor and Art. Interactionism and Reference in the Verbal and Nonverbal Arts*, Cambridge u.a.: Cambridge Univ. Press.
- HILTY, GREG 2002: Kunst, Wissenschaft und „die wahren Fehler der Metapher“, in: *Parkett* 66/2002, 194-201.
- HÖRMANN, HANS 1971: Semantische Anomalie, Metapher und Witz oder *Schlafen farblose grüne Ideen wirklich wütend?*, in: *Folia linguistica*, 5/1971, H. 1-2, 310-330.
- HORN, ANDRÁS 1987: Zur Syntax der Metapher, in: *Sprachkunst*, 18/1987, 1. Hb., 245-264.
- ICKLER, THEODOR 1993: Zur Funktion der Metapher, besonders in Fachtexten, in: *Fachsprache*, 15/1993, H. 3-4, 94-110.
- JACOB, PETER 1994: Allegorien – eine vergessene Gattung?, in: *Kunst und Unterricht*, 1994, H. 182, 48-51.
- JÄKEL, OLAF 1997: Kant, Blumenberg, Weinrich: Some Forgotten Contributions to the Cognitive Theory of Metaphor, in: GIBBS/STEEN 1997, 9-27.
- JANSON, HORST W. 1988: *DuMonts Kunstgeschichte der alten und neuen Welt*, 3. Aufl., neu bearb. u. erw. v. ANTHONY F. JANSON, Köln: DuMont.
- KRESS, GUNTHER; VAN LEEUWEN, THEO 2000: *Reading Images. The Grammar of Visual Design*, London, New York: Routledge.
- KUBCZAK, HARTMUT 1994: Begriffliche Inkompabilität als konstitutives Prinzip der Metapher und Präzisierungen des Konzepts ‚Metapherninterpretation‘, in: *Sprachwissenschaft*, 19/1994, 22-39.
- KUBCZAK, HARTMUT 2003: Metapher und Metonymie unter besonderer Berücksichtigung der metonymischen Sinnerzeugung, in: *ZS für romanische Philologie*, 119/2003, H. 2, 203-221.
- KURZ, GERHARD 1997: *Metapher, Allegorie, Symbol*, 4., durchges. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck und Rupprecht.

- LAKOFF, GEORGE; JOHNSON, MARK 2003: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*, 3. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- MACK, GERHARD 2001: *Metaphern des Alltäglichen. Videoarbeiten bei der Biennale Venedig*, in: *Kunstforum: Platteau der Menschlichkeit*. 49. Biennale von Venedig, 156/2001, 174-180.
- MANGUEL, ALBERTO 2002: *Bilder lesen. Eine Geschichte der Liebe und des Hasses*, Reinbek b. H.: Rowohlt.
- MAURER, KARL (Disk.leit./Red.) 1968: *Die Metapher (Bochumer Diskussion)*, in: *Poetica*, 2/1968, H. 1, 100-130.
- MUCKENHAUPT, MANFRED 1986: *Text und Bild. Grundfragen der Beschreibung von Text-Bild-Kommunikationen aus sprachwissenschaftlicher Sicht*, Tübingen: Narr.
- MÜLLER-RICHTER, KLAUS; LARCATI, ARTURO 1996: *Kampf der Metapher! Studien zum Widerstreit des eigentlichen und uneigentlichen Sprechens. Zur Reflexion des Metaphorischen im philosophischen Diskurs*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.
- RICCEUR, PAUL 1986: *Die lebendige Metapher*, München: Fink.
- ROHMER, ERNST; SCHNABEL, WERNER WILHELM; WITTING, GUNTHER (Hrsg.) 2000: *Texte. Bilder. Kontexte. Interdisziplinäre Beiträge zu Literatur, Kunst und Ästhetik der Neuzeit*, Heidelberg: C. Winter.
- SCHREIER, CHRISTOPH 1985: *René Magritte. Sprachbilder 1927-1930*, Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms.
- STEEN, GERARD 1997: *From Linguistic to conceptual meaphor in five steps*, in: GIBBS/STEEN 1997, 57-77.
- STOICHITA, VICTOR I. 1998: *Das selbstbewusste Bild. Vom Ursprung der Metamalerei*, München: Fink.
- STRIETZ, MONIKA 1998: *Rez. zu PAUL RICCEUR 1986: Die lebendige Metapher*. *Rez. zu GERHARD KURZ 1994: Metapher, Allegorie, Symbol*, in: *ZS für Germanistik*, 10/1989, H. 1, 632-635.
- VOLKENANDT, CLAUS 2002: *Zwischen Anspielung und Metapher. Weltbezug und Bildreflexion in der frühen Abstraktion Mondrians*, in: *ZS für Kunstgeschichte*, 65/2002, H. 3, 343-362.
- WALTHER, INGO F. (Hrsg.) 1999: *Malerei der Welt. Eine Kunstgeschichte in 9000 Bildanalysen. Von der Gotik bis zur Gegenwart*, Köln u.a.: Taschen.
- WEIMAR, KLAUS 1990: *Vom barocken Sinn der Metapher*, in: *Modern Language Notes*, 105/1990, 453-471.
- WEINRICH, HARALD 1967: *Semantik der Metapher*, in: *Folia linguistica*, 1/1967, H. 1-2, 3-17.
- WILLEMS, GOTTFRIED 1988: *Die Metapher – „Kern und Wesen aller Poesie“ oder „Schminke und Parfüm“? Zur Problematisierung der bildlichen Rede in der modernen Literatur*, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 62/1988, 549-569.
- WILPERT, GERO VON 1989: *Sachwörterbuch der Literatur*, 7., verb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Kröner.
- WÖRTERBUCH DER KUNST 1995, begr. von JOHANNES JAHN, fortgef. von WOLFGANG HAUBENREISSER, 12., durchges. u. erw. Aufl., Stuttgart: Kröner.
- ZHU, XIAO-AN 1994: *Kontexttheorie der Metapher. Ein Modell zur Erklärung der Metapher*, in: *Sprachwissenschaft*, 19/1994, H. 3-4, 423-454.
- ZYMNER, RÜDIGER 1993: *Ein fremdes Wort. Zur Theorie der Metapher*, in: *Poetica*, 25/1993, H. 1-2, 4-33.

*Faszination
Sprache*

Grammatik &
Gebrauch

Die kategoriale Bedeutung der Verben aus der Sicht der indischen Grammatiktradition

Peter Raster (Duisburg-Essen)

In der ersten europäischen Grammatik, der *Ars grammatica* des Dionysius Thrax aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. [18, S. 46], wird das Verb definiert als

- (1) ein Wort ohne Kasus, das Zeiten, Personen und Zahlen annimmt und eine Tätigkeit oder ein Leiden darstellt.¹

Die Begriffe *Tätigkeit* und *Leiden*, die in dieser Definition vorkommen, sind identisch mit den beiden Diathesen, die Dionysius [18, S. 48] kurz danach einführt und mit Beispielen belegt.² Dabei dient τύπτω „ich schlage“ als Beispiel für die Diathese *Tätigkeit* und τύπτομαι „ich werde geschlagen“ als Beispiel für die Diathese *Leiden*. Wenn man die beiden Diathesen in latinisierter Form als Aktiv und Passiv bezeichnet, dann kann man den Zusammenhang zwischen Verbbedeutung und Diathese, wie er sich bei Dionysius darstellt, so beschreiben: Das Verb drückt eine Tätigkeit aus, wenn es im Aktiv gebraucht wird, und ein Leiden, wenn es im Passiv gebraucht wird.³

Die in (1) formulierte Lehre, dass die Verben eine Tätigkeit oder ein Leiden ausdrücken, setzt sich fort in der lateinischen Grammatik; so charakterisierte z. B. Priscian im 6. Jahrhundert das Verb als *agendi vel patiendi significativum* [6, S. 91]. Die älteren deutschen Grammatiker übernehmen zumeist die Lehre der antiken Grammatiker oder ihre humanistische Fortsetzung [6, S. 92]. Auch wenn dabei die antike Lehre vielfach weiterentwickelt wird, so hält man doch im Wesentlichen daran fest, dass die Verben eine Grundbedeutung besitzen, die in Abhängigkeit von der grammatischen Kategorie der Diathese bestimmt wird.

Demgegenüber wird in der neueren Linguistik des Deutschen die Auffassung vertreten, dass die Verben als Wortart keine Grundbedeutung besitzen; so stellt z. B. v. Polenz [9, S. 159] fest, dass „keine zusammenfassende Benennung für alle Bedeutungsgruppen von Verben möglich“ ist. Mit der Aufgabe einer (nur diathesenabhängigen) Grundbedeutung zerfällt die Gesamtklasse der Verben in einzelne Teilklassen, denen jeweils *eine* kategoriale Bedeutung zugewiesen wird. Weit verbreitet ist eine Dreigliederung, bei der die Gesamtklasse der Verben aufgrund semantischer Merkmale in Handlungs-, Vorgangs- und Zustandsverben unterteilt wird.⁴

¹ Ρημά ἐστι λέξις ἄπτωτος, ἐπιδεκτικὴ χρόνων τε καὶ προσώπων καὶ ἀριθμῶν, ἐνέργειαν ἢ πάθος παριστάσα.

² Die dritte Diathese μεσότης (Medium) kann hier unberücksichtigt bleiben, da sie von Dionysius als eine Mischung der beiden ersten Diathesen definiert wird.

³ Diese Formulierung verdeckt jedoch, dass im Griechischen die beiden Diathesen und die durch sie bedingten Verbbedeutungen durch die gleichen Wörter (*Tätigkeit* und *Leiden*) bezeichnet werden.

⁴ Belege sind z. B. [9, S. 159] und [16, S. 35ff.] (dort weitere Literatur).

Im Folgenden soll sowohl die (keineswegs obsoletere) antike Auffassung von der grammatisch bedingten Differenzierung der kategorialen Bedeutung der Verben als auch die moderne Auffassung von ihrer semantisch bedingten Aufspaltung aus der Sicht der indischen Grammatiktradition dargestellt werden.⁵ Dies ist deshalb von Interesse, weil die indische Grammatiktradition sowohl die als Aktiv und Passiv bezeichneten Phänomene als auch die Kategorien der Handlungen, Vorgänge und Zustände kennt und dennoch, anders als die europäische Sprachwissenschaft, weder eine diathesenbedingte Differenzierung noch eine semantisch bedingte Aufspaltung der einheitlichen Grundbedeutung der Verben vorgenommen hat.

In dem Grundlagenwerk der indischen Grammatiktradition, der Grammatik Pāṇinis, werden alle Verbformen des Sanskrit auf ca. 2000 Wurzeln (*dhātu*) zurückgeführt, die im *Dhātupāṭha*, einem Anhang der Grammatik, aufgezählt werden.⁶ Es ist eine alte Lehre der indischen Grammatiktradition, dass diese Wurzeln den Begriff der Handlung (*kriyā*) bezeichnen. Die *Kāśikā* [17, P. 1.3.1] teilt mit, dass bereits die „früheren Lehrer“, d.h. die Grammatiker vor Pāṇini, den Begriff der Wurzel geprägt haben, um sich auf die sprachlichen Ausdrücke zu beziehen, die „eine Handlung bezeichnen“.⁷ Auch Pāṇini soll nach der *Kāśikā* den Begriff der Wurzel in dieser Weise verstanden haben, denn es heißt in der *Kāśikā* weiter, dass er, gestützt auf die Definition der früheren Lehrer, den Begriff der Wurzel vorschreibt in Bezug auf die im *Dhātupāṭha* aufgezählten Ausdrücke, die „eine Handlung bezeichnen“.⁸ Dass Pāṇini die Wurzeln als Bezeichner von Handlungen versteht, ist allerdings eine Interpretation der *Kāśikā*, denn Pāṇini selbst gibt an keiner Stelle seiner Grammatik eine semantische Definition der Wurzel [14, S. 73].

Eine ausführliche Diskussion der kategorialen Bedeutung der Wurzeln gibt erst Patañjali [7, S. 253–259]. Patañjali diskutiert dabei zwei Theorien: Nach der einen wird die kategoriale Bedeutung der Wurzeln als Handlung (*kriyā*) bestimmt, nach der anderen als ein Werden (*bhāva*). Wie Cardona [4, S. 214ff.] gezeigt hat, bilden die Begriffe der Handlung (*kriyā*) und des Werdens (*bhāva*) für die indischen Grammatiker jedoch keinen grundlegenden Gegensatz, da der Begriff des Werdens (*bhāva*) auch im Sinn von Handlung (*kriyā*) gebraucht wird. Man kann den indischen Grammatikern also die Auffassung zuschreiben, dass die Verben eine einheitliche Grundbedeutung besitzen, die als Handlung bestimmt wird.

In den drei folgenden Abschnitten wird jeweils die Kategorie der Handlung, wie sie von den indischen Grammatikern verstanden wird, mit den Kategorien kontrastiert, die in der europäischen Grammatiktradition von der Kategorie der Handlung unterschieden werden, also mit den Kategorien *Leiden*, *Vorgang* und *Zustand*. Damit wird in Abschnitt 1 die diathesenbedingte Differenzierung und in den Abschnitten 2 und 3 die semantisch bedingte Aufspaltung der einheitlichen Grundbedeutung der Verben vom Standpunkt der indischen Grammatiktradition dargestellt. Auf der Grundlage dieser systemübergreifenden Betrachtung wird in Abschnitt 4 schließlich eine zusammenfassende Bewertung der europäischen Unterscheidungen gegeben.

⁵ Forschungen mit dieser Zielsetzung können der Form einer interkulturellen Linguistik zugeordnet werden, die nicht die Interkulturalität von Sprachen, sondern die Interkulturalität der Sprachwissenschaft selbst zum Gegenstand hat. Zur systematischen Unterscheidung dieser beiden Formen einer interkulturellen Linguistik s. [11].

⁶ Nähere Informationen zu den indischen Grammatikern und ihren Werken, die im Folgenden zitiert werden, kann man der in [11, S. 201–211] gegebenen kurzen Darstellung der indischen Grammatiktradition entnehmen, wo sich auch bibliographische Hinweise und Angaben zu weiterführender Literatur finden.

⁷ *dhātuḥ śabdāḥ pūrvācāryasaṃjñā | te ca kriyāvācānāṃ saṃjñāṃ kṛtvāntaḥ |*

⁸ *tad ihāpi pūrvācāryasaṃjñāśrayaṇāt kriyāvācānāṃ eva bhūvādīnāṃ dhātusaṃjñā vidhīyate ||*

1 Handeln und Leiden

Im Sanskrit wird wie im Griechischen, Lateinischen und Deutschen zwischen aktiven und passiven Verbformen unterschieden. Pāṇini beschreibt diesen Unterschied, ohne deswegen jedoch eine diathesenbedingte Differenzierung in der kategorialen Bedeutung der Verben vorzunehmen. Die Bestimmung der kategorialen Bedeutung der Verben als Handlung gilt vielmehr sowohl für Verben im Aktiv als auch im Passiv.

1.1 Die Repräsentation des Agens und des Objekts

In Pāṇinis Grammatik wird der Unterschied zwischen Aktiv und Passiv nicht als ein Unterschied in der kategorialen Verbbedeutung erklärt, sondern als ein Unterschied in der Repräsentation des Agens und des Objekts.⁹ Diese beiden Kasusrollen können nach Pāṇini grundsätzlich auf zwei Weisen in der morphologischen Struktur der Wörter eines Satzes repräsentiert sein – durch Verbendungen und durch Kasusendungen. Für die Repräsentation des Agens und des Objekts in den *Verbendungen* ist Regel 3.4.69 von Pāṇinis Grammatik [3] relevant, die besagt, dass die Endungen des Verbs in dreifacher Funktion gebraucht werden – zum Ausdruck des Agens, zum Ausdruck des Objekts und bei objektlosen Verben auch zum Ausdruck der Handlung selbst. Diese drei Verwendungsweisen der Verbformen werden als die drei *Prayogas* bezeichnet – *kartari prayoga*, *karmaṇi prayoga* und *bhāve prayoga*. Der *kartari prayoga* ist der Gebrauch des Verbs in Bezug auf den Agens, der *karmaṇi prayoga* ist der Gebrauch des Verbs in Bezug auf das Objekt und der *bhāve prayoga* ist der Gebrauch des Verbs in Bezug auf die Handlung. Die drei *Prayogas* werden jeweils durch die folgenden Sätze illustriert:

- (2) *devadattaḥ odanaṃ pacati* – „Devadatta kocht Reis“
- (3) *devadattena odanaḥ pacyate* – „Von Devadatta wird Reis gekocht“
- (4) *āsyaṭe devadattena* – „Von Devadatta wird gegessen“

Für die Repräsentation des Agens und des Objekts in den *Kasusendungen*, die im Sanskrit als *Vibhaktis* bezeichnet werden, sind vor allem zwei Regeln von Pāṇinis Grammatik [3, 2.3.2; 2.3.18] relevant: Nach der einen Regel wird das Objekt durch die zweite *Vibhakti* repräsentiert, die dem Akkusativ der lateinischen Grammatiktradition entspricht; nach der anderen Regel wird der Agens durch die dritte *Vibhakti* repräsentiert, die in westlicher Terminologie als *Instrumental* bezeichnet wird. Diese Regeln können jedoch nur unter einem Vorbehalt angewandt werden, der in der Regel *anabhibhite* „wenn nicht ausgedrückt“ [3, 2.3.1] formuliert ist. Danach können Agens und Objekt nur dann durch eine Kasusendung (*Vibhakti*) ausgedrückt werden, wenn sie nicht bereits anderweitig, z. B. in einer Verbendung, ausgedrückt sind. Wenn nun der Agens oder das Objekt in der Endung des Verbs ausgedrückt ist, dann hat der Vorbehalt der Regel *anabhibhite* im Einzelnen die folgende Auswirkung:

- (5) Im *kartari prayoga* (= Aktiv) kann der Agens nicht durch den *Instrumental* ausgedrückt werden, da er bereits in der Verbendung ausgedrückt ist.
- (6) Im *karmaṇi prayoga* (= Passiv) kann das Objekt nicht durch den *Akkusativ* ausgedrückt werden, da es bereits in der Verbendung ausgedrückt ist.

⁹ Agens und Objekt sind zwei der insgesamt sechs „Faktoren“ (*Kāraṅkas*), die in der Grammatik Pāṇinis als grundlegende Konzepte der semantischen Struktur von Sätzen eingeführt werden; sie entsprechen den semantischen Kasus oder Kasusrollen der modernen Linguistik. Zu den *Kāraṅkas* s. [10, S. 202–205]; zu den semantischen Kasus oder Kasusrollen s. [9, S. 169].

Dies bedeutet, dass der Agens nur im Passiv durch den Instrumental ausgedrückt werden kann und das Objekt nur im Aktiv durch den Akkusativ.

1.2 Das fehlende Subjekt

Die in (5) und (6) ausgeschlossenen Fälle sind die Fälle, in denen der Agens bzw. das Objekt an der Subjektstelle des Satzes erscheint. Die soeben gebrauchte Formulierung „an der Subjektstelle des Satzes“ entspricht jedoch nicht dem Sprachgebrauch der pāṇineischen Grammatik, denn diese kennt den Begriff des Subjekts nicht. Zur Kennzeichnung dessen, was in der westlichen Grammatiktradition als Subjekt bezeichnet wird, kann nach der pāṇineischen Grammatik nur der Begriff der ersten Vibhakti gebraucht werden, die dem Nominativ der lateinischen Grammatik entspricht.

Obwohl die erste Vibhakti dem Nominativ der lateinischen Grammatik entspricht, wird ihr Gebrauch in Pāṇinis Grammatik nicht in der gleichen Weise erklärt wie der Gebrauch des Nominativs in der westlichen Grammatiktradition. Während in einer westlichen Grammatik gelehrt werden kann, dass der Nominativ im aktiven Satz zum Ausdruck des Agens dient, kann eine entsprechende Regel für die erste Vibhakti in Pāṇinis Grammatik nicht gefunden werden. Pāṇini lehrt an keiner Stelle, dass der Agens im Aktiv durch die erste Vibhakti wiedergegeben wird; ebensowenig wird gelehrt, dass das Objekt im passiven Satz durch die erste Vibhakti wiedergegeben wird. Die erste Vibhakti wird überhaupt nicht zur Bezeichnung einer semantischen Kasusrolle eingeführt, sondern nur als Kasus des reinen Nennens [3, 2.3.46]. Das Nomen, das in den Sätzen (2) und (3) im Nominativ erscheint, kann vom Standpunkt der pāṇineischen Grammatik also weder als Subjekt im Sinn der westlichen Grammatiktradition verstanden werden noch als Wiedergabe einer semantischen Kasusrolle, sondern nur als ein Nomen, das in seiner lexikalischen Bedeutung genannt wird.

Nachdem es nun in der pāṇineischen Grammatik kein Subjekt als Repräsentant einer semantischen Kasusrolle – weder des Agens noch des Objekts – gibt, entfällt die Notwendigkeit einer Unterscheidung der kategorialen Bedeutung des Verbs nach Handeln oder Leiden. In einer Grammatik dagegen, die ein Subjekt als Repräsentant einer semantischen Kasusrolle, sei es des Agens oder des Objekts, annimmt, muss eine solche Unterscheidung vorgenommen werden, wenn das auf das Subjekt bezogene Verb im Aktiv und Passiv semantisch interpretiert werden soll. In diesem Fall ist die Verbbedeutung als ein Handeln zu bestimmen, wenn der Agens an der Subjektstelle steht, und als ein Leiden, wenn das (semantische) Objekt an der Subjektstelle steht.

Wenn jedoch nach dem Vorbild der pāṇineischen Grammatik nicht zwischen Handeln und Leiden unterschieden wird, dann können auch die Termini *Aktiv* und *Passiv* nicht mehr entsprechend ihrem ursprünglichen Wortsinn als Tätigkeitsform und Leideform verstanden werden. Zwar ist die Unterscheidung zwischen Handeln oder Leiden als kategorialen Bedeutungen des Verbs auch in einer modernen Kasustheorie auf der semantischen Ebene irrelevant, da das Subjekt, das diese Unterscheidung hervorruft, ein syntaktischer, kein semantischer Begriff ist. Dennoch ist auch eine moderne Kasustheorie nicht frei vom Einfluss dieser Unterscheidung, was sich dann zeigt, wenn der traditionelle Objektbegriff durch die Konzeption des Patiens ersetzt wird. Der terminologische Zusammenhang zwischen Patiens und Passiv ist so offensichtlich wie der Zusammenhang zwischen Agens und Aktiv. Wenn die kategoriale Bedeutung des Verbs im Passiv als ein Leiden verstanden wird, dann ist es natürlich, dass auch das Subjekt eines passiven Verbs semantisch als ein Leidender (Patiens) interpretiert wird, so wie das Subjekt eines aktiven Verbs

semantisch als ein Handelnder (Agens) interpretiert wird. Nachdem das Subjekt des passiven Satzes als Patiens verstanden wird, ist dieses Verständnis sodann auch für das Akkusativobjekt des aktiven Satzes maßgebend, da beide die gleiche semantische Kasusrolle repräsentieren.

1.3 Das Objekt als Agens

Indessen ist es nicht notwendig, das semantische Objekt, das im aktiven Satz im Akkusativ erscheint und im passiven Satz an der Subjektstelle, als Patiens, also als Leidenden, aufzufassen. Dass das semantische Objekt weder im einen noch im anderen Fall als ein Leidender verstanden werden muss, zeigt Pāṇinis Objektdefinition [3, 1.4.49], die unabhängig von der Diathese gilt:

(7) Das Objekt ist das, was vom Handelnden am meisten zu erreichen gewünscht wird.¹⁰

Das solchermaßen definierte Objekt wird von Pāṇini zudem als einer der sechs Faktoren (Kāraḥ) eingeführt, von denen jeder einen eigenständigen Beitrag zum Gelingen der Handlung leistet. Demnach kann das Objekt entsprechend seinem Anteil an der Gesamthandlung selbst als ein Handelnder oder Agens verstanden werden. Allerdings ist die Agenseigenschaft, die dem Objekt aufgrund seines Status als Faktor zukommt, verdeckt dadurch, dass das Objekt unter dem Einfluss des Agens der Gesamthandlung handelt. Erst wenn dieser Agens ausgeblendet wird, kann das Objekt selbst als Handelnder in seinem eigenen Anteil an der Gesamthandlung hervortreten. So sagt Bharṭṛhari [13, 3.7.56]:

(8) Wenn das Objekt nicht mehr die Beeinflussung (durch den Agens) erfährt, dann ist es in seinem eigenen Handlungsanteil begründet; wenn seine Objekteigenschaft aufhört, dann existiert es in seiner eigenen Eigenschaft als Handelnder.¹¹

Dass das Objekt tatsächlich als Agens erscheinen kann, wenn der Agens der Gesamthandlung ausgeblendet wird, kann im Sanskrit durch Transformationen belegt werden, z. B.:

(9a) *odanaḥ pacyate devadattena* – „Von Devadatta wird Reis gekocht“

(9b) *pacyate odanaḥ svayam eva* – „Der Reis kocht von allein“

In Satz (9a) ist der Reis semantisches Objekt der von Devadatta initiierten Handlung; in Satz (9b) dagegen, in dem der Agens von Satz (9a) ausgeblendet wird, wird der Reis, der in Satz (9a) Objekt war, selbst als ein Agens dargestellt, der in Selbständigkeit handelt. Vergleichbare deutsche Sätze sind:

(10a) *Adam zerbricht den Krug*

(10b) *Der Krug zerbricht*

Allerdings wird vom Standpunkt einer modernen Kasustheorie bestritten werden, dass der Krug in Satz (10b) oder der Reis in Satz (9b) ein Agens ist, da nach heutiger Auffassung die Verben *zerbrechen* und *kochen* in den beiden Sätzen nicht als Handlungen, sondern als Vorgänge verstanden werden. Ein Agens kann dieser Auffassung zufolge nur einem Verb zugeordnet werden, das eine Handlung bezeichnet, nicht einem Verb, das einen Vorgang bezeichnet. Damit ist bereits das Thema des nächsten Abschnitts benannt – die Unterscheidung zwischen Handlungen und Vorgängen.

¹⁰ *kartur īpsitatamaṃ karma*

¹¹ *nivṛttapreṣaṇaṃ karma svakriyāvayave sthitam | nivartamāne karmatve sve kartṛtve 'vatiṣṭhate ||*

2 Handlungen und Vorgänge

Zur Abgrenzung der Handlungsverben von den Vorgangsverben wird in der neueren Linguistik vor allem das Kriterium der Imperativbildung benutzt [9, S. 160]. Danach werden die Handlungsverben als Verben bestimmt, die im Imperativ gebraucht werden können; Vorgangsverben dagegen sind Verben, bei denen dies nicht möglich sein soll. So stellt z. B. Anderson [1, S. 37] für Vorgangsverben wie *die* oder *sneeze* fest:

- (11) there is [...] no normal imperative possibility (**Die, John*) outside specialized contexts.

Der Möglichkeit, die Imperativbildung als Kriterium für die Abgrenzung der Handlungsverben von den Vorgangsverben zu benutzen, liegt ein bestimmtes Verständnis von Handlung zugrunde, wonach eine Handlung als eine willentlich herbeigeführte Tätigkeit verstanden wird, die man tun oder lassen kann. Danach sollte man nur denjenigen zu einer Handlung auffordern können, der in der Lage ist, sich willentlich für die Ausführung der Handlung zu entscheiden. Umgekehrt sollte man nicht jemanden zu einer Handlung auffordern können, der sich für die Ausführung der Handlung nicht willentlich entscheiden kann; dies ist der Fall, wenn die „Handlung“ notwendigerweise ausgeführt oder unwillkürlich ausgelöst wird. Solche „Handlungen“ sind z. B. Lebensprozesse wie *atmen* oder Bewegungsabläufe wie *fallen*. Die Verben *atmen* oder *fallen* sind nach der gängigen Auffassung deshalb nicht als Handlungsverben, sondern als Vorgangsverben zu klassifizieren. Als solche sollten sie nicht im Imperativ gebraucht werden können.

Nun kommen gerade von diesen beiden Verben durchaus Imperative vor, wie v. Polenz [9, S. 160f.] gezeigt hat. So kann das Verb *atmen* im Rahmen einer ärztlichen Untersuchung im Imperativ gebraucht werden, wenn der Arzt zum Patienten „Atmen Sie mal!“ sagt; ebenso das Verb *fallen*, wenn bei einer Theaterprobe ein Regisseur zu einem Schauspieler „Fallen Sie um!“ sagt. Nach v. Polenz setzen diese Fälle jedoch nicht die allgemeine Gültigkeit des Kriteriums der Imperativbildung zur Abgrenzung der Handlungsverben von Vorgangsverben außer Kraft; sie lassen sich vielmehr durch die Annahme einer doppelten Klassenzugehörigkeit erklären, wonach die Verben *fallen* und *atmen*, die normalerweise Vorgangsverben sind, in besonderen Situationen auch als Handlungsverben erscheinen und somit im Imperativ gebraucht werden können.

Die Möglichkeit, dass Vorgangsverben im Imperativ gebraucht werden können, räumt auch Anderson [1, S. 37] ein, indem er seine in (11) getroffene Feststellung, dass es für Vorgangsverben wie *die* oder *sneeze* keine normale Imperativmöglichkeit gibt, durch den Zusatz „outside specialized contexts“ ergänzt. Mit diesem Zusatz wird zugelassen, dass es eine unnormale Imperativbildung von Vorgangsverben in besonderen Kontexten geben kann, ohne dass dabei jedoch zugleich wie bei v. Polenz angenommen werden muss, dass Vorgangsverben zu Handlungsverben werden, wenn sie in besonderen Kontexten im Imperativ gebraucht werden.

2.1 Kritik an dem Kriterium der Imperativbildung

Die von v. Polenz und Anderson gegebenen Erklärungen für den Imperativgebrauch von Vorgangsverben sind jedoch nicht zwingend. Weder ist es nötig, anzunehmen, dass ein Vorgangsverb wie *fallen* oder *atmen* seine Klasse wechselt, wenn es im Imperativ gebraucht wird, noch ist es nötig, anzunehmen, dass ein Vorgangsverb wie *sterben* nur in speziellen Kontexten im Imperativ gebraucht werden kann. Imperative von Vorgangsverben können vielmehr als durchaus normal

empfundener werden; um dies zu demonstrieren, seien einige Sätze aus bekannten Texten von Goethe angeführt:

- (12) *Fließe, fließe, lieber Fluss!*
- (13) *Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.*
- (14) *Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehen!*

Weder wird die Aufforderung „Fließe, fließe, lieber Fluss!“ noch die Formel des „Stirb und werde!“ noch Mephistos Abschiedsgruß an den schlafenden Faust in irgendeiner Weise als ungewöhnlich empfunden. Um zu erklären, wie diese Formen gebraucht und verstanden werden, ist weder die Annahme eines speziellen Kontextes noch die Annahme einer doppelten Klassenzugehörigkeit der betreffenden Verben notwendig. Imperative von Vorgangsverben lassen sich vielmehr auf natürliche Weise erklären, wenn man von einem Verständnis des Imperativs ausgeht, das weiter ist als das Verständnis, das implizit dem Imperativkriterium zugrunde liegt.

Indem der Imperativ als Kriterium für die Definition der Handlungsverben benutzt wird, wird er als ein sprachliches Mittel verstanden, das dazu dienen soll, Handlungen auszulösen, die noch nicht ausgelöst worden sind; dies wiederum setzt voraus, dass eine Handlung als eine willentlich herbeigeführte Tätigkeit verstanden wird, die man tun oder lassen kann. Dieses Verständnis des Imperativs ist jedoch unnötig eingengt. Die Beispiele (12) – (14) zeigen vielmehr, dass der Imperativ auch bei einer unwillkürlich ausgelösten oder notwendigerweise ausgeführten „Handlung“ (also bei einem Vorgang) gebraucht werden kann, um der Ausführung oder Auslösung der „Handlung“ einfach nur zuzustimmen oder diese zu bekräftigen. Wenn der fließende Fluss zum Fließen, der sterbliche Mensch zum Sterben oder der Träumende zum Weiter-Träumen aufgefordert wird, dann soll damit ausgedrückt werden, dass das, was entweder ohnehin schon getan wird oder was unausweichlich zu tun ist, mit der vollen Zustimmung des Sprechers auch getan werden soll; dem Imperativ in diesen Fällen kann also die Bedeutung zugeschrieben werden: „Tue mit meiner Zustimmung das, was du ohnehin schon tust oder noch tun musst!“

Der Gebrauch des Imperativs von Vorgangsverben kann schließlich auch einfach damit erklärt werden, dass der Sprecher den, der eigentlich nicht im engeren Sinn „handeln“ kann, als Handelnden betrachtet, so dass er ihn zur Ausführung der Handlung auffordern kann. Man kann also daran festhalten, dass eine Handlung eine willentlich herbeigeführte Tätigkeit ist, und dennoch den Imperativgebrauch von Vorgangsverben erklären, indem man zugesteht, dass der Sprecher die Freiheit hat, auch kontrafaktisch darüber zu entscheiden, wann eine Handlung in diesem Sinn vorliegt. Von dieser Freiheit des Sprechers wird im nächsten Abschnitt noch die Rede sein.

2.2 Absolutiv und Ergativ

Wenn zwischen Vorgangsverben und Handlungsverben unterschieden wird, dann muss notwendigerweise auch zwischen zwei semantischen Kasusrollen unterschieden werden, die in aktiven Sätzen jeweils an der Subjektstelle von Vorgangsverben und Handlungsverben realisiert werden, denn ein Agens als der Handelnde kann offensichtlich nur einem Verb zugeordnet werden, das eine Handlung bezeichnet; er kann keinem Verb zugeordnet werden, das einen Vorgang bezeich-

net. In einer Grammatik, die mit semantischen Kasusrollen operiert, besteht also die Notwendigkeit, neben dem Agens eine weitere Kasusrolle anzunehmen, die in aktiven Sätzen an der Subjektstelle von Vorgangsverben realisiert wird. In der Kasustheorie von Anderson, die hier als Vertreter der Kasustheorien des 20. Jahrhunderts betrachtet wird, wird diese Kasusrolle als Absolutiv bezeichnet und dem Ergativ gegenübergestellt, der die Rolle des Agens an der Subjektstelle von Handlungsverben einnimmt.

Im Gegensatz zum Ergativ, der ein aktiv Handelnder ist, wird der Absolutiv in der Kasustheorie Andersons nicht als Handelnder gesehen, sondern als Substrat eines Vorgang, der sich an ihm abspielt. Wenn die Kasusrolle des Absolutivs in diesem Sinn verstanden wird, dann ist sie nicht mehr zu unterscheiden von dem klassischen Begriff des Objekts als einer Größe, die von einer Handlung betroffen ist. Es ist daher konsequent, dass in Andersons Kasustheorie die Konzeption des Absolutivs auch auf den klassischen Objektbegriff ausgedehnt wird. Der Absolutiv umfasst damit sowohl die an der Subjektstelle von Vorgangsverben realisierte Kasusrolle als auch die Kasusrolle, die dem Objekt von Handlungsverben zugrundeliegt.

Diese Doppelfunktion des Absolutivs scheint gut motiviert durch die Fälle, in denen das Objekt eines transitiven Verbs auch als Agens des gleichen Verbs in intransitiver Funktion gebraucht werden kann wie in den folgenden Beispielen [2, S. 362]:

(15) *Bert has moved the bookcase* – (erg, abs)

(16) *The bookcase has moved* – (abs)

Wie in den Klammern nach den Sätzen angegeben wird, ist in Satz (15) das Subjekt „Bert“ als Ergativ klassifiziert, das Objekt “the bookcase” als Absolutiv; auch in Satz (16) ist “the bookcase” Absolutiv, aber nicht als Objekt wie in (15), sondern als Subjekt. Die Subjekte der beiden Sätze werden also unterschiedlichen Kasusrollen zugewiesen: Das Subjekt von Satz (15) ist als Ergativ bestimmt, das Subjekt von Satz (16) dagegen als Absolutiv.

Dass die Subjekte der beiden Sätze auf unterschiedliche Weise hinsichtlich ihrer Kasusfunktionen klassifiziert werden, korreliert damit, dass das Verb *move* in den beiden Sätzen auf unterschiedliche Weise klassifiziert wird – als Handlungsverb in (15) und als Vorgangsverb in (16). Das Subjekt von Satz (15) wird verstanden als ein Lebewesen, das handeln kann; das Subjekt von Satz (16) dagegen als ein lebloses Ding, das nicht handeln, sondern nur als Substrat eines Vorgangs auftreten kann.

Dieser Unterschied ist ein Unterschied, der in einem bestimmten Verständnis der Realität, aber nicht in der Sprache selbst begründet ist. Nach der Auffassung des indischen Sprachphilosophen Bhartṛhari sollte aber die Bestimmung der Bedeutung grammatischer Kategorien nicht von einem Verständnis der Realität abhängig gemacht werden, sondern allein davon, wie der Sprecher die Realität sprachlich darstellen will. Dieser methodische Grundsatz ist von Bhartṛhari [13, 3.7.103] gerade im Hinblick auf die grammatische Bestimmung des Handelnden so formuliert worden:

(17) Durch die [im Vorhergehenden] beschriebenen Eigenschaften [des Handelnden] wird eine Regelmäßigkeit festgestellt in Bezug auf die Sprache, nicht in Bezug auf ein Ding. Wenn es in der Absicht des Sprechers liegt, die Eigenschaft des Handelnden auszudrücken, dann wird der Handelnde aufgrund der Sprache [als solcher] aufgefasst.¹²

¹² *dharmair abhyudaitāḥ śabde nīyamo na tu vastuni | kartṛdharmavivakṣāyāṃ śabdāt kartā pratīyate ||*

Demnach kann auch ein unbelebtes Ding als ein Handelnder verstanden werden, wenn der Sprecher es so darstellen will. Es ist die Darstellungsweise des Sprechers und nicht die Natur der äußeren Realität, die dafür verantwortlich ist, dass Vorgänge als Handlungen verstanden werden können und dass der Imperativ gebraucht werden kann, um Vorgänge in gleicher Weise wie Handlungen auszulösen.

So können auch Faktoren wie das Mittel und der Ort, die typischerweise durch unbelebte Gegenstände realisiert werden, die Position des Agens einnehmen, wenn der Sprecher sie so darstellen will. Dies wird im *Mahābhāṣya* von Patañjali [7, S. 324f.] am Beispiel der einfachen Handlung des Kochens demonstriert, in der neben einem Agens als weitere Faktoren vorkommen: der Reis als das Objekt der Handlung, der Topf, in dem der Reis gekocht wird, als der Ort der Handlung und die Holzscheite, mit denen Feuer gemacht wird, als das Mittel der Handlung.

Nach Kātyāyanas und Patañjalis Analysen gibt es in dieser Handlung nicht nur das Kochen des Agens, sondern auch das Kochen des Topfes und das Kochen der Holzscheite. Das Kochen des Topfes besteht darin, dass er eine bestimmte Menge Reis aufnimmt und hält. Indem der Topf die Handlungen des Aufnehmens und Haltens ausführt, ist er ein Faktor, der das Kochen bewirkt. Er kann deshalb unmittelbar als Agens des Verbs *kochen* auftreten, so dass man sagen kann:

(18) *sthālī pacati* – „Der Topf kocht“

Das Kochen der Holzscheite besteht darin, dass sie so lange brennen, bis der Reis weich gekocht ist. Indem die Holzscheite die Handlung des Brennens ausführen, sind auch sie ein Faktor, der das Kochen bewirkt. Auch sie können deshalb unmittelbar als Agens des Verbs *kochen* auftreten, so dass man sagen kann:

(19) *kāṣṭhāni pacanti* – „Die Holzscheite kochen“

In (9) wurde bereits gezeigt, dass auch der Reis als das Objekt der Handlung des Kochens in den Agens transformiert werden kann:

(20) *pacyate odanaḥ svayam eva* – „Der Reis kocht von allein“

In diesem Satz hat der Agens (Reis) allerdings eine besondere syntaktische Prägung: Er trägt noch die Spuren des Objekts an sich, da er im Gegensatz zum Agens in den Sätzen (18) und (19) nach einer Regel von Pāṇinis Grammatik [3, 3.1.87] mit der passiven Form des Verbs verbunden wird; er wird deshalb *karmakartā* „Objektagens“ genannt.

2.3 Agens und Objekt vs. Ergativ und Absolutiv

Im letzten Abschnitt 2.2 ergab sich der gleiche Befund wie zuvor in Abschnitt 1.2, dass nämlich eine Unterscheidung in der kategorialen Bedeutung der Verben eine Unterscheidung von semantischen Kasusrollen nach sich zieht, die an der Subjektstelle der jeweiligen Verben realisiert werden: In Abschnitt 1.2 ergab sich, dass die diathesenbedingte Unterscheidung von Handeln und Leiden begleitet ist von der Unterscheidung zwischen Agens und Patiens; in gleicher Weise ergab sich in Abschnitt 2.2, dass die Unterscheidung von Handlungsverben und Vorgangsverben begleitet ist von der Unterscheidung zwischen Ergativ und Absolutiv.

Die erste Unterscheidung zwischen den Kasusrollen des Agens und Patiens entspricht noch extensional der indischen Unterscheidung zwischen den Faktoren *kartā* und *karma*, die hier mit den Begriffen *Agens* und *Objekt* wiedergegeben wurden. Doch hat das als Patiens verstandene Objekt, wie in Abschnitt 1.3 ausgeführt wurde, einen anderen Begriffsinhalt als das Objekt

(*karma*), wie es von Pāṇini definiert worden ist, denn nach Pāṇinis Definition (7) ist das Objekt grundsätzlich nicht als ein Leidender, sondern wie alle anderen Faktoren als ein Handelnder zu verstehen.

Die zweite Unterscheidung zwischen den Kasusrollen des Ergativ und Absolutiv entspricht, anders als die erste Unterscheidung, nicht mehr extensional der indischen Unterscheidung zwischen den Faktoren *Agens* und *Objekt*, denn der Ergativ deckt nur noch einen Teil der Funktionen ab, die in der pāṇineischen Grammatik vom Agens übernommen werden, nämlich nur noch den Agens von Handlungsverben. Während in der pāṇineischen Grammatik auch Vorgangsverben mit dem Agens als dem Initiator des Vorgangs verbunden sind, erscheint in der Kasustheorie von Anderson an der Subjektstelle von Vorgangsverben nicht der Ergativ, sondern der Absolutiv, der in gleicher Weise verstanden wird wie das als Patiens verstandene Objekt, nämlich als eine passive Größe, die nur noch von der Handlung bzw. dem Vorgang betroffen wird.

Damit ist der Absolutiv, der an der Subjektstelle von Vorgangsverben erscheint, nicht nur extensional, sondern auch intensional vom Agens der pāṇineischen Grammatik verschieden, denn er hat einen anderen Begriffsinhalt als dieser. Mehr noch: Er hat nicht nur einen *anderen*, sondern auch einen *entgegengesetzten* Begriffsinhalt, indem er im Gegensatz zu dem Agens der pāṇineischen Grammatik ein Nicht-Handelnder ist. Dass der Absolutiv ein Nicht-Handelnder ist, gilt nicht nur dann, wenn er an der Subjektstelle von Vorgangsverben erscheint, sondern auch dann, wenn er die Funktion des Objekts einnimmt. In beiden Fällen steht er einem Handelnden der pāṇineischen Grammatik gegenüber – entweder dem Agens als dem Handelnden der Gesamthandlung oder dem Objekt, das wie alle Faktoren ein Handelnder in seinem eigenen Handlungsbereich ist.

3 Handlungen und Zustände

Zur Abgrenzung der Handlungsverben von den Nichthandlungsverben (Vorgangs- und Zustandsverben) wird neben dem Kriterium der Imperativbildung, das in Abschnitt 2.1 einer kritischen Betrachtung unterzogen wurde, auch das Kriterium der Erfragbarkeit mit Abstraktverben wie *tun*, *machen* benutzt [9, S. 161]. Dass dieses Kriterium zur Unterscheidung von Handlungsverben und Nichthandlungsverben benutzt werden kann, ist jedoch nicht erst in der heutigen Linguistik erkannt worden. Bereits vor über 2000 Jahren hat Patañjali [7, S. 255, Z. 1–4] in seiner Diskussion der Frage, ob alle Verben eine Handlung ausdrücken, festgestellt, dass Zustandsverben wie *sein* oder *wissen* nicht als Antwort auf die Frage „Was tut er?“ vorkommen:

- (21) So wie [...] gezeigt worden ist, dass die Verben *kochen* usw. sich auf das gleiche Substrat wie *tun* beziehen, so wird dies nicht auf gleiche Weise gezeigt für die Verben *sein* usw. Denn es ist nicht der Fall, dass die Ausdrücke „Was tut er?“ und „Er ist“ gleichgesetzt werden.¹³

Aus diesem Befund könnte der Schluss gezogen werden, dass die Bedeutung von Zustandsverben wie *sein* oder *wissen* nicht unter den Begriff der Handlung fällt. Dies ist jedoch nicht Patañjalis endgültige Lehrmeinung. Dass ein Zustandsverb wie *sein* nicht als Antwort auf die Frage „Was tut er?“ vorkommt, beweist nach Patañjali nicht, dass dieses Verb kein Handlungsverb ist, son-

¹³ *yathā hi bhavatā karotinā pacādīnām sāmānādhikaraṇyaṃ nidarśitaṃ na tathāstyādīnām nidarśyate | na hi bhavati kiṃ karoti astīti*

dern nur, dass man diese Frage nicht benutzt, um nach dem Sein einer Person zu fragen. Patañjali [7, S. 258, Z. 20–21] fasst dies in dem Grundsatz zusammen, dass der, an den man eine Frage richtet, nichts anderes sagen sollte als das, was man erfragen will:

- (22) Denn nicht ist etwas anderes zu antworten als das, was gefragt worden ist. Deshalb wird es nicht vorkommen, dass die Ausdrücke „Was tut er?“ – „Er ist“ gleichgesetzt werden.¹⁴

Auf die Frage „Was tut er?“ kann nicht mit „Er ist“ geantwortet werden, weil die Existenz der Person durch die Frage selbst schon vorausgesetzt wird und deshalb nicht Gegenstand der Frage sein kann. Dass man die Frage „Was tut er?“ nicht benutzen kann, um nach der Existenz einer Person zu fragen, ist also nicht durch eine Verschiedenheit der kategorialen Bedeutung der Verben bedingt, sondern hat pragmatische Gründe.¹⁵

3.1 Patañjalis Definition der Handlung

Mit Patañjalis scharfsinniger Analyse der Gebrauchsbedingung der Frage „Was tut er?“ ist widerlegt, dass diese Frage als Kriterium für die Ausgrenzung von Zustandsverben wie *sein* usw. aus der Klasse der Handlungsverben dienen kann. Damit ist aber noch nicht bewiesen, dass ein Zustandsverb wie *sein* tatsächlich auch eine Handlung darstellt. Dass dies der Fall ist, kann jedoch auf der Grundlage von Patañjalis Definition der Handlung [7, S. 258, Z. 11] behauptet werden, die lautet:

- (23) Handlung ist eine besondere Art des Hervortretens von Faktoren.¹⁶

Die in (23) gegebene Definition der Handlung gilt für alle Arten von Verben – für ein Vorgangsverb wie *sterben* ebenso wie für ein Zustandsverb wie *sein*; die Handlungen, die diesen verschiedenen Verben zugrundeliegen, unterscheiden sich nur durch die jeweils „besondere Art des Hervortretens von Faktoren“. So sagt Patañjali [7, S. 258, Z. 12–13]:

- (24) Auf eine besondere Art treten die Faktoren hervor beim Sein und auf eine besondere Art beim Sterben.¹⁷

Die Beispiele *Sein* und *Sterben* sind von Patañjali nicht zufällig gewählt worden; sie sind unmittelbare Entsprechungen von zwei der insgesamt sechs Arten des Werdens, die im *Nirukta* [15, 1.2] als die Lehre des Vārṣyāyaṇi aufgeführt werden:

- (25) Es gibt sechs Modifikationen des Werdens, so lehrt Vārṣyāyaṇi: Entstehen, Sein, Veränderung, Wachsen, Abnehmen, Vergehen.¹⁸

Patañjali zitiert diese Lehre von den sechs Arten des Werdens in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Definition der Handlung und bringt damit zum Ausdruck, dass die sechs Arten des Werdens zugleich auch als verschiedene Arten von Handlungen zu verstehen sind, was der eingangs zitierten Feststellung von Cardona entspricht, dass der Begriff des Werdens (*bhāva*) von den indischen Grammatikern auch im Sinn von Handlung (*kriyā*) gebraucht wird. Dennoch

¹⁴ *athavā nānyatpṛsthenānyad ākhyeyam | tena na bhaviṣyati kiṃ karoti astīti ||*

¹⁵ Vgl. [14, S. 80] und [5, S. 56].

¹⁶ *kāraṅāṇāṃ pravṛtṭiviśeṣaḥ kriyā*

¹⁷ *anyathā hi kāraṅāṇy astau pravartante ,nyathā hi mriyatau*

¹⁸ *ṣad bhāvavikārā bhavantīti vārṣyāyaṇiḥ | jāyate ,sti viparīṇamate vardhate ,pakṣyate vinaśyātīti |*

ist im Hinblick auf das Verb *sein* weder die eine noch die andere Kategorisierung unmittelbar nachvollziehbar: Weder kann aus heutiger Sicht die Bedeutung von *sein* als Handlung verstanden werden noch als ein Werden (Vorgang), denn *sein* repräsentiert wie kein anderes Verb die Kategorie des Zustands und diese Kategorie ist nach heutiger Auffassung den Kategorien der Handlung und des Vorgangs entgegengesetzt. Im Folgenden soll auf der Grundlage einiger Verse aus Bhartṛhari's großem sprachphilosophischen Werk, dem *Vākyapadīya*, gezeigt werden, wie sich dieser Widerspruch auflösen lässt und ein Sein sowohl als ein Vorgang als auch als eine Handlung verstanden werden kann.

3.2 Sein als Vorgang und Handlung

In (25) wird das Sein als eine der sechs Arten des Werdens bestimmt. In welcher Weise diese Bestimmung zu begründen ist, erklärt Bhartṛhari in zwei Schritten. Zunächst [13, 3.8.26] werden die sechs Arten des Werdens auf zwei Arten zurückgeführt, nämlich auf Entstehen und Vergehen, die in der Aufzählung von (25) jeweils an erster und letzter Stelle genannt werden. Für die dritte Art des Werdens, die als Veränderung bezeichnet wird, ist diese Reduktion unmittelbar einsichtig, denn die Veränderung eines Wesens bedeutet, dass bestimmte Eigenschaften vergehen und andere Eigenschaften entstehen. Das Gleiche gilt auch für Zunahme und Abnahme, die als vierte und fünfte der sechs Arten des Werdens aufgeführt werden, denn auch diese lassen sich jeweils auf Entstehen und Vergehen reduzieren, indem sie als Veränderungen quantitativer Natur verstanden werden können. Nur für die zweite Art, das Sein, das von Bhartṛhari Zustand genannt wird, bedarf diese Reduktion einer besonderen Begründung; Bhartṛhari [13, 3.8.27] gibt sie folgendermaßen:

- (26) Das, was Zustand genannt wird, ist nichts anderes als ein Entstehen, das auf einer Gleichförmigkeit [der entstehenden Momente] beruht.¹⁹

Mit dieser Analyse hat Bhartṛhari den Gegensatz zwischen Vorgängen und Zuständen aufgehoben. Er hat einerseits einen Zustand auf einen Vorgang zurückgeführt, indem er den Zustand als ein Entstehen versteht, und er hat andererseits dieses Entstehen von anderen Arten des Entstehens unterschieden, indem er es als sukzessives Entstehen von gleichen Momenten versteht. Vorgänge und Zustände bilden nach dieser Analyse keine verschiedenen, sich ausschließenden Klassen von Verbbedeutungen, sondern stehen zueinander in einem Verhältnis der Inklusion, indem Zustände als eine Teilklasse von Vorgängen aufgefasst werden.

So wie Bhartṛhari in (26) gezeigt hat, in welcher Weise ein Zustand (Sein) als ein Vorgang (Werden) verstanden werden kann, so gibt er auch einen konkreten Hinweis, wie an dem Verb *sein* ein „besonderes Hervortreten von Faktoren“ im Sinne von Patañjalis Definition der Handlung (23) erkannt werden kann, indem er die Bedeutung dieses Verbs so beschreibt [13, 3.3.47]:

- (27) Wenn etwas sich selbst durch sich selbst erhält, dann sagt man „es ist“.²⁰

Die Handlung, die mit dem Verb *sein* bezeichnet wird, besteht nach Bhartṛhari also darin, dass „sich etwas durch sich selbst erhält“. Dass die Bedeutung von *sein* auf diese Weise als „Aufrechterhaltung der Existenz des Seienden“ bestimmt werden kann, ist ein durchaus moderner Gedanke; er erinnert an die von den chilenischen Biologen Maturana und Varela entwickelte Konzeption

¹⁹ *janmaivāśritasārūpyam sthitiḥ ity abhidhīyate* ||

²⁰ *āmānam āmanā bibhrad astīti vyapadiśyate* |

der Autopoiese oder Selbsterzeugung, nach der Lebewesen charakterisiert sind als Systeme, die „sich [...] andauernd selbst erzeugen“ [8, S. 50]. Bhartṛhari dynamische Konzeption des Seins umfasst jedoch mehr als die biologische Konzeption der Autopoiese, da sie für jede Art der Existenz gilt, nicht nur für die Existenz von Lebewesen.

4 Die Einheit von Handlung und Handelndem

Nachdem Bhartṛhari [13, 3.8.26–27] gezeigt hat, dass die sechs Arten des Werdens auf zwei Arten, nämlich Entstehen und Vergehen, reduziert werden können, nimmt er noch eine weitere Vereinheitlichung vor, die darauf beruht, dass die Kategorien des Entstehens und Vergehens nicht ohne die korrelativen Kategorien des Entstehenden und des Vergehenden gedacht werden können: Zum Entstehen gehört der Entstehende, so wie zum Vergehen der Vergehende gehört. Dieser Zusammenhang weist nach Bhartṛhari [13, 3.8.28] darauf hin, dass beide Kategorien – der Entstehende und das Entstehen ebenso wie der Vergehende und das Vergehen – nicht grundlegend verschieden voneinander sind, sondern auf einer zugrundeliegenden Einheit beruhen:

- (28) Entstehen ist nicht verschieden vom Entstehenden, und ebenso liegt auch im Vergehen keine [eigene] Kategorie [als verschieden vom Vergehenden] vor. Deshalb besteht unter den [sechs] Arten des Werdens [nur] das *eine* Sein.²¹

Das *eine* Sein, das dem Entstehenden und dem Entstehen, dem Vergehenden und dem Vergehen zugrundeliegt, ist das gleiche Sein, das auch dem Handelnden und der Handlung zugrundeliegt.²² Dieser Zusammenhang erklärt den in Abschnitt 1.2 und 2.2 festgestellten Befund, dass eine Unterscheidung in der kategorialen Bedeutung der Verben eine Unterscheidung von semantischen Kasusrollen nach sich zieht, die an der Subjektstelle der jeweiligen Verben realisiert werden: Demnach muss zwischen den Kasusrollen des Agens und Patiens unterschieden werden, wenn zwischen den kategorialen Bedeutungen des Handelns und Leidens unterschieden wird; ebenso muss auch zwischen den Kasusrollen des Ergativ und Absolutiv (oder äquivalenten Begriffen) unterschieden werden, wenn zwischen Handlungsverben und Vorgangsverben unterschieden wird.

Indessen ist vom Standpunkt der indischen Grammatiktradition weder die eine noch die andere Unterscheidung notwendig. Die Unterscheidung von Agens und Patiens ist nicht notwendig, weil Pāṇini zeigt, dass die von uns als Aktiv und Passiv bezeichneten Phänomene grammatisch beschrieben werden können, ohne dass gleichzeitig die Bedeutung der Verben nach den Kategorien des Handelns und Leidens differenziert werden muss. Ebenso wenig ist die Unterscheidung von Ergativ und Absolutiv notwendig, weil Vorgänge aufgrund von Definition (23) grundsätzlich als Handlungen verstanden werden können, indem auch an ihnen eine „besondere Art des Hervortretens von Faktoren“ erkannt werden kann.

Was jedoch vom Standpunkt der indischen Grammatiktradition vertreten werden kann, ist eine Unterscheidung von verschiedenen Arten der Handlung, wie sie in der Lehre von den sechs Arten des Werdens vorliegt. Das Besondere, das diese Unterscheidung von den Klassifikationen der europäischen Sprachwissenschaft unterscheidet, besteht darin, dass Zustände als eine besondere Klasse von Vorgängen aufgefasst und von anderen Vorgängen unterschieden werden. Diese

²⁰ jāyamānān na janmānyad vināṣe 'py apadārthatā | ato bhāvavikāreṣu sattaikā vyavatiṣṭhate ||

²² Zur sprach- und bewusstseinstheoretischen Begründung dieser Korrelationen s. [12].

Unterscheidung ist jedoch keine Unterscheidung, bei der die Gesamtklasse der Verben zerfällt, sondern eine Subkategorisierung, bei der die Einheit der kategorialen Bedeutung der Verben gewahrt bleibt.

Literatur

- [1] Anderson, John M.: *The grammar of case. Towards a localistic theory*. Cambridge : Cambridge University Press, 1971
- [2] Anderson, John M.: Case Grammar. In: Koerner, E.F.K (Hrsg) ; Asher, R.E. (Hrsg): *Concise History of the Language Sciences. From the Sumerians to the Cognitivists*. Oxford : Elsevier Science Ltd., 1995, S. 352–364
- [3] Böhlingk, Otto (Hrsg): *Pāṇini's Grammatik*. Herausgegeben, übersetzt, erläutert und mit verschiedenen Indices versehen. First Indian Edition; Reprint of the second edition of 1887. Delhi : Motilal Banarsidass, 1998
- [4] Cardona, George: Review: « Rosane Rocher: La théorie des voix du verbe dans l'école pāṇinéenne (Le 14^e āhnikā) ». In: *Lingua* 25 (1970), S. 210–222
- [5] Filliozat, Pierre S.: *Le Mahābhāṣya de Patañjali*. Bd. V: Adhyāya 1 Pāda 3. Pondichéry : Institut Française d'Indologie, 1986
- [6] Jellinek, Max H.: *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von den Anfängen bis auf Adeling*. Zweiter Halbband. Heidelberg : Winter, 1914
- [7] Kielhorn, F. (Hrsg): *The Vyākaraṇa-Mahābhāṣya of Patañjali*. Revised and furnished with additional readings, references, and select critical notes by K.V. Abhyankar. Volume I. Fourth edition. Poona : Bhandarkar Oriental Research Institute, 1985
- [8] Maturana, Humberto ; Varela, Francisco: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. 3. Auflage. Bern ; München ; Wien : Scherz, 1987
- [9] Polenz, Peter v.: *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin ; New York : Walter de Gruyter, 1985 (Sammlung Götschen 2226)
- [10] Raster, Peter: Die indische Grammatiktradition. In: Jacobs, Joachim (Hrsg) ; Stechow, Arnim v. (Hrsg) ; Sternefeld, Wolfgang (Hrsg) ; Vennemann, Theo (Hrsg): *Syntax. Ein internationales {Handbuch zeugenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research*. Berlin ; New York : Walter de Gruyter, 1993, S. 199–208
- [11] Raster, Peter: Perspektiven einer interkulturellen Linguistik: Von der Verschiedenheit der Sprachen zur Verschiedenheit der Sprachwissenschaften. Frankfurt am Main : Peter Lang, 2002
- [12] Raster, Peter: Ein triadisches Modell in der Syntax. Ramon Lulls Korrelativenlehre und die indische Grammatiktradition. In: Kempgen, Sebastian (Hrsg) ; Schweier, Ulrich (Hrsg) ; Berger, Tilman (Hrsg): *Rusistika · Slavistika · Lingvistika: Festschrift für Werner Lehfeldt zum 60. Geburtstag*. München : Otto Sagner, 2003 (Die Welt der Slaven: Sammelbände, Band 19), S. 438–451
- [13] Rau, Wilhelm (Hrsg): *Bharṭṛharis Vākyapadīya*. Wiesbaden : Franz Steiner, 1977
- [14] Rocher, Rosane: The concept of verbal root in Indian grammar. In: *Foundations of Language* 5 (1969), S. 73–82
- [15] Sarup, Lakshman (Hrsg): *The Nighaṇṭu and the Nirukta. The oldest Indian treatise on etymology, philology, and semantics*. Delhi : Motilal Banarsidass, 1967
- [16] Thieroff, Rolf: *Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz*. Tübingen : Gunter Narr Verlag, 1992 (Studien zur deutschen Grammatik, Band 40)
- [17] Tripathi, Jaya Shankar L. (Hrsg) ; Malaviya, Sudhakar (Hrsg): *Kāśikā (A commentary on Pāṇini's grammar) of Vāmana and Jayāditya*. 10 Bände. Varanasi : Tara Printing Works, 1985–2000 (Prācyabhāratīgranthamālā 17–20,25,26,29,30,34,35)
- [18] Uhlig, Gustav (Hrsg): Dionysii Thracis Ars Grammatica. In: *Grammatici Graeci*. Teil 1, Band 1; Nachdruck der Ausgabe: Leipzig 1883. Hildesheim ; New York : Olms, 1979

Über das Sprechen und Schreiben über Sprache Vorüberlegungen zu einer Grammatik für den Sprachgebrauch

Ulrike Pospiech (Duisburg-Essen)

Das Sprechen über die Sprache gehört zum Sprechen dazu. Es beginnt als ein natürliches Sprechen über Wörter („Ich möchte noch ein ... hm, ich hab' das Wort vergessen, wie heißt das nochmal?“), Wortbedeutungen („Kann die Oma eigentlich ein *Geburtstagskind* sein?“), Sprachen („Mama, der Costa ist Grieche, in seiner Sprache ist *ne ja*.“), Äußerungen („Du hast gar nicht *bitte* gesagt.“, „Nicht Du! Ich will das jetzt erzählen.“) und Äußerungsarten („Seit ich den Zahn verloren habe, kann ich lispeln, hörst du?“, „Komm, wir flüstern jetzt nur noch.“, „Das hast du aber versprochen.“). Im Verlauf des Spracherwerbs entwickeln Kinder nicht nur die Fähigkeit, Sprache zu gebrauchen und zu verstehen, sondern auch eine Sprachaufmerksamkeit, die ein implizites Sprachwissen verrät:

„Bereits im Alter von zwei Jahren können uns Kinder damit beeindrucken, daß sie ihre eigenen Sprachäußerungen verbessern oder Korrekturen an den Äußerungen anderer vornehmen.“ (LIST 1992, S. 15)

Das alltägliche Sprechen über Sprache hat vielerlei Themen und Anlässe, es findet bei Kindern wie Erwachsenen spontan in Situationen statt, in denen Sprachschwierigkeiten – Fehler, Formulierungsprobleme oder Missverständnisse – auftreten. Es hat mit dem schulischen Sprechen über Sprache wie mit dem wissenschaftlichen wenig gemein.

„Obwohl zumindest der gebildete deutsche Erwachsene in einer fünfhundertjährigen schulischen Grammatiktradition steht, sind in seine alltägliche Metakommunikation kaum Termini des Grammatikunterrichts eingedrungen. Der Grammatikunterricht, der u. a. damit gerechtfertigt wird, daß es gilt, den Kindern eine ‚Metasprache‘ beizubringen, muss sich also fragen lassen, ob entweder die von ihm vermittelte Begriffssprache einen Problemkreis versprachlicht, der in der alltäglichen Metakommunikation (auch der gebildeten Laien) gar kein vordringliches Problem ist, oder ob in der alltäglichen Metasprache dafür andere Ausdrücke zur Verfügung stehen, die es überflüssig machen, sich der schulgrammatischen Terminologie zu bedienen“ (AUGST 1988, S. 335)

– oder ob der Grammatikunterricht in einer Weise über Grammatik spricht oder schreibt, die es mit sich bringt, dass man das, was er zu sagen hat, nicht versteht.

Im Folgenden sollen zunächst einige alltägliche Formen des Sprechens und Schreibens über Sprache beobachtet werden, um einen Eindruck der Vielfalt des Kommunikationsmittels und -gegenstandes Sprache zu vermitteln und zu zeigen, wie unterschiedlich „mit Wörtern über Wörter als Wörter“ (BÜNTING 1990, S. 19) gesprochen (und geschrieben) wird. Im Anschluss werden

Ansätze des linguistischen Sprechens und Schreibens über Sprache referiert, um einen Ansatzpunkt für eine Grammatik des Schreibgebrauchs zu skizzieren.

1 Wie man im Alltag über Sprache spricht und schreibt

Im Alltag dient das Sprechen über Sprache dazu, sich unmittelbar über Sprache zu verständigen, um aktuelle Kommunikationsprobleme zu lösen oder Verstehensbarrieren bereits im Vorhinein auszuräumen.

„Wenn immer der Sender und/oder der Empfänger sich vergewissern müssen, ob sie denselben Kode benutzen, ist die Sprache auf diesen **Kode** gerichtet: sie erfüllte [sic] eine **metasprachliche** (i. e. verdeutlichende) Funktion.“ (JAKOBSON 1974, S. 150, Hervorh. im Original)

Das Sprechen über Sprache thematisiert sowohl vom anderen Gesagtes als auch das selbst Formulierte. **Korrekturen** und **Anakoluthe** (vgl. RATH 1975a) einerseits sowie **kommunikative Paraphrasen** (vgl. RATH 1975b) andererseits können als Anzeichen für Bemühungen der Kommunikationspartner aufgefasst werden, ihre Beiträge möglichst verstehbar zu gestalten.

Vor allem in Gesprächen werden Redewendungen wie *genauer gesagt, mit anderen Worten, sozusagen, so genannt, ich muss schon sagen, wenn ich recht verstehe, wie gesagt, schließlich, ...* gebraucht, um das Gesagte zu verdeutlichen, dem Partner anzuzeigen, wie etwas gemeint ist. Metasprachliche Äußerungen dienen

- der Präzisierung,
- der Variation,
- der Selbstkorrektur,
- der Exemplifizierung,
- dem Ausdruck von Unsicherheit,
- der Distanzierung vom Sprachgebrauch anderer,
- der Rechtfertigung oder Entschuldigung des eigenen Sprachgebrauchs,
- der Verständnissicherung,
- dem Rückverweis auf bereits Gesagtes oder
- der Zusammenfassung (vgl. VON POLENZ 1980, S. 11).

MEYER-HERMANN (1976, S. 140) unterscheidet nach der Funktion metasprachlicher Äußerungen zwischen Beschreibung, Korrektur, Präzisierung, Stellungnahme, Kommentar, Frage, Ankündigung sowie Aufforderung (zum Vollzug oder zur Unterlassung einer Sprechhandlung):

„Das durchgehende Vorkommen von Verbalgruppen und Nominalausdrücken, die qua lexikalische Referenz dazu dienen, die Funktionen, über die metakommuniziert wird, zu benennen, gilt als gemeinsames Kennzeichen [...] für die Metakommunikation über ‚Kommunikative Funktionen.‘“ (MEYER-HERMANN 1976, S. 152)

Fragen, antworten, exemplifizieren, betonen, hervorheben, als zusätzliches Argument einbringen, besonderes Gewicht legen auf, konkret fragen, offen aussprechen, ... (vgl. MEYER-HERMANN 1976, S. 154) sind nur einige Beispiele für das Sprechen über die Funktion von Sprache im Gespräch oder im Text. Solche Formulierungen, die das Gesagte einordnen sollen, sind auch in geschriebenen Texten zu finden. Dies ist bemerkenswert, da die Schreibsituation – im Gegensatz zur

Sprechsituation – die Zeit und die Möglichkeit bietet, Anzeichen von Korrekturen zu beseitigen. Wenn dennoch in Texten Signale der Verdeutlichung aufzufinden sind, zeigt dies das Anliegen der Schreibenden, dem Leser Verständnishilfen anzubieten, damit er „aus dem Gänsemarsch der Gedanken den Gedanken in seiner Komplexität wieder rekonstruieren kann“ (MICHEL 1988, S. 88).

Textkommentierende Signale wie *im Folgenden geht es um, ..., wie eingangs erwähnt, wenden wir uns nun ... zu, dabei sind drei Ansätze zu unterscheiden, dies sei der Vollständigkeit halber erwähnt, zu ... vgl. ..., eine Annahme ist nun ..., die Gegner heben hervor ..., das Wort ... wird hier nicht im juristischen Sinn verwendet, ...* haben beim Schreiben eine doppelte Funktion: Sie dienen sowohl der Lenkung des Lesers als auch der Planung und Kontrolle des Geschriebenen durch den Verfasser. Textkommentierungen können

- das Thema eines Textes präzisieren,
- den Textablauf thematisieren (Rückgriff, Überleitung, Vorgriff),
- fokussieren (Ankündigung, Wiederholung),
- Funktionen von Textelementen explizieren,
- logische Beziehungen zwischen Textelementen anzeigen,
- Wichtiges hervorheben, Nebensächliches in den Hintergrund stellen,
- Aussagen zuordnen und
- sprachliche Ausdrucksmittel thematisieren (vgl. MICHEL 1988, S. 91).

Textkommentierende Signale werden genutzt, um Aussageabsichten zu verdeutlichen, und finden auch bei der präzisierenden Wiedergabe fremder Texte Anwendung – etwa bei der Wiedergabe von Gesprächen oder bei Inhaltsangaben. Ihre Charakteristik wird besonders deutlich, wenn man sie mit formulierungskommentierenden Ausdrücken vergleicht: Textkommentierende Ausdrücke richten sich auf den Text selbst (seine Organisation, seine Progression, seine Elemente), sie beschreiben, während **formulierungskommentierende Ausdrücke** werten: Wenn Formulierungen – eigene, häufiger jedoch die anderer – als „*treffend*“, „*gestelzt*“, „*(un-)präzise*“, „*schwammig*“, „*kompliziert*“, „*locker*“, „*flapsig*“, ... beurteilt werden, ist dies eine andere Form des alltäglichen Sprechens über Sprache. Eine Auflistung von „*abfällig*“ bis „*zynisch*“ liefert ANTOS (1982a, 1982b). Die Perspektiven, aus denen Formulierungen differenziert und beurteilt werden, sind vielfältig – acht Dimensionen sind auszumachen:

„Dimension der Ablaufkonstitution:	<i>fahrig, folgerichtig, konfus</i>
Relevanz-Dimension:	<i>knapp, langatmig, pointiert, übertrieben</i>
Dimension der Sachadäquanz:	<i>einseitig, falsch, präzise, salopp</i>
Dimension der Verständnisbildung:	<i>abstrakt, einfach, klar</i>
Beziehungs-Dimension:	<i>anzüglich, forsch, hart, provokant, weich</i>
Image-Dimension:	<i>dumm, gewagt, ironisch, phrasenhaft, spontan</i>
Ästhetische Dimension:	<i>brillant, geschliffen, schlicht, vulgär</i>

(ANTOS 1988, S. 47)

Formulierungskommentierende Ausdrücke werden in den beiden Standardkommentarformeln *Das ist x formuliert.* und *Das ist eine x Formulierung.* gebraucht, es handelt sich um Adjektive. Die

Formen, in denen textkommentierende Signale vorkommen, sind vergleichsweise vielfältig: Abgesehen von typographischen Mitteln bzw. Mitteln der Intonation lassen sich Textkommentierungen durch parallelen Satzbau, durch den entsprechenden Gebrauch von Wörtern (Substantive, Verben, Adjektive, insbesondere aber Konjunktionen, Modaladverbien und Ordinalzahlen) signalisieren.

Neben dem natürlichen – das zeigt sich in den Beschreibungen der Erscheinungsform von Ausdrucksarten – gibt es ein systematisches Sprechen über Sprache, das das Alltagsrepertoire der Wörter und Wendungen des Sprechens über Sprache in Situationen und in Texten um eine Terminologie der Beschreibung von Einheiten des Sprachsystems in Sätzen und Texten erweitert. **Schulgrammatische Terminologie** wird im Deutschunterricht vermittelt, insbesondere die ihm eigenen Wörter (Termini wie *Adjektiv*, *Substantiv/Nomen* usw.). Aber nicht nur hinsichtlich der Form, in der Sprache zur Sprache gebracht wird, unterscheidet sich das schulische Sprechen über Sprache vom alltäglichen, sondern auch im Hinblick auf die Situation und die Absicht, mit der dies geschieht:

„Im Deutschunterricht beschäftigt man sich auf verschiedene Weise mit dem Gegenstand Sprache und Sprechen. In einem Teil des Unterrichts sind Sprache und sprachliche Fähigkeiten und Fertigkeiten direkt thematisiert: die Kulturtechniken des Schreibens und Lesens werden in der Schule gelernt, sprachliche Gestaltungsfähigkeiten sollen entwickelt und gefördert werden, die Systematik der Muttersprache, die Grammatik des Deutschen ist Unterrichtsgegenstand.“ (BÜNTING/KOCHAN 1973, S. 6)

Das systematische Sprechen über Sprache als Sprachsystem ist somit ein grundsätzlich anderes als das natürliche des Alltags, und so haben viele „eine gewisse Scheu, wenn nicht gar Angst vor diesem System, das sie als ‚Grammatik‘ bezeichnen“ (SAXER 1988, S. 18). In der Schule wird über Grammatik, nicht über Sprache im Gebrauch gesprochen. Nicht Kommunikationsprobleme und deren Lösung, sondern Formen und Funktionen stehen im Vordergrund, es geht primär um die Beschreibung und Klassifikation sprachlicher Einheiten. Und so stehen die Sprechweise des Alltags und die der Grammatik als zwei Arten der Verständigung über Sprache zumeist nebeneinander und mancher kommt zu dem Schluss: „Ich brauche Grammatik nicht; ich mache das mit meinem (Sprach)gefühl“ (SAXER 1988, S. 18). Dennoch lässt sich beobachten, dass einerseits sprach-analytisches Wissen „eine notwendige Voraussetzung ist, um begründete Urteile über die Akzeptabilität sprachlicher Formen/Merkmale zu fällen“, andererseits aber „metasprachliche Urteile auch bei Erwachsenen häufig auf der Basis von implizitem, prinzipiell nicht explizierbarem sprach-analytischem Wissen gefällt werden“ (WALLER 1999, S. 300f.). Eine grundlegende Diskrepanz zwischen implizitem Sprachwissen und expliziten Grammatikkenntnissen belegen auch die Aussagen der von IVO/NEULAND 1991 zu ihrem Grammatikwissen Befragten. Diese halten durchweg Grammatikkenntnisse für bedeutsam, auch wenn sie vielen zugegebenermaßen nicht verfügbar sind:

„Die Bedeutsamkeit des grammatischen Wissens wird in verschiedenen Hinsichten behauptet; es steht dem aber ein Bewußtsein entgegen, ihr nicht entsprechen zu können. Dies gilt in einem zweifachen Sinn:

1. die Alltagsnützlichkeit grammatischer Kenntnisse wird angenommen; das grammatische Wissen, über das verfügt wird, ist aber vorrangig ein klassifikatorisches, also kein Handlungswissen;

2. ein ‚philosophischer Sinn‘ des grammatischen Wissens wird erahnt; tatsächlich aber wird dieses Wissen von den Befragten eher in den Dienst sprachlicher Normerfüllung gerückt, wobei die Norm nur in ihrem fremdbestimmten Aspekt in den Blick kommt.“ (IVO/NEULAND 1991, S. 474)

Grammatisches Wissen wird nicht als Handlungswissen begriffen, sondern als Korrektiv. Alltägliche Feststellungen und Fragen zu Wörtern lauten im Allgemeinen: „Das Wort *Orthographie* stammt aus dem Griechischen.“, „Was bedeutet das Wort hier?“, „X ist hier nicht das richtige Wort.“, „Wie bezeichnet man nochmal einen nicht verheirateten jungen Mann?“, „Wie benennt man das Gegenteil von *durstig*?“, „Wie ist das deutsche Wort für X?“, „Das richtige Wort fällt mir nicht ein.“, „Das Wort *Wort* hat vier Buchstaben.“, „Wie spricht man das Wort aus?“, „Dieser Text hat viele Fremdwörter.“, „Ist das ein Wort oder sind es zwei?“, ... Fragen des Sprachgebrauchs richten sich nicht unmittelbar auf grammatische Probleme, wenngleich zu ihrer Beantwortung nicht selten Grammatikkenntnisse herangezogen werden.

„Generell haben spontane Laienbeobachtungen folgende Charakteristika: Sie orientieren sich 1. an der Semantik und Pragmatik der Sprache, 2. an ihrer historischen Dimension und zeugen 3. von einer normativen Ausrichtung. Bedeutung, Sprachgebrauch und Geschichte sind also wesentliche Kategorien von Sprachbeobachtung, die zudem oft mit normativen Vorstellungen verknüpft werden.“ (HÄCKI-BUHOFFER 1993, S. 205)

Grammatik ist für den Laien weder Hilfsmittel noch Beschreibungsinstrument, sondern eine Norminstanz: Wörter sind in der alltäglichen Verständigung über Sprache interessant im Hinblick auf ihre Herkunft, hinsichtlich ihrer Bedeutungen und in Bezug auf ihre Aussprache, Wortform oder Schreibung: Wer sich über Wörter verständigt, will ein Wort verstehen, will richtig schreiben (vgl. BÜNTING/POSPIECH 1996). Während Fragen nach dem Richtigen immer wieder neu zu klären, nachzuschlagen oder nachzufragen und damit abzuhaken sind, sind Fragen, die sich einem Sprecher/Schreiber bezüglich des sprachlichen Ausdrucks (des mündlichen wie des schriftlichen) stellen, solche, die es erforderlich machen, sich über Sätze und Texte zu verständigen:

„*Wie soll ich reden? Wie schreiben? Was tun, wenn ich bestimmte Ausdrücke, Stile oder Fachsprachen nicht oder nicht sicher beherrsche? Was muß ich können und wissen, um grammatische Fehler zu vermeiden? Welche kommunikativen und/oder sprachlichen (orthographischen) Anforderungen gilt es zu beachten? Was muß ich tun, um verständlich, wirkungsvoll, stilischer oder adressatenorientiert zu formulieren? [...]*“ (ANTOS 1996, S. 13, Hervorh. im Original)

Solche Fragen, auf die hin Ratgeberbücher und Seminare in der Weiterbildung ausgerichtet werden, sind teilweise allgemeiner, teilweise sehr spezieller Natur. Sie lassen deutlich werden, dass im alltäglichen Nachdenken über Sprache die Einheit Wort nicht für sich betrachtet, sondern als Element einer angemessenen Formulierung (und das heißt innerhalb eines Satzes innerhalb eines Textes einer bestimmten Textsorte) begründet werden will. Es geht darum, *präzise zu formulieren, den richtigen Ton zu treffen, sich verständlich auszudrücken, klar zu argumentieren, prägnant und wirkungsvoll zu reden, sachlich, kurz und präzise zu schreiben, ...* Die Frage an den Linguisten als Fachmann ist die nach dem Wie: Wie macht man das? Ihr zugrunde liegt die Annahme, dass der, der sich mit der Sprache auskennt, sie auch effizient gebrauchen kann, respektive andere anleiten kann, verständlich, präzise und klar zu formulieren.

Die Suche nach Antworten auf die Fragen des Alltags, nach einem Weg, zu veranschaulichen, was verständliche Texte ausmacht und vor allem, wie sie zu verfassen sind, macht schnell deutlich, dass eine andere Form des Sprechens über Sprache benötigt wird. Diese sollte an Verfahren des alltäglichen Kommentierens, Korrigierens und Wertens anknüpfen, zugehörige Formulierungsmuster veranschaulichen, implizites Sprachwissen explizieren, um den Zugriff auf Sprache zu systematisieren – und so das statisch-normative Sprachwissen um ein explizites, auf aktives Formulieren gerichtetes Sprach- bzw. Schreib-Handlungswissen ergänzen.

2 Wie man in der Linguistik über den Sprachgebrauch spricht und schreibt

Wer spricht und schreibt, formuliert Redebeiträge, Textteile, kommunikative Einheiten, um sich zu verständigen. Zugleich verfolgt er bestimmte Ziele, will sein Gegenüber zu etwas auffordern, von etwas überzeugen, um etwas bitten und handelt, indem er dies tut:

„Es kann jedes [...] Wort sub specie einer menschlichen **Handlung** betrachtet werden. Denn jedes konkrete Sprechen steht im Lebensverbande mit dem übrigen sinnvollen Verhalten eines Menschen. Es steht unter Handlungen und ist selbst eine Handlung. In gegebener Situation sehen wir, daß ein Mensch das eine Mal mit den Händen zugreift und das Greifbare, die körperlichen Dinge, behandelt und sich an ihnen betätigt. Ein andermal sehen wir, daß er den Mund auftut und spricht. In beiden Fällen erweist sich das Geschehen, das wir beobachten können, gesteuert auf ein Ziel hin, auf etwas, das erreicht werden soll.“ (BÜHLER 1982, S. 51 f., Hervorh. im Original)

In konkreten Situationen individuellen Sprechens, „in denen das Problem des Augenblicks redend gelöst wird“ (BÜHLER 1982, S. 53), sind **Sprechhandlungen** anzusiedeln, die sich auf systematischer Ebene Klassen von **Sprechakten** zuordnen lassen und so den „subjektsentbundenen und dafür intersubjektiv fixierte[n] Phänomene[n]“ (BÜHLER 1982, S. 49) zuzurechnen sind.

Diese Einheiten des Sprachgebrauchs werden intuitiv als **Sätze** oder **Äußerungen** bezeichnet, wobei der Satz in der Grammatik mit dem Satz als Äußerung nicht deckungsgleich sein muss – dass Äußerungen aus mehreren Sätzen bestehen können, ist für den natürlichen Satzbegriff nichts Ungewöhnliches. Die Verflechtung von Äußerung und Sprechakt wird in der folgenden Begriffsbestimmung deutlich:

„**Satz** 1. sprachliches Konstrukt, das a) ein finites Verb enthält, b) kein Element enthält, das den Satz anderen unterordnet (zumindest potentiell selbständig) c) sich besonders gut dazu eignet, Sprechakte eindeutig zu gestalten [...] - 2. Eigenschaften: a) Wer einen Satz ausspricht, kann eine vollständige sprachliche Handlung vollziehen. b) Bei der Verständigung wirkt ein Satz wie ein „einzelner Zug im Verständigungsspiel“. Wechsel zwischen Dialogpartnern, ohne zu unterbrechen, nur am Ende eines Satzes. c) relativ selbständige Einheit, die oft allein stehen kann d) Die Intonation bzw. die für bestimmte Satzarten typischen Intonationskurven halten einen Satz zusammen. e) Abgeschlossen durch Satzzeichen wie Punkt, Fragezeichen, Ausrufezeichen, manchmal auch durch Komma, Semikolon oder Gedankenstrich [...]“ (http://www.teachsam.de/deutsch/glossar_deu_s.htm)

Für die Beschreibung dessen, was als richtig und gut formuliert gelten kann, bildet der subjektsentbundene Sprechakt einen Bezugspunkt: die Äußerung, die mit Hilfe einzelner Wörter und Sätze vollzogen wird.

In der linguistischen Pragmatik sind sprachliche Handlungen aufgrund ihrer Zwecke als **speech acts** systematisiert worden. Verwendungskontexte für sprechaktbezeichnende Verben wie *behaupten, fragen, fordern, vorschlagen, definieren*, die im Wortschatz aller Sprachen zu finden sind, lassen aus dem Sprachgebrauch Rückschlüsse auf kommunikative Funktionen von Äußerungen zu. Grundlegend für die Bestimmung der Funktion einer Äußerung ist die Unterscheidung zwischen dem **propositionalen Gehalt** einer Äußerung und ihrer **illokutionären Kraft**, „die den propositionalen Gehalt in der Interaktionssituation ‚situier‘: als etwas, das behauptet, erfragt, gefordert, vorgeschlagen, definiert wird usw.“ (WUNDERLICH 1976, S. 289).

Eine erste Ordnung von Sprechakten wurde 1955 von JOHN L. AUSTIN in seinen Harvard-Vorlesungen entwickelt. In seinem Versuch einer Einteilung im Sinne einer „tour d’horizon“ (AUSTIN 1998, S. 168) benennt er fünf Gruppen von Äußerungen:

- **verdiktive**, mit denen Entscheidungen gefällt werden,
- **exerzitive**, mit denen Macht ausgeübt wird,
- **kommissive**, mit denen man sich auf Handlungen festlegt,
- **konduktive**, die gesellschaftliches Verhalten begleiten, und
- **expositive** Äußerungen, mit denen man Argumente, Begründungen und Mitteilungen erläutert (vgl. AUSTIN 1998, S. 182).

Für das Sprechen und Schreiben über Sprache sind expositive Äußerungen von Interesse:

„Sie machen klar, welchen Platz unsere Äußerungen in einer Unterhaltung oder Diskussion haben, wie wir unsere Worte gebrauchen; allgemein gesprochen verdeutlichen sie.“ (AUSTIN 1998, S. 170)

AUSTIN gruppiert folgende sprechaktbezeichnende Verben als Beispiele für expositive Äußerungen (die Fragezeichen entstammen seinem Manuskript): „1. *behaupten, leugnen, feststellen, beschreiben, einordnen, klassifizieren, identifizieren*; 2. *anmerken, bemerken, anführen, erwähnen, ? einflechten*; 3. *mitteilen, in Kenntnis setzen, benachrichtigen, (jdm. etw.) sagen, antworten, erwidern, entgegen*; 3a. *fragen*; 4. *versichern, bezeigen, beeden, melden, berichten, mutmaßen, in Zweifel ziehen, ? ich zweifle, ? ich weiß, ? ich meine*; 5. *anerkennen, gelten lassen, zugeben, einräumen, (in einem Punkt) nachgeben, zugestehen, zurücknehmen, zurückziehen, fallen lassen, zustimmen, beipflichten, entgegenhalten, zu bedenken geben, einwenden, vorbringen, bestreiten, zurückweisen, (an etw. festhalten), bei etw. bleiben*; 5a. *berichtigen, korrigieren, richtigstellen, (Behauptung usw.) abändern*; 6. *voraussetzen, (als Voraussetzung) fordern, ableiten, folgern, schließen, Gründe anführen, ich werde begründen, (von etw.) absehen, vernachlässigen, ? betonen*; 7. *(mit etw.) anfangen, (zu etw.) kommen, (mit etw.) schließen*; 7a. *auslegen, deuten, Unterschied machen, (als etw.) kennzeichnen, (als etw.) bestimmen, definieren*; 7b. *veranschaulichen, näher erläutern, weiter ausführen, (etw. so und so) ausdrücken*; 7c. *ich verstehe darunter, ich meine damit, ich spreche von, ich beziehe mich auf, (als etw.) bezeichnen, nennen, (Äußerung so und so) verstehen, (Äußerung als etw.) nehmen*“ (AUSTIN 1998, S. 181 f.).

In diesen Gruppierungen spiegeln sich die Formen des natürlichen Sprechens über Sprache, das Gesagtes bzw. Geschriebenes zu kommentieren, einzuordnen oder zu erläutern sucht. Die hier genannten sprechaktbezeichnenden Verben können sowohl Äußerungen beschreiben, als auch Teil einer Äußerung sein. AUSTIN weist darauf hin,

„daß man sich darüber streiten kann, ob es sich hierbei nicht genauso gut um verdiktive, exerzitive, kommissive oder konduktive Akte handelt; wir können uns bisweilen auch darüber streiten, ob es sich bei ihnen nicht ganz einfach um Beschreibungen unserer Gefühle, Gewohnheiten und so weiter handelt, besonders wenn die Sache dem Fall ähnelt, daß man Worte in die Tat umsetzt: ‚Sodann komme ich zu ...‘, ‚Ich zitiere‘, ‚Ich wiederhole‘, ‚Ich erwähne‘.“ (AUSTIN 1998, S. 180)

Und so wurde gerade diese Gruppe der AUSTIN'schen Taxonomie in weiteren Klassifikationen aufgelöst und zusammen mit einigen Verdiktiva in eine Klasse von Repräsentativa überführt, deren Zweck darin besteht, den Sprecher „darauf festzulegen, daß etwas der Fall ist, d. h. ihn an die Wahrheit der ausgedrückten Proposition zu binden“ (SEARLE 1980, S. 93). SEARLES Alternativvorschlag will die dem System der sprechaktbezeichnenden Verben im alltäglichen Sprachverstehen impliziten Kriterien explizieren:

„Jede Bemühung um eine derartige Klassifikation setzt Kriterien voraus, nach denen man einen Illokutionsakt von einem anderen unterscheiden kann. Aufgrund welcher Kriterien können wir z. B. angeben, daß es sich bei drei wahrgenommenen Äußerungen einmal um einen Bericht, einmal um eine Voraussage und einmal um ein Versprechen handelt? Um Gattungen einer höheren Ordnung zu entwickeln, müssen wir zuerst einmal wissen, wie sich die einzelnen Spezies Versprechen, Voraussage und Bericht voneinander unterscheiden.“ (SEARLE 1980, 83)

SEARLE nennt zwölf Dimensionen, die es erlauben, Handlungszwecke sprachlicher Äußerungen zu unterscheiden: 1. Zweck (oder Ziel) des Sprechakts, 2. die Entsprechungsrichtung von Welt und Worten, 3. die psychische Einstellung des Sprechers, 4. der Grad des Nachdrucks, 5. der soziale Status von Sprecher und Hörer, 6. die Beziehung einer Äußerung auf Nutzen oder Schaden des Sprechers bzw. Hörers, 7. der Bezug zum übrigen Diskurs, 8. der propositionale Gehalt der Äußerung, 9. die Sprachgebundenheit der Äußerung, 10. die Einbeziehung außersprachlicher Institutionen, 11. der performative Gebrauch von Verben, 12. der Vollzugsstil. Mithilfe der Dimensionen lassen sich fünf Sprechakttypen ermitteln:

- **Assertiva/Repräsentativa:** *vorschlagen, behaupten, eine Hypothese aufstellen, auffordern, rühmen, beklagen, schließen, folgern, ...* Sie dienen dazu, den Sprecher darauf festzulegen, dass etwas der Fall ist.
- **Direktiva:** *fragen, befehlen, kommandieren, auffordern, bitten, ersuchen, anfehlen, einladen, erlauben, raten, Trotz bieten, sich widersetzen, herausfordern, ...* Bei diesen handelt es sich um Versuche des Sprechers, den Hörer zu einer Handlung zu veranlassen.
- **Kommissiva:** *sein Wort geben, sich verpflichten, zusagen, geloben, sich bereit erklären, seine Absicht erklären, beantragen, erwägen, vorschlagen, genehmigen, bürgen, wetten, sich einigen, verabreden, ...* Diese haben den Zweck, den Sprecher auf eine zukünftige Handlung festzulegen; diese Klasse stimmt abgesehen von einigen Verben mit der AUSTINS überein.
- **Expressiva:** *danken, gratulieren, sich entschuldigen, kondolieren, beklagen, willkommen heißen, ...* „Der Illokutionszweck dieser Klasse besteht darin, die in der Aufrichtigkeitsbedingung spezifizierte psychische Einstellung zu einem im propositionalen Gehalt spezifizierten Sachverhalt auszudrücken.“ (SEARLE 1980, S. 95)

- **Deklarationen:** *taufen, definieren, ...*: „Das Definitionsmerkmal dieser Klasse besteht darin, daß der erfolgreiche Vollzug dieser Sprechakte ihren propositionalen Gehalt mit der Wirklichkeit in Deckung bringt.“ (SEARLE 1980, S. 97)

In SEARLES Taxonomie können einige Sprechakte sowohl der Klasse der Deklarationen als auch der Klasse der Repräsentativa zugerechnet werden: „Man kann sie in der Wort-in-Richtung-auf-Welt-Dimension beurteilen. Gleichzeitig haben diese Äußerungen jedoch die Kraft von Deklarationen“ (SEARLE 1980, S. 99). Zudem zählen zu den Deklarationen auch solche wie *ich definiere, ich kürze ab, ich nenne, ich tituliere*, die die Sprache betreffen.

Das Über-Sprache-Sprechen – das wird hier ganz besonders deutlich – hat unterschiedliche Funktionen: Es dient der Textanalyse ebenso wie dem Textkommentar. Es ist eine besondere Form des sprachlichen Handelns, das im Rahmen der Sprechakttheorie aus der Perspektive des Sprechers beschrieben wird.

Eine andere Perspektive auf sprachliches Handeln nimmt die funktional-kommunikative Sprachbeschreibung ein. Sie untersucht **Kommunikationsverfahren** als „gesellschaftlich tradierte[n] Typen sprachlich-kommunikativer Handlungen“ (WILSKE 1982, S. 41) und betrachtet sprachliche Kommunikation als Tätigkeit, die auf der Grundlage von Kommunikationsplänen durch Kommunikationsverfahren realisiert wird. Hier unterscheidet sich der Ansatz von dem der Sprechakttheorie AUSTINS und SEARLES:

„Ein wesentlicher Unterschied [...] besteht darin, daß zwar mit beiden Begriffen Typen sprachlichen Handelns gemeint sind, beim Sprechakt ist der bestimmende Aspekt jedoch die Art der Absicht des Sprechers/Schreibers, bei Kommunikationsverfahren die Art der Verarbeitung des Kommunikationsgegenstandes im Dienste einer übergeordneten Absicht (Intention, Zielstellung). [...] Kommunikationsverfahren meint die ‚Art und Weise, wie die zu vermittelnden Bewußtseinsinhalte für die Kommunikation aufbereitet werden‘ (Funkt.-kommun. Sprachbeschr. 1981, S. 242).“ (MICHEL 1982, S. 687)

Die im Rahmen der funktional-kommunikativen Sprachbetrachtung auf der Grundlage einer Gliederung allgemeiner Kommunikationsintentionen ermittelten Kommunikationsverfahren (KV) bilden vier Gruppen (vgl. WILSKE 1982, S. 41 f.):

- **informierende** (deskriptive) **KV:** *Mitteilen, Berichten, Beschreiben, ...; Feststellen, Behaupten, ...; Referieren, Zitieren, ...; Erzählen, Schildern, ...*
- **aktivierende KV:** 1. aktivierend-direktive (inzitative) KV wie *Anregen, Fordern, Auf-fordern, Anweisen, Befehlen, ...; Erlauben, Verbieten, ...; Loben, Tadeln, ...* 2. aktivierend kommissive KV: *Versprechen, Sich-Verpflichten, Geloben/Schwören, ...*
- **problemklärende** (inventive) **KV:** *Vergleichen, Verallgemeinern, Zusammenfassen, ...; Definieren, Klassifizieren, Explizieren, ...; Begründen, Beweisen, Widerlegen, Schlussfolgern, ...; Argumentieren, Erörtern, ...*
- **kontaktive** (soziative) **KV:** 1. kontaktiv-regulative KV: *Begrüßen, Sich Vorstellen/Vorstellen, Eröffnen, Schließen, Anreden, Einladen, Absagen, ...* 2. kontaktiv-expressive KV: *Beglückwünschen, Entschuldigen, Danksagen, Kondolieren, ...*

Kommunikationsverfahren unterscheiden sich im Grad ihrer Komplexität, so dass „das hochgradig komplexe KV nicht als ein KV, sondern als strukturierte Folge von Kommunikationsverfahren aufzufassen“ (WILSKE 1982, S. 43) ist.

Die informierenden und problemklärenden Kommunikationsverfahren sind solche, die für das Sprechen und Schreiben über Sprache Verwendung finden. Einige von ihnen kennzeichnen Schreibformen des muttersprachlichen Unterrichts, wo drei Kategorien von Schreibaufgaben unterschieden werden: Sachverhalte klärende, subjektive Sichtweisen ausdrückende und solche, die dem kommunikativen Schreiben dienen (vgl. FRITZSCHE 1994, S. 46). Innerhalb des klärenden Schreibens lassen sich im Hinblick auf die Sprachverwendung erzählende, darstellende und argumentierende Texte unterscheiden, unter Berücksichtigung unterschiedlicher Gegenstände (Ereignisse, Sachverhalte, Vorstellungen oder Text klären) lassen sich die schulischen Textsorten zuordnen: Erlebnis-, Phantasie-, Bildererzählung; Nach-, Weiter-, Umerzählung; Sachverhaltsdarstellung, Protokoll; Précis, Inhaltsangabe; Erörterung.

Hier bietet sich ein Anknüpfungspunkt für ein Sprechen über Sprache in Texten und zugleich ein Ansatzpunkt für eine alltagsorientierte Form des Sprechens über Sprache im Sinne einer Grammatik für den Sprachgebrauch.

3 Zusammenfassung und Ausblick

Grammatik und Sprachgebrauch sollten nicht getrennt voneinander, sondern in ihren Wechselbezüge betrachtet werden. Die Routinen des natürlichen Sprechens über Sprache bieten Anknüpfungspunkte für eine systematische Beschreibung des Handelns mit Sprache: Kompetente Sprecher verstehen Sprache, kommentieren, beurteilen, bewerten, sprechen über Sprache – Perspektiven dafür zu bieten, dieses Vermögen aktiv und produktiv in Formulierungsprozessen zu nutzen, ist Ziel einer Grammatik für den Sprach- bzw. Schreibgebrauch. Um Fragen nach der Angemessenheit von Formulierungen nicht aus dem Bauch heraus beantworten zu müssen, sondern erläutern zu können, muss das Ineinander von

- Wortbedeutung/Wortform
- Satzstruktur/Äußerungsfunktion
- Handlungskontext/Textsorte

nicht nur nachvollziehbar, sondern auch fassbar, begrifflich gemacht werden. Hierfür bedarf es einer Sprache über die Sprache, einer anschaulichen Meta-Sprache, die verdeutlichend wirkt, indem sie Grammatikwissen und Sprachhandlungswissen wechselseitig in Beziehung setzt (zum Konzept einer multimedialen Umsetzung expliziten Formulierungswissens für das fachspezifische wissenschaftliche Schreiben s. POSPIECH/BÜNTING 2002).

Der Überblick über Formen und Funktionen des natürlichen Sprechens über Sprache einerseits und linguistische Klassifikationen sprachlichen Handelns andererseits hat gezeigt, dass die Nähe einer Terminologie zum alltäglichen Sprachgebrauch nicht gleichbedeutend mit Selbstverständlichkeit der Systematik sein muss:

„Wer Aufsätze oder Bücher über linguistische Themen zur Hand nimmt, der wird mit einer Vielzahl von Fachtermini konfrontiert. Wie in jeder Wissenschaft kommunizieren die Fachleute auch in der Linguistik in definierten ‚termini technici‘ über ihren Phänomenbereich. [...] Wenn dabei in der Linguistik die aus der Schulgrammatik bekannten überlieferten Begriffe nicht ausreichen und durch ein vielfältiges und komplexes Begriffssystem – leider z. T. durch konkurrierende Systeme – ersetzt werden, so ist das sachlich begründet.“ (BÜNTING 1990, S. 18).

Denn ohne eine Terminologie für das Sprechen über Sprache lässt sich nicht verständlich über Sprache sprechen – „Ad-hoc-Bezeichnungen würden in den meisten Fällen normale Gesprächspartner überfordern“ (HERINGER/KELLER-BAUER 1984, S. 67). Wer aber so über den Sprachgebrauch im Alltag sprechen und schreiben will, dass das, was er sagt, nicht nur verständlich, sondern auch für den, der Rat sucht, relevant, nachvollziehbar und anwendbar wird, muss Wege suchen, das natürliche und das systematische Sprechen über Sprache in Beziehung zu setzen, muss ordnen – muss umordnen und zuordnen. Sprechhandlungsbezeichnende Verben und die Formen des Kommentierens bieten Bezugspunkte hierfür.

Das Anliegen zu erklären, wie man angemessen formuliert und warum eine Formulierung als angemessen oder unangemessen zu beurteilen ist, führt dahin, über Sprache in Sprachverwendungskontexten zu sprechen, d. h. Textsorten, Textstrukturen und Äußerungsarten zu beschreiben und zu erläutern. Eine solche handlungsbezogene Erörterung der Frage, warum man Sprache wie gebraucht, kann nicht nur Formulierungen erklären, sondern auch die Alltagsbedeutung expliziter Grammatikkenntnisse verdeutlichen und vielleicht sogar Lust auf Grammatik machen:

„Freiwillig ein Kapitel über Grammatik lesen? Das war doch in der Schule schon so langweilig und so schwierig. Ist das auch Ihre Meinung? Ich würde gerne versuchen, Sie von dieser Meinung abzubringen. So schwierig ist Grammatik nun auch wieder nicht, und langweilig muß sie schon ganz und gar nicht sein“ (BÜNTING 1986, S. 13)

– ganz besonders dann nicht, wenn sie im Dienste der Erläuterung von Möglichkeiten und Wirkungen des Sprachgebrauchs steht.

4 Literatur

- ANTOS, GERD 1982a: Formulierungskommentierende Ausdrücke. In: DETERING, KLAUS 1982: Sprache erkennen und verstehen. Tübingen: Niemeyer, S. 121-131.
- ANTOS, GERD 1982b: Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen: Niemeyer.
- ANTOS, GERD 1988: Eigene Texte herstellen! Schriftliches Formulieren in der Schule. Argumente aus der Sicht der Schreibforschung. In: Der Deutschunterricht 40/1988, Heft 3, S. 37-49.
- ANTOS, GERD 1996: Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen: Niemeyer.
- AUGST, GERHARD 1983: Welchen Sinn hat der Grammatikunterricht in der Schule? In: BRAUN, PETER/KRALLMANN, DIETER (Hg.) 1983: Handbuch Deutschunterricht. Band 1: Sprachdidaktik. Düsseldorf, S. 329-346.
- AUSTIN, JOHN L. 1998 [1962/1975]: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Deutsche Bearbeitung von EIKE VON SAVIGNY. 2. Aufl. Stuttgart: Reclam.
- BÜHLER, KARL 1982 [1934]: Sprachtheorie. Mit einem Geleitwort von FRIEDRICH KAINZ. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe Jena, Fischer. Stuttgart, New York, S. 54.
- BÜNTING, KARL-DIETER 1990 [1970]: Einführung in die Linguistik. 13. Aufl. Frankfurt/M.: Anton Hain
- BÜNTING, KARL-DIETER 1986: Auf gut deutsch. Was ist richtiges Deutsch? Grammatik. Was ist gutes Deutsch? Stil. Köln: Lingen.

- BÜNTING, KARL-DIETER/POSPIECH, ULRIKE 1996: Das Sprachtelefon – Beobachtungen von Unsicherheiten und Unzufriedenheiten von Sprachteilhabern – ein Werkstattbericht. In: BÖKE, KARIN/JUNG, MATTHIAS/WENGLER, MARTIN (Hg.) 1996: Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 121-127.
- FRITZSCHE, JOACHIM 1992: Zur Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts. Band 2: Schriftliches Arbeiten. Stuttgart, Düsseldorf, Leipzig: Klett.
- HÄCKI BUHOFFER, ANNELIES 1993: Sprache – gesehen mit den Augen von Laien. In: KLOTZ, PETER/SIEBER, PETER 1993: Vielerlei Deutsch. Umgang mit Sprachvarietäten in der Schule. Stuttgart, Düsseldorf, Berlin, Leipzig: Klett.
- HERINGER, HANS-JÜRGEN/KELLER-BAUER, FRIEDER 1984: Probleme einer gebrauchsgrammatischen Terminologie. Ein Beitrag zu einer durch die KMK-Empfehlung wieder entfachten Diskussion. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 15/1984, Heft 53, S. 65-86.
- IVO, HUBERT/NEULAND, EVA 1991: Grammatisches Wissen. Skizze einer empirischen Untersuchung über Art, Umfang und Verteilung grammatischen Wissens (in der Bundesrepublik). In: Diskussion Deutsch 22/1991, Heft 118, S. 437-493.
- JAKOBSON, ROMAN 1971 [1952]: Linguistik und Poetik. In: IHWE, JENS (Hg.) 1971: Linguistik und Literaturwissenschaft I. Ergebnisse und Perspektiven. Band II/1. Frankfurt: Fischer Athenäum, S. 142-178.
- LIST, GUDULA 1992: Zur Entwicklung metasprachlicher Fähigkeiten. Aus der Sicht der Sprachpsychologie. In: Der Deutschunterricht 44/1992, Heft 4, S. 15-23.
- MEYER-HERMANN, REINHARD 1976: Zur Analyse metakommunikativer Sprechakte im Sprachunterricht. In: HENRICI, GERT/MEYER-HERMANN, REINHARD (Hg.) 1976: Linguistik und Sprachunterricht. Beiträge zur curricularen Stellung der Linguistik im Sprachunterricht. Paderborn: Schöningh, S. 132-158.
- MICHEL, GEORG 1982: Zum Verhältnis von Sprechakt und Kommunikationsverfahren. Handlungstheoretische Positionen in der Linguistik der DDR. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 35/1982, S. 686-692.
- MICHEL, PAUL 1988: Textkommentierende Signale zur Verbesserung der Verständlichkeit. In: Der Deutschunterricht 40/1988, Heft 6. S. 86-98.
- POSPIECH, ULRIKE/BÜNTING, KARL-DIETER 2002: Vom Schreibprozess zum Textprodukt – Perspektiven der Vermittlung wissenschaftlichen Schreibens mit Ausblick auf das Schreiben im Deutschen als Fremdsprache. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 27/2001, S. 379-402.
- RATH, RAINER 1975a: Korrektur und Anacoluth im Gesprochenen Deutsch. In: Linguistische Berichte 37/1975, S. 1-12.
- RATH, RAINER 1975b: Kommunikative Paraphrasen. In: Linguistik und Didaktik 22/1975, S. 103-118.
- SAXER, ROBERT 1988: Die Angst des Menschen vor der Grammatik. Rationales System und irrationaler Handlungszusammenhang. In: Informationen zur Deutschdidaktik 21/1988, Heft 3, S. 18-24.
- SEARLE, JOHN L. 1980: Eine Klassifikation der Illokutionsakte. In: KUSSMAUL, PAUL (Hg.) 1980: Sprechakttheorie. Ein Reader, übersetzt von PAUL KUSSMAUL. Wiesbaden: Athenaion, S. 82-108.
- WALLER, MANFRED 1989: Komponenten der metasprachlichen Entwicklung und Bedingungen ihres ontogenetischen Aufbaus. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 20/1988, Heft 4, 297-321.
- WILSKE, LUDWIG 1982: Zur Konstituierung und Klassifikation von Kommunikationsverfahren. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 35/1982, S. 37-44.
- WUNDERLICH 1976: Was ist ein Sprechakt? In: GREWENDORF, GÜNTER (Hg.) 1976: Sprechakttheorie und Semantik, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 276-325.

Sprachbewusstheit und grammatisches und stilistisches Formulieren: Falsche Kollokationen und verformelter Sprachgebrauch in Oberstufenaufsätzen

Wolfgang Eichler (Oldenburg)

1. Umriss des Problemfeldes

Aufsatzschreiben in der Schule ist heute mehr denn je ein schwieriges Ding, genauso wie das Verfassen von Texten für eine (gewählte oder nicht gewählte) Öffentlichkeit durch Erwachsene. Die Beobachtungen von Augst und Faigel (1994) zur deutlichen Verzögerung des Erwerbs einer von der lediglich schriftlichen Aufzeichnung oraler Sprache verschiedenen Schreib- Schriftsprache, beginnend erst vom 14. Lebensjahr an aufwärts und reichend bis in die Studentenzeit, legen nahe, dass wir es mit Formulierungsproblemen zu tun haben, wenn Schülerinnen und Schüler erst so spät überhaupt das, was wir früher einmal „Sprachgestaltung“ nannten, zu lernen scheinen. Es kann mittlerweile davon ausgegangen werden, dass ein Teil der Menschen überhaupt nicht oder nur rudimentär schriftsprachliches Gestalten lernt.

Die deutliche Verzögerung gegenüber dem noch 1970 von Pregel beobachteten Standard hat sicher damit zu tun,

- dass die Normen in der Schule gesenkt wurden und unverbindlicher geworden sind
 - vgl. die Diskussionen zum Musterlernen und zum freien oder kreativen Schreiben,
- dass durch das Aufkommen von neuen Kommunikationstechniken wie Telephon, Rundfunk, Fernsehen, Kassettenrecorder, Fax, E-Mail und Internet einschließlich der Praxis vorformatierter Texte (Formulare u. a.) insgesamt weniger selbst formuliert und geschrieben wird und werden muss,
- dass es ggf. neue Sprachvorbilder für die Jugendlichen gibt als die, die die Schule vertritt.

Das wirft die Frage auf, woher wir und unsere Schülerinnen und Schüler heute die Sprachvorbilder für die Versprachlichung komplexer Sachverhalte beziehen und lernen, die schriftsprachlichen Normen sorgfältiger Wortwahl und grammatisch präziser, komplexer syntaktischer Konstruktion zu bewältigen. War es früher das an Schultextsorten orientierte Musterlernen und der hohe sprachgestalterische Anspruch der Schule, die die Schüler und Schülerinnen schon ab dem Ende der Grundschule leitete, so scheint es heute mehr und mehr das Vorbild der öffentlichen Sprachverwendung in der Zeitung, der gesprochenen Schriftsprache, in Rundfunk und Fernsehen zu sein, die Einfluss nimmt – Schreib- und Schriftspracherwerb als Ausfluss des Mediengebrauchs also – oder: Die Schülerinnen und Schüler schreiben heute so, wie es ihnen in der einseitigen, indirekten Kommunikation der öffentlichen Medien vorgemacht wird.

Dabei lernen die Schülerinnen und Schüler allerdings nicht mehr so sehr, Texte als Ganzes nachzuahmen, sondern sie lernen den journalistischen Jargon, sie lernen Redensarten, feste Wendungen (Patterns) und häufige Konstruktionsmuster, die sie dann mehr oder weniger geglückt in ihre eigenen Texte einbauen, die vielleicht auch eigene (Sprach-)Ideen ersetzen. Ja, man hat sogar manchmal den Eindruck, sie lassen sich von immer wiederkehrenden Redensarten und Leerformeln von beliebten Sprach- und Konstruktionsmustern geradezu durch den Text tragen.

Auf diesen „verformelten“ Sprachgebrauch habe ich (Eichler-Münchhoff 1976) in einer Untersuchung über Aufsätze von Schülern des Wirtschaftsgymnasiums hingewiesen und erste Kategorien entwickelt, in gewisser Weise ist der vorliegende Beitrag eine Weiterentwicklung dieses Ansatzes. Diesmal geht es um Aufsätze überwiegend aus dem 12. und 13. Schuljahr (Polytechn. Oberschule, ehem. DDR, Gymnasium).

Der angesprochene verformelte Sprachgebrauch in der Attitüde öffentlicher Kommunikation hat zwischenzeitlich in den Schülerarbeiten nicht nur zugenommen, er ersetzt – so beobachtet der erstaunte Leser – auch in Texten für die Öffentlichkeit das eigene Wort, wie die folgenden Auszüge zeigen:

Auszüge aus dem Programmheft des Ohmbacher Seefests (vom 20.-22. Juli 2001)

Aus dem Grußwort von Karl-Heinz Schoon, Bürgermeister: „Bitte nehmen Sie unsere Hauptsponsoren, Sponsoren, Werbe- und Medienpartner angenehm wahr und berücksichtigen diese verstärkt bei ihren persönlichen Kaufentscheidungen.“

„1992 als Coverband gestartet, erspielt sich Snail’s House schnell einen hervorragenden Ruf als erstklassige Partyband über die Grenzen von Rheinland-Pfalz hinaus. Der Begriff „Kult“-Band trifft nunmehr messerscharf und haargenau auf die vier sympathischen Jungs zu.“

„Sieben Musiker drehen auf und wollen sich in der anspruchsvollen Welt der Musik einen Namen machen. Um den Geschmack von Jung und Alt zu treffen, haben sie sich ein Repertoire mit Kult-Klassikern aufgebaut.“

„Romantik Pur, wenn auf dem See selbst, aber auch im Uferbereich ein Parterre-Feuerwerk gezündet wird, bei dem die Wasserfläche in ein buntes Farbenmeer getaucht wird.“

Beim Einbau fester Wendungen entstanden in diesem Programmheft z. T. Kollokationen, Wort- und Satzglied-Zusammenstellungen mit unfreiwilliger Komik.

Damit ist – und wir kehren jetzt zu den Schülerinnen und Schülern zurück – die Mehrfachproblematik verformelten Sprachgebrauchs angesprochen:

Wendungen, Redensarten und Konstruktionsmuster, die in bestimmten Zusammenhängen einen guten Platz haben, sind andernorts oft weniger gut oder deplaziert: sie haben nämlich sehr komplexe Einfügungsbedingungen, Selektionsbeschränkungen grammatischer, syntaktosemantischer und pragmatischer Art, die dem professionellen Schreiber, dem Journalisten oder Redeschreiber zwar geläufig sind aber vom Lernenden erst erfüllt und erarbeitet werden müssen.

Besonders metaphorische Wendungen und sprachliche Bilder, die auf die Menschen offenbar eine große Anziehungskraft ausüben, sind in der Nutzung schwierig, weil bei ihnen noch die Gefahr der Ambiguität, der Mehrdeutigkeit durch die mögliche Demetaphorisierung (das Wörtlich-Nehmen) dazukommt. Dass verformelte Texte zudem oft leerformelhaft, phrasenhaft wirken, was auch Profis passiert, wenn sie nichts zu sagen haben, sei noch einmal angemerkt.

Formulierungsfehler und Formulierungsschwächen gibt es also oft unbemerkt, wenn Wortgruppen, Redensarten (hier als Kollokationen bezeichnet), die aus den ursprünglichen Zusammenhängen herausgenommen und gespeichert wurden, in neue Zusammenhänge hereingebracht werden und dort nicht so recht passen. Dazu kommt beim Leser die Gefahr der versehentlichen Demetaphorisierung von sprachlichen Bildern (z. B.: „Wohnung zum Beben bringen“) und der unaufmerksamen grammatischen Konstruktion, und im Extremfall kann dieses Verhalten einen Text zur Stilblütensammlung verkommen lassen.

Dazu ein Beispiel. In einem Text eines Abschlussaufsatzes über Goethes Faust, Szene „Prolog im Himmel“, fanden sich neben vielen anderen die folgenden unglücklichen oder falschen Kollokationen:

„Mephisto sagt den Menschen das Tätigsein ab.“ (Wortwahl absagen wohl für absprechen, Tätigsein wohl verkürzt aus Fähigkeit zum Tätigsein)

„Als die Rede auf Faust zu sprechen kommt ...“ (Kontamination zweier Wendungen: Die Rede kommt auf ... und man kommt auf x zu sprechen).

„Der Herr hat Faust schon seit einiger Zeit ins Auge gefasst.“ (Wendung ins Auge gefasst unpassend eingebaut).

„Der Herr führt Mephisto auf Faust hin, um Mephisto für sich zu gewinnen.“ (Konstruktion: führt auf hin, sachlich falsche Wendung für sich gewinnen).

„Mephistos Auffassung (vom Menschen, d. Verf.) begründet sich sicherlich auf dessen Position als Teil der Hölle.“ (Wortwahl begründet für gegründet, unpassende Wendung auf dessen Position als und Teil der).

„Die sicherlich veraltete Meinung „Alles Gute kommt in den Himmel und alles Schlechte kommt in die Hölle“ findet hier einen Ansatzpunkt, nur dass man das Ganze umgekehrt sehen sollte.“ (Wendung findet einen Ansatzpunkt und das Ganze umgekehrt sehen jeweils falsch eingebaut).

„Er kritisiert öffentlich vor dem Herrn.“ (falsch einkonstruiertes vor bzw. fehlendes Akkusativobjekt).

„Später stellt Mephisto sich Faust als negierende Erscheinung vor.“ (Wendung negierende Erscheinung unpassend eingebaut).

„Das Drama wird später gekennzeichnet durch den Versuch Mephistos, Faust zu verführen ...“ (Wortwahl gekennzeichnet).

Es ist unschwer zu erkennen, dass falsch eingebaute oder verkürzte Redenarten und feste Wendungen in diesen Kollokationen „ihr Unwesen bis hin zu grammatischen Fehlern getrieben haben“ und dass, wie oben und eben vorgemacht, besonders sprachliche Bilder/Metaphern „eine große Anziehungskraft ausüben“.

2. Kategorisierte und analysierte Beispiele

Im Folgenden werden falsche Kollokationen nach Typen geordnet und mit auch für Schüler aussagekräftigen Namen versehen vorgestellt. Sie werden voranalysiert und z. T. korrigiert, so wie man es im Unterricht wohl gut machen könnte. Fast alle Beispiele kommen aus Aufsätzen einer 12. Klasse im Rahmen der Interpretation von Hamlets Monolog, 4. Akt, 4.Szene, „Sein oder Nicht-Sein ...“

Gruppe 1: „Fälle verwechselt“

Die Verwechslung der Kasus, meist zwischen Dativ und Akkusativ, ist nicht nur Ausdruck einer Unsicherheit in der Flexion sondern oft auch eine „Ansichts“frage: Liegt eine Richtungs- oder Ortsfocussierung seitens des Schreibers, der Schreiberin vor.

Reine Verwechslung ist wohl:

- a) „Shakespeare will mit diesen Monolog ...“

Nach der Präposition in sind aber beide Focussierungen prinzipiell möglich:

- b) „Shakespeare steckt in diesem Monolog seine ganze Menschenkenntnis.“ (Blickwinkel falsch).
- c) „Die Personen in seinen Drama sind ...“ (Verwechslung bzw. Blickwinkel falsch).

Nicht immer ist es aber die Verwechslung von Dativ und Akkusativ:

- d) „Auch den Krieg gegen Polen ist sinnlos ...“ (wohl Nachwirkungsfehler, im Vorsatz stand „zogen in den Krieg“).
- e) „Es gibt noch die innere Unruhe vom Volk.“ (Präpositionalform statt des Volkes oder im Volk).

Gruppe 2: Falsche Wortwahl, oft veranlasst durch eine Redensart, die ganz oder teilweise falsch eingebaut wurde.

- a) „Er weiß, dass er Mittel und Zweck besitzt, seinen Vater zu rächen.“ (zugrundeliegende Redensart Mittel zum Zweck, ev. kontaminiert mit Mittel und Wege).
- b) „... weil er sich widerrechtlich an die Spitze des Landes gebracht hat“ (zugrundeliegende Redensart jmdn. an die Macht bringen).
- c) „Shakespeare führt in seinem Werk aber noch einen zweiten Hintergrund auf.“ (gemeint ist wohl einführen, besser wäre „stellt einen weiteren Hintergrund dar ...“).
- d) „Der Eingriff der Norweger auf ein von Polen besetztes Gebiet.“ (besser Angriff, zugrunde liegt wahrscheinlich Eingreifen, falsch konstruiert).
- e) „Shakespeare erreicht große Wirkung, weil er mit historischen Hintergründen arbeitet, die er dann zu einem Drama aufbaut.“ (neben etwas problematischer Konzeption des Sachverhalts liegt hier eine feste Wendung mit x arbeiten und x zu y aufbauen zugrunde, beides in diesem Kontext unpassend.)
- f) Shakespeare wird nur noch von der Antike überboten (Wendung von etwas überboten werden in diesem Kontext unpassend).

Gruppe 3: Doppelt ausgedrückt, weil nicht aufmerksam genug mit Possessiva oder mit Bedeutungsgehalten umgegangen wird.

- a) Shakespeare zeigt die Entwicklung Hamlets und seine Zweifel und Ängste, die er besitzt
- b) Hamlet spricht in seinem Monolog mit sich selbst.
- c) ... schränken die Entwicklung des bürgerlichen Aufbrechens sehr deutlich ein.

Gruppe 4: Phrasenhafter Stil, Leerformeln, die meist durch die Häufung von Redensarten zustandekommen:

- a) „Dies ist ein Satz, der es wirklich in sich hat und den man nicht auf die leichte Schulter nehmen sollte.“ (Aufgeblasene Konstruktion, es würde genügen: „Dies ist ein wichtiger Satz.“)
- b) „Dies ist ein revolutionäres Voranschreiten in der Entwicklung des Dramas“ (dito, besser und einfacher: „Hier entwickelt sich das Drama ungewöhnlich.“).
- c) „Die besonderen Zwänge und ideologischen Besonderheiten (!) des Feudalismus schränken die Entwicklung des bürgerlichen Aufstrebens sehr deutlich ein.“ (Besser und einfacher: „Der Feudalismus behindert den Aufstieg des Bürgertums.“).
- d) „Bei (Wortwahl!) einem Feldzug gegen Polen sagt der anwesende (Wortwahl!) Hamlet, dass 2000 Tote der feindlichen Armeen den Zwist noch nicht beenden.“ (Gemeint ist wohl: „Auch der Tod von 2000 Feinden reicht noch nicht aus, um den Zwist zu beenden.“)
- e) „Shakespeare ist einer der bedeutendsten (sic) Schriftsteller seiner und der heutigen(sic) Zeit.“ (Sachfehler)
- f) „Und er stellt eine tragische Schuld dar, indem er den Helden sterben lässt.“ (nur dadurch?, eine Schuld kann man auch nicht „darstellen“)
- g) „Zum höchsten Gut des Menschen gehört auch das Handeln und das Aneignen von Wissen – nicht nur der Schlaf und das Essen“ (letzteres eine Formel aus dem Monolog, hier gleich mitverwertet).

Soweit die Beispiele aus den Hamlet-Aufsätzen, ein literarisches Thema kann sehr „fündig“ sein, weil Interpretationen anspruchsvoller Texte zu einem als angemessen empfundenen komplexen Sprachgebrauch verleiten, der dann aus Sprachformeln geleistet wird.

Die folgenden Beispiele stammen überwiegend aus Problemaufsätzen ostdeutscher Schülerinnen und Schüler.

Gruppe 5: Kontamination: Zwei oder mehr Kollokationen in eine gebracht

Dies geschieht, wenn sich zwei oder mehr feste Wendungen oder Redenarten ins Bewusstsein drängen und dann miteinander in einer Kollokation „verwoben“ werden. Es lohnt sich in der Schule eine genauere Analyse vorzunehmen.

- a) „Die Häftlinge waren ihrer Sache bewusst, dass das Kind aus dem Lager muss.“
Was ist darin enthalten, kontaminiert?
Die Häftlinge waren sich der Tatsache bewusst, ...
Die Häftlinge waren sich (der Sache) sicher,..(die Kontamination wird deutlich bei der Analyse auf die „Quasitiefenstruktur“)
Abhilfe: Wie kann ich es einfach, mit eigenen Worten sagen? (=kommunikative Paraphrase):
z. B. „Die Häftlinge glaubten, meinten, waren sicher, beschlossen ...“
- b) „Die Befreiung des Lagers stand kurz vor Beginn.“
Was ist darin enthalten, kontaminiert?
Die Befreiung des Lagers stand kurz bevor und

Die Befreiung des Lagers begann bald. (Analyse auf Quasitiefenstruktur oder syntaktosemantische Paraphrasen)

Abhilfe: Wie kann ich es einfach, mit klaren eigenen Worten sagen (kommunikative Paraphrase)?

z. B. „Bald würde das Lager befreit werden.“

Es geht auch die syntakto-semantische Paraphrase

c) „Die Gefangenen und das Lagerkomitee hat ihre Aufgaben und Interessen gut gemeistert und verwirklicht.“

Zunächst ist in dieser Dreifachkontamination ein Konstruktionsfehler enthalten und zu verbessern: hat statt haben (Kongruenz).

Was ist darin enthalten? Die Wendungen

Die Gefangenen und das Lagerkomitee haben ihre Aufgaben gut gemeistert und

Die Gefangenen und das Lagerkomitee haben ihre Interessen gut vertreten und

Die Gefangenen und das Lagerkomitee haben ihre Ziele gut verwirklicht (Analysen auf Quasitiefenstrukturen, syntaktosemantische Paraphrasen)

Wie kann ich es besser und mit eigenen Worten ausdrücken (kommunikative Paraphrase):

„Die Gefangenen und das Lagerkomitee haben ihre Aufgaben gut erfüllt und ihre Interessen gut vertreten.“ oder

„Die Gefangenen und das Lagerkomitee haben gut gearbeitet.“

Gruppe 6: Falscher inhaltlicher Bezug, weil alles viel zu kompliziert angegangen wurde

a) „... dass das fortschrittliche Denken noch nicht für einen Umschwung genügt. Den Umschwung zum Aufbäumen gegen den Feudalismus“

Es fehlt mindestens der Anschluss mit für, besser ist „Der Umschwung wäre das ...“, Mängel auch in der Wortwahl).

b) „Er merkt auch, dass jeder, der Macht hat, nicht ohne Feinde und Intriganten ist, sowie innen- als auch außenpolitisch.“

Hier wurde ein falsches Anschlusswort sowie, statt sowohl gewählt, wohl aus fester Wendung. Auch die Wortwahl innen-, außenpolitisch ist formelhaft.

c) „Wer hat nicht schon einmal im Geschichtsunterricht Auszüge aus Zeitungen gesehen, deren einziger Zweck die Verherrlichung einer Regierung war.“

Wessen Zweck war die Verherrlichung der Regierung? der ganzen Zeitung?, der Auszüge? oder der Auswahl der Auszüge im Geschichtsunterricht?

Wahrscheinlich keins von allen, sondern die Verherrlichung war Gegenstand der Artikel, aus denen Auszüge für den Geschichtsunterricht gemacht wurden. Außerdem: Es geht wohl weniger um das Sehen der Auszüge als um das Lesen, Besprechen ...

Wie kann ich es eindeutiger, korrekt, und besser und ggf. einfacher sagen? : „Wer hat nicht schon einmal im Geschichtsunterricht Auszüge aus Zeitungsartikeln gelesen, in denen es nur darum ging, (die Arbeit) eine(r) Regierung zu verherrlichen ...“

d) „Auch später konnte ihm das Einordnen in die tägliche Lebensweise durch unser sozialistisches Bildungssystem erleichtert werden!“

Wer ordnet hier ein, derjenige, der „draußen“ war oder das Bildungssystem, das sol-

chen Menschen wieder die Einordnung möglich macht. Wahrscheinlich meint der Autor (und so sollte man es denn auch ausdrücken): „Auch später machte unser sozialistisches Bildungssystem es ihm möglich, sich in das normale Leben wieder einzuordnen/zurück-zukehren...“, die verkürzende, aber nach Aktiv oder Passiv hin offene Nominalisierung Einordnen und die Konstruktion mit dem Funktionswort „durch“ schaffen eine schwer durchschaubare, „linksverzweigende“ Konstruktion.

Wie kann ich es besser und eindeutiger sagen?: „Auch später machte unser sozialistisches Bildungssystem es ihm möglich, sich in das normale Leben wieder einzuordnen.“

Damit sind wir bereits bei zwei anderen, ganz schwerwiegenden und häufigen Kollokationsproblemen, der „verfluchten Nominalisierung“ und „immer nur „durch“ als Funktionswort.“

Gruppe 7: Die verfluchte Nominalisierung

Der Gebrauch von nominalisierten Verben in amtlichen und öffentlichen Texten ist bekannt; er bewirkt Distanzierung und dient der Verkürzung auf begriffliche Sachverhalte (Verdinglichung). Nicht selten sind die nominalisierten Verben aktiv- und passivfähig, so dass bei der Nominalisierung Mehrdeutigkeiten möglich sind (vgl. das übliche Beispiel: Die Entdeckung des Studenten erregte Aufsehen: Wer entdeckt und wer wird entdeckt). Gleichzeitig ziehen Nominalisierungen oft komplizierte Konstruktionen mit Genitiv nach sich oder verleiten zu Anschlüssen mit „durch“ als Funktionswort, s. Gruppe 6, letztes Beispiel. Diese Nominalisierungsfolgen werden von den Schülerinnen und Schülern dann oft nicht bewältigt. Unser Bemühen im Unterricht dient der Auflösung und oft auch dem Verzicht, im letzten Beispiel oben mit einzuordnen bereits vorgeführt.

a) So sollte aus

„... findet ein Abstumpfen der Zuschauer statt.“

mit eindeutiger Aussage werden:

„... stumpfen die Zuschauer ab“ oder „werden die Zuschauer abgestumpft.“

b) aus

„Zebrastreifen sollen das überqueren(!) der Passanten sichern.“

wird besser:

„Zebrastreifen sorgen dafür, dass die Passanten sicher die Straßen überqueren können.“

c) aus falsch konstruiertem

„Den grausamen Folterungen bleiben sie standhaft“

(es fehlt mindestens gegenüber) wird besser:

„Obwohl sie grausam gefoltert wurden, blieben sie standhaft.“

Gruppe 8: Weg mit „durch“ als Funktionswort!

Neben Mehrdeutigkeiten, die entstehen, wenn „durch“ als Funktionswort mit „durch“ als lokaler Präposition verwechselt werden kann:

a) „Morgens stehe ich durch den Wecker auf“

(gemeint ist: werde ich vom Wecker geweckt und stehe dann auf) entstehen auch unschöne und fehlerträchtige Großkonstruktionen, wie ich sie in Eichler/Münchhoff 1976, S. 179 bereits vorgestellt hatte. Der Leser, die Leserin beobachte selbst einmal, wie die fol-

gende Konstruktion zunehmend außer Kontrolle gerät und sich zuletzt selbst zerstört: „In unserer Wirtschaft werden heute Maschinen benützt, durch die der nötige Arbeitsaufwand auf ein Mindestmaß reduziert wird, durch die riesigen Datenverarbeitungsmaschinen ist das Speichern und Berechnen wichtiger Daten wesentlich leichter und zudem ist jede Art von Fehlerquellen ziemlich ausgeschlossen. Auch durch einen anderen Vorteil unserer heutigen Technik profitiert die Wirtschaft. Durch die modernen Verkehrsmittel ist das Überbrücken von riesigen Entfernungen eine Kleinigkeit... Auch in unserem Haushalt gibt es durch die Entdeckung und Erfindung neuer Geräte, wie selbstreinigende Töpfe; durch künstlich hergestellte Stoffe gibt es überall neue Geräte und Grundstoffe, durch die unser Leben erleichtert werden.“

Wie kann man so etwas verbessern? Nicht nur mithilfe(!) bedeutungsgenauerer Funktionswörter wie wegen, infolge, aufgrund, in, mit Hilfe u.a. sondern vor allem durch(!) die konsequente Auflösung der komplexen Struktur und Denominalisierung in Form einer kommunikativen Paraphrase, also z. B.:

In unserer Wirtschaft werden heute Maschinen benützt, die den Arbeitsaufwand erheblich reduzieren. Mit leistungsfähiger Datenverarbeitung können Daten leichter gespeichert und fehlerfrei gerechnet werden. Auch anderes aus der modernen Technik fördert die Wirtschaft. Mit den neuen Verkehrsmitteln kann man leicht große Entfernungen überbrücken, und in unseren Haushalten gibt es neu erfundene Helfer, wie selbstreinigenden Töpfe und ... Kunststoffe sind der Grundbaustoff für viele neue (und alte) Geräte, die unser Leben erleichtern.

3. Auswertung für die Schule

Wie nun mit solchen falschen Kollokationen in der Schule umgehen. Einiges hat sich in der Analyse bereits angedeutet.

Man braucht Geduld und viel Reflexionsarbeit ist notwendig. Vier Ziele liegen nahe und können mit Erfolg angesteuert werden:

Einmal müssen die Jugendlichen falsche Kollokationen erst einmal wahrnehmen, erkennen lernen und lernen, sie durch eine quasi-tiefenstrukturelle Analyse (vgl. Eichler 1972 und 76) aufzulösen, Frage in etwa „Was steckt da drin?“

Dazu sollten die Verstöße einprägsame „Warn“-Namen bekommen, so wie oben versucht, damit man sie sich gut merken kann, Frage in etwa: „Was habe ich da eigentlich gemacht?“

Des Weiteren müssen die Schülerinnen und Schüler kommunikative und syntaktosemantische Paraphrasestrategien (siehe Eichler ebenda) vermittelt bekommen, mit deren Hilfe sie die Verbesserung vornehmen können, Aufgabe in etwa „Wie kann ich es besser (einfacher, klarer) anders sagen?“

Schließlich muss auf die Gefahr des verformelten Sprachgebrauchs als solchen hingewiesen werden und zur Eigenständigkeit im Sprachgebrauch angeleitet werden. Oberstes Gebot sollte sein: „Meine eigenen Worte müssen es sein!“

Methodisch haben sich bei unseren Erprobungen die bislang eher in der Grundschule eingesetzten Schreibkonferenzen bewährt: mehrere SchülerInnen arbeiten gemeinsam mit dem Autor/der Autorin an der Verbesserung eines Textes, vgl. Spitta 1992, hier allerdings strikt thematisch gebunden. Auch die Arbeit mit der Gesamtklasse oder fest installierten Arbeitsgruppen brachte, war das Problem erst einmal erkannt, gute Ergebnisse.

Die moderne fachdidaktische Richtung „Texte verfassen als Prozess“ kommt hier gut zum tragen. Und: Vorübungen im Bereich „Gleiches mit ähnlichen/gleichen Worten verschieden sagen“, verschiedene sprachliche Formen in transformationellen Übungen erproben (vgl. Eichler 1979 und 1998, S. 250) helfen wesentlich weiter in Richtung auf die kreative Korrektur. Und diese nun ist ein zentrales Thema des Grammatikunterrichts, vgl. Eichler 1998, S. 239.

Aber noch auf etwas anderes soll hingewiesen werden: Bei meiner Mitarbeit als Konsorte in der PISA-Nachfolgestudie der Kultusministerkonferenz Deutsch-Englische Sprachkompetenz bei Schülerinnen des 9. Schuljahres -international (DESI), die bei 12.000 Schülerinnen in verschiedenen Bereichen der Sprachkompetenz (Deutsch in den Domänen Leseverständnis, mündliche Kommunikation, Wortschatz, Sprachbewusstheit/Grammatik, Texte Verfassen curriculumrelevante Leistungsdaten) erhebt und Leistungsstandards vorbereitet, haben sich im Bereich Sprachbewusstheit/Grammatik Testaufgaben aus dem Bereich der falschen Kollokationen in der Pilotstudie als außerordentlich valide und reliabel erwiesen, fast möchte man sagen, hier befindet sich das „Zentrum“ der Sprachbewusstheit – language awareness – im muttersprachlichen Bereich. Eine Vorstudie aus DESI kann in dieser Zeitschrift angekündigt werden.

Literaturhinweise

- Baurmann, Jürgen / Ludwig, Otto: Texte überarbeiten. Zur Theorie und Praxis von Revisionen, in Bouecke / Hopster 1985, S. 254-276
- Bouecke; Dietrich / Hopster Norbert, Hrsgg, Schreiben - Schreiben lernen, Tübingen 1985
- Eichler, Wolfgang, 1972: Zum Aufbau eines für die Schulpraxis geeigneten Grammatikmodells, In Der Deutschunterricht 1972, H. 3, S. 69-97
- Eichler, Wolfgang, 1976, Paraphrasen im Aufsatzunterricht der Sekundarstufe II, in Henrici / Meyer Herrmann Hrsgg. 1976, S. 192-205
- Eichler, Wolfgang und Münchhoff, Uwe, 1976, Sprachlich Problematisches in Problem und Textaufsätzen von S.II- Schülern an berufsbildenden Schulen, in Linguistik und Didaktik 27, 1976, S. 171-183
- Eichler, Wolfgang 1998: Grammatikunterricht, in G. Lange u.,a. Hrsgg, 1998, S.226-257
- Eichler, Wolfgang, 2003, Sprachbewusstheit/Grammatik in DESI, Internet Homepage Eichler: <http://www.uni-oldenburg.de/fb11/germanistik/eichler.htm>
- Fritsche, Joachim, 1989 Schreibwerkstatt, Stuttgart
- Gocht, Peter, 1974, Orientierungsversuch eines Grammatikliebhabers, In Der Deutschunterricht, 1974, H 2, S.4-16
- Henrici, Gert / Meyer Herrmann, Reinhard, Hrsgg: Linguistik und Sprachunterricht, Frankfurt 1976
- Lange, Günther u.a., Hrsgg, 1998, Taschenbuch des Deutschunterrichts, Baltmannsweiler, 6. Aufl. 1998
- Spitta, Gudrun, 1992, Schreibkonferenzen - ein Weg vom spontanen Schreiben zum bewussten Verfassen von Texten in Kl. 3 und 4, Frankfurt M. 1992

*Faszination
Sprache*

Technologie &
Fachsprache

Auditive Sprachqualitätsmessung: Ein modernes Anwendungsgebiet von Sprach- und Kommunikationswissenschaften im Zusammenhang von Informations- und Kommunikationstechniken

Ute Jekosch (Bochum)

„Sprich nicht so undeutlich und etwas lauter, wenn's geht!“ „Ich verstehe Dich nicht! Stell' bitte das Radio leiser!“ „Könnten Sie bitte etwas langsamer sprechen? Ich lerne zwar seit einiger Zeit deutsch, kann Ihnen aber nicht so recht folgen!“ „Was hast Du gesagt? Ich habe gerade nicht aufgepasst!“ „Da steht wohl jemand auf der Leitung! Deine Stimme klingt so, als seiest Du unendlich weit entfernt!“ ...

Gesprächssituationen, die uns allen wohl bekannt sind. Das Gesprochene wird vom Hörer aus unterschiedlichen Gründen nicht oder nur schwer verstanden, Stimmen klingen unnatürlich und verzerrt. Damit der Gedanken- und Informationsaustausch besser gelingt, wird der Sprecher vom Hörer über dessen Verstehensschwierigkeiten informiert. Normalerweise reagiert der Sprecher auf solche Rückmeldungen, indem er beispielsweise seine Sprechweise den Bedingungen der Kommunikationssituation anpasst oder Quellen, die störende Umgebungsgeräusche verursachen, ausschaltet. Durch seine Rückmeldungen, die auch gestischer oder mimischer Art sein können, strebt der Hörer eine Optimierung des zum Kommunikationserfolg notwendigen Hör- und Konzentrationsaufwandes an.

Wenn Sprech- und Höraufwand in einem ausgewogenen Verhältnis stehen, ist das Gesprochene vorwiegend reiner Informationsträger und somit pures Mittel zum Zweck. Der Hörer wird sich keineswegs in jedem einzelnen Fall der inhärenten Beschaffenheit und Wirksamkeit von lautsprachlichen Äußerungsformen bewusst, nicht zuletzt deshalb, weil der normal hörende Mensch im sozialen Umfeld täglich von sprechenden Menschen umgeben ist. Gesprochene Sprache ist in ihrer Materialität stark verwurzelt, sie gilt als etwas Selbstverständliches, etwas Normales. Was den Hörer primär interessiert, ist der Inhalt des Gesprochenen, das, was durch die lautsprachliche Äußerung bezeichnet wird, weniger die Materialität des Bezeichnenden, die Form des lautsprachlichen Zeichens selbst.

Das ändert sich jedoch, wenn die lautsprachliche Äußerung ihren Zweck nicht mehr erfüllt, wenn das Gesprochene nicht eindeutig verstehbar bzw. verständlich ist. Die Aufmerksamkeit des Hörers richtet sich dann auch auf die Form des Gesprochenen, d. h. der Informationsträger als solcher rückt plötzlich in den Vordergrund. Wortwahl, also Wahl des Informationsträgers, lautsprachliche Realisierung, situative Angemessenheit des Gesprochenen, Kontamination des Sprachschallsignals durch Störschalle, beeinträchtigt Hörvermögen oder mangelnde Aufmerksamkeit können herausragende Gründe für Verstehens- und Verständnisprobleme sein. Solche Schwachstellen im gesprochen-sprachlichen Kommunikationsablauf kann der Hörer in der

Regel ohne Probleme identifizieren. Das bedeutet mit anderen Worten, dass der Hörer eine – zumindest grobe – Vorstellung davon hat, welche lautsprachlichen Äußerungsformen tolerabel bzw. akzeptabel sind und wann er den Sprecher besser bittet, seine Sprechweise den situativen Gegebenheiten anzupassen.

Es ist für alle am Kommunikationsprozess Beteiligten selbstverständlich wünschenswert, dass die sprachliche Verständigung direkt und ohne korrigierende Rückmeldung gelingt. Sprecher und Hörer haben gewöhnlich ein sehr feines Gespür dafür, wann und wie sie sich den jeweiligen Kommunikationsbedingungen bestmöglich anpassen.

Anpassung ist jedoch ein aktiver Prozess. Er setzt voraus, dass Sprecher und Hörer kooperativ sind, dass sie willens sind, sich mit der Kommunikationssituation aktiv auseinander zu setzen, um aktuelle Voraussetzungen und Bedingungen im sprachlichen Verständigungsbemühen zu berücksichtigen. Das allein reicht jedoch keineswegs aus, denn eine Anpassung wird nur dann optimal gelingen, wenn die Gesprächspartner auch alle Störfaktoren kennen, die die sprachliche Verständigung beeinflussen. Befinden sich z. B. Sprecher und Hörer in einem Raum, in dem die sprachliche Verständigung durch Baulärm beeinträchtigt ist, so erfahren beide Kommunikationspartner den Störfaktor „Baulärm“ in derselben Störschallumgebung in nahezu gleicher Weise. Beide können sich auf die Umgebungsbedingungen einstellen.

Anders verhält es sich, wenn Sprecher und Hörer räumlich voneinander getrennt sind und elektronische Kommunikationsmittler als Übertragungsmedium verwenden:

Wird z. B. ein Autofahrer über ein Mobilfunktelefon von seinem Gesprächspartner erreicht, so können Sprachqualitätseinbußen durch Feldstärkeschwankungen auftreten. Feldstärkeschwankungen ergeben sich u. a. aus wechselnden Übertragungsbedingungen in der landschaftlich-baulichen Umgebung, durch die sich der Mobilfunkteilnehmer bewegt. Der Anrufer kann, während er spricht, nicht voraussehen, wann Übertragungsstörungen auftreten, und er weiß auch nicht, wie sich diese im übertragenen Sprachsignal äußern. Folglich kann er sich den spezifischen Merkmalen von Funkübertragungsstörungen nicht oder zumindest nur bedingt anpassen. Es kommt erschwerend hinzu, dass selbst eine Bitte des Hörers, deutlicher oder lauter zu sprechen, im nächsten Moment bereits hinfällig sein kann, wenn sich die Feldstärkebedingungen in der Zwischenzeit kommunikationsvorteilhaft geändert haben.

Es gibt folglich Störfaktoren in der lautsprachlichen Kommunikation, die außerhalb der Kontrolle der am Gespräch Beteiligten liegen. Sie treten u. a. dann auf, wenn sich Sprecher und Hörer elektronischer Informations- und Kommunikationstechniken bedienen. So wird z. B. durch das Funktelefon die Möglichkeit geschaffen, zu jeder Zeit an jedem Ort zu telefonieren, ohne an einen bestimmten Standort gebunden zu sein. Im Vergleich zum stationären Telefon bedeutet das zwar eine Steigerung der Systemleistung in Bezug auf die Benutzerfreundlichkeit, die reaktive Anpassungsmöglichkeit an die spezifischen Kommunikationsbedingungen ist jedoch begrenzt (zeitvariantes System).

Gegenwärtig sind vielfältige Kommunikationstechniken verfügbar, durch die der sprachlich-kommunikative Handlungsbereich faktisch erweitert wird. Obwohl Wissenschaft und Technik bereits vielfältige Lösungen für moderne Informations- und Kommunikationsaufgaben bereitstellen, ist die Diversifikation der Angebotsvielfalt noch immer nicht erschöpft. Im Bereich der modernen Telekommunikationstechnik und Telematik ist es nicht mehr allein der ungestillte Bedarf des Kunden, der lautstark zu Innovationen aufruft und die Technologieentwicklung antreibt. Das bestehende Warenangebot ist bereits äußerst vielseitig und umfangreich. Das Ziel des

nach Erfolg strebenden Kommunikationstechnologien ist es nicht mehr allein, möglichst schnell und flexibel auf gesellschaftliche Ansprüche zu reagieren, sondern er ist bestrebt, seiner Zeit immer voraus zu sein, daran mitzuwirken, dass gesellschaftlicher Bedarf entsteht, sich entwickelt und festigt. Er ist bemüht, immer wieder Anlässe für weitere Innovationen, für gezielte Systemoptimierungen und neue Anwendungen zu schaffen.

Die Suche nach neuen Märkten hat dazu geführt, dass moderne Informations- und Kommunikationstechnologien eine neue Richtung einschlagen. Moderne Forschungs- und Entwicklungsziele dieser Technologien sind nicht weiter vordringlich auf den Bereich des Realen ausgerichtet, in dem sie dazu dienen, den Informationsaustausch zu beschleunigen und zu vereinfachen, um ungehindert Nachrichten für den Menschen direkt abrufbar und praktisch nutzbar zu machen. Die Technologie von Gegenwart und Zukunft konzentriert sich mehr und mehr auf den Bereich des Virtuellen, wird deshalb u. a. auch als Phänoteknik bezeichnet. Ziel der Phänoteknik ist es, die wahrgenommene Welt zu simulieren und neue Welten zu erzeugen, zu speichern und unabhängig von Raum und Zeit zu bestehen.

Entsprechend wird die Vision der Möglichkeit, sich in künstliche Welten hineinversetzen zu lassen und in ihnen zu kommunizieren, heute bei weitem nicht mehr als reine Phantasterei abgetan. Es gilt z. B. durchaus als machbar, dass der multi-sensorische, kognitive Apparat des Menschen durch Simulationstechniken so gelenkt wird, dass der Wahrnehmende eine andere Welt erlebt. Die Vorstellung, sich an einem virtuellen Ort zu einer Besprechung zu treffen, ohne sein heimisches Büro verlassen zu müssen, trotzdem aber auditiv und visuell kommunizieren und gleichzeitig die virtuelle Umgebung taktil und olfaktorisch wirklichkeitsnah erfahren zu können, erscheint keineswegs mehr unrealistisch. War es bislang das vorwiegende Ziel von Informations- und Kommunikationstechnologen, Tatsachen zu erforschen, das Gegebene zu erklären, darzustellen und so zu verändern, dass ein Erkenntnisfortschritt mit einem möglichst direkten gesellschaftlichen Nutzen und Zugewinn entsteht, so wird nun angestrebt, die Basis für neue Tatsachen zu schaffen, damit zeitliche und räumliche Strukturen überwunden werden können.

Das setzt selbstverständlich voraus, dass die Verlässlichkeitsbedingungen bekannt sind, aufgrund derer der Wahrnehmende die ihm vertraute materielle Basis tatsächlich vergessen und für nachfolgende Bewusstseinstätigkeiten zu Bezugspunkten umlenken kann, auf die sich seine Wahrnehmung dann stützt. Die Strukturierung und Erforschung dieser Fragen ist programmatisch für zukünftige Aktivitäten, durch die die Informationstechnik Schritt für Schritt ihr traditionelles Terrain verlässt und mehr und mehr die Herausforderungen der Gestaltung der intellektuellen Realitätsvorstellung annimmt. Es wird angestrebt, Inhalte natürlicher Wahrnehmung und Intelligenz durch Phänotekniken und durch die elektronische Informationsverarbeitung zu erweitern.

Dabei ist es u. a. ein vordringliches Forschungsziel, Teilaspekte der Fähigkeit des Denkens, Erkennens, Sprechens und Kommunizierens von der menschlichen Intelligenz zu entkoppeln, so dass umfangreiche Kommunikationsleistungen durch Kommunikationstechnologien erbracht werden können. Die sprachproduktive und -rezeptive Leistung ist eine dieser Komponenten.

Wunsch und Wirklichkeit klaffen jedoch (wie zu erwarten) sehr weit auseinander. So sind zwar manche z. Zt. verfügbaren Informations- und Kommunikationstechniken dem Menschen in der Erfassung, Speicherung und Verarbeitung von Informationen infolge elektronisch gesteuerter Datenverwaltung und elektronisch beschleunigtem Datenflusses überlegen. Verglichen mit

den umfassenden Fähigkeiten des kommunizierenden Menschen hinken Kommunikationstechnologien den menschlichen Leistungen aber weit hinterher.

Typisches Beispiel hierfür ist der Stand von Forschung und Technik im Bestreben, eine sprechende und eine hörende Maschine zu entwickeln. Zur Erreichung dieser Ziele werden recht einschneidende Einschränkungen bezüglich der gestellten Aufgabe vorgenommen: So wird Sprechen weitgehend auf den Vorgang des Text-Vorlesens eingeschränkt, wobei der Prozess des Denkens, der Konzeptualisierung und Umsetzung in Sprache zumeist ausgeklammert wird. Hören wird dann auf das Sprache-Hören unter genau definierten Randbedingungen reduziert. Lautsprachliche Äußerungen, deren Strukturen grammatisch regelwidrig oder die genuschelt sind, sind häufig für die Maschinenbenutzung nicht gerecht, und maschinelle Spracherkennungsfehler werden nicht selten mit einem unangemessenen Sprecherverhalten entschuldigt. Ähnliches gilt für Spracherkennungsfehler, die auf die Störgeräuschsituation zurückgeführt werden.

Das bedeutet, dass einem maschinellen Sprecher und einem maschinellen Hörer (also einem Sprachsynthese- und einem Spracherkennungssystem) nicht in Ansätzen eine natürliche Kommunikationsfähigkeit zugeschrieben werden kann. ‚Kommunikation‘ zwischen Maschine und Mensch (Sprachsynthese) oder Mensch und Maschine (Spracherkennung) hat nicht im Entferntesten etwas mit dem Ideen- und Gedankenaustausch (wohl aber Informationsaustausch!) in einer natürlichsprachigen Kommunikationssituation zu tun. Strenggenommen ist sie nichts weiter als eine normierte Datenübertragung in einem festgelegten, durch Regeln gesteuerten System. Gegenwärtige Sprachsynthese- und Spracherkennungssysteme sind kaum mehr als Umsetzer, die eine in einem Standardformat vorliegende Information am Eingang aufnehmen, nach festgelegten Regeln verarbeiten, umcodieren und am Ausgang wieder abgeben. Sobald jedoch schon die Eingangsinformation nicht dem Format entspricht, wie es das Sprachverarbeitungssystem verlangt, ist noch nicht einmal eine rudimentäre Kommunikation in diesem eingeschränkten Sinn möglich.

Auch wenn man lediglich die spezifischen Teilleistungen von Sprachverarbeitungssystemen genauer analysiert, fällt auf, dass die erreichte Systemleistung größtenteils noch recht weit von der entsprechenden Teilleistung des Menschen entfernt ist. Dies wird direkt erfahrbar, wenn man einer künstlichen Stimme zuhört, die einen geschriebenen Text vorliest. Als Hörer weiß man nach relativ kurzer Zeit, dass man es mit einer Maschine zu tun hat. Man merkt, dass die Maschine den Inhalt des Gesprochenen nicht versteht und hat teilweise den Eindruck, dass sie sich ähnlich verhält wie ein 6-jähriges Kind, das lesen lernt. Ähnliches gilt für Spracherkennungssysteme: So wie der Diktatstoff vom Lehrer gezielt auf den Schreibenlernenden abgestimmt wird und sich der Diktierende lautsprachlich auf die Kompetenz des Lerners einstellt, so sind Wortwahl, Syntax und Sprechweise auf die Leistungsfähigkeit der Maschine ausgerichtet. Je besser sich nun der menschliche Hörer der synthetischen Stimme bzw. der menschliche Sprecher dem maschinellen Spracherkennungssystem anpasst, desto höhere Systemleistungen können erzielt werden.

Nicht immer sind aber Sprecher und Hörer dazu bereit, sich auf die Erfordernisse von Maschinen einzustellen und sich ihnen anzupassen. Ein Grund hierfür ist sicherlich, dass sich viele Menschen von Informationstechniken überladen fühlen, was zur Folge hat, dass der Alltag unüberschaubar, intransparent und sinnentleert empfunden wird. Es gibt durchaus Kommunikationstechniken, die zwar einzelne, qualitativ hochwertige Teilleistungen erbringen, die aber in ihrer Gesamtheit noch unfertig wirken und den Alltag des Benutzers nicht entscheidend ent-

lasten. Solche Systeme werden – sofern sie nicht einen systemexternen Qualitätsschub wie etwa gesellschaftliches Prestige erhalten – sehr schnell zurückgewiesen und stoßen nur schwerlich auf Akzeptanz. Hinzu kommt, dass die Fähigkeiten des menschlichen Sprechers bzw. Hörers das Vergleichsnorm bilden. Es ist ein sehr hoch gestecktes und anspruchsvolles Ziel, die Flexibilität eines natürlichen Kommunikationspartners nachzubilden.

Entwicklung, Planung, Einführung und Wartung von Kommunikationstechnologien ist deshalb untrennbar mit Bedürfnissen, Erwartungshaltungen und Forderungen der anvisierten Benutzergruppe verbunden. Dies gilt in ganz besonderem Maße für die Entwicklung der Phänoteknologien, denn die Frage, ob eine Technologie auf Akzeptanz oder auf Ablehnung stößt, entscheidet letztendlich allein der an ihrer Anwendung Interessierte. Dies kann am Beispiel des Mobilfunktelefons verdeutlicht werden: Das Mobilfunktelefon ermöglicht dem Fernsprechteilnehmer räumliche Unabhängigkeit. Der Gewinn an räumlicher Unabhängigkeit geht jedoch u. a. auf Kosten der Sprachübertragungsqualität. Sprachübertragung ist eine Teilleistungsaufgabe des Systems, für die in anderen Technologien (z. B. beim stationären Telefon) bereits ein hohes Qualitätsniveau erreicht wurde. Dieses Qualitätsniveau ist zunächst das Vergleichsnorm für die vom Mobilfunktelefon erwartete Sprachübertragungsqualität. Die Sprachübertragungsqualität im Mobilfunktelefonverkehr ist aber meist schlechter als beim Festnetz erwartet wird. Damit der primäre Eindruck beim Gebrauch der neuen Technologie nicht zu negativ ausfällt, werden schon vor der eigentlichen Technikeinführung Erwartungshaltungen beim potentiellen Kunden gelenkt und korrigiert. Noch bestehende Systemmängel werden durch gezielte Marketingstrategien und Werbeaktionen, die den innovativen Charakter der Technologie und den mit ihr verbundenen gesellschaftlichen bzw. individuellen Zugewinn herausstellen, verdeckt. Von den Kunden wird erwartet, dass sie den jeweiligen technologischen Zugewinn höher einstufen als die mit ihm einhergehenden Qualitätseinbußen. Man hofft, dass sich der Kunde der noch nicht voll ausgereiften Technologie anpasst.

Heute wird das Mobilfunktelefon vielfach verkauft. Obwohl zum Zeitpunkt der Technikeinführung ein funktionsoptimaler Endzustand von Teilleistungsaufgaben und eine Integration dieser Systemteilleistungen in ein Endprodukt mit einer bestmöglichen Gesamtfunktionalität noch nicht eingetreten war, das vorstellbare Qualitätsoptimum des Produkts also noch nicht erreicht war, ist die Einführung des Mobilfunktelefons weitgehend erfolgreich verlaufen. Der Zugewinn an Mobilität wurde von vielen Benutzern offenbar höher eingestuft als eine gute Sprachübertragungsqualität.

Nicht immer füllen innovative sprachtechnologische Systeme so deutliche Marktlücken aus wie die, in die das Mobilfunktelefon vorgestoßen ist. Es gibt durchaus auch verdeckte Marktnischen, bei denen der Funktionsgewinn, der durch den Einsatz einer neuen Technologie erzielt werden soll, noch nicht für alle angesprochenen Benutzergruppen klar ersichtlich ist. Hat sich das Interesse an einer neuen Technologie noch nicht herausgebildet, ist Technikeinführung nur schwer durchzuführen. Beispiel hierfür ist die Sprachsynthese: Obwohl gegenwärtig bereits funktionstüchtige Sprachsynthesysteme verfügbar sind, hat sich ihre eigentliche Rolle als Werkzeug im Kommunikationswesen noch immer nicht klar herausgeschält. Abgesehen vom Einsatz der Sprachsynthese als Vorleseautomat für Sehbehinderte fehlt die Einbindung in zentrale Aufgabenabläufe, die Hilfe und Erleichterung, d. h. persönlichen oder gesellschaftlichen Zugewinn bedeutet. Sprachsynthesysteme stoßen in der heutigen Gesellschaft eher auf Skepsis als auf Zustimmung.

Um eine rigorose, unreflektierte Technikablehnung zu vermeiden, ist man darum bemüht, die Technologie Schritt für Schritt in neue Funktions- und Aufgabenzusammenhänge einzuführen, also die Möglichkeit zur Bedarfsentwicklung zu schaffen und zu nutzen. Da sich Technologie nicht verordnen lässt, muss sichergestellt sein, dass es einen geeigneten Bezugspunkt in der Benutzerwelt gibt, an dem die neuartige Technologie andocken kann. Wird dafür keine Sorge getragen, wird die Bereitschaft beim Kunden, sich einer neuartigen Technologie zu öffnen und diese zu akzeptieren, nicht gezielt geweckt werden können. Die Frage, ob Technologieeinführung erfolgreich oder erfolglos verläuft, bleibt dann eher dem Zufall überlassen. Unter Berücksichtigung der internationalen Wettbewerbssituation und der ohnehin schon vorhandenen Marktenge kann sich dies aber niemand leisten. Wirtschaftlichkeit und Risikobegrenzung gehören zu den Hauptgesichtspunkten in der Technologiefolgenabschätzung.

Folglich ist es das Ziel aller an der Sprachtechnologieforchung, -entwicklung, -einführung und -begleitung Beteiligten, unter den gegebenen Voraussetzungen das höchst erreichbare Ziel zu erkennen, um dann unter Berücksichtigung aller damit einhergehenden Notwendigkeiten geeignete Produkte zu entwickeln. *Qualitätsgestaltung* und *Qualitätssicherung* sind dabei die erfolgweisenden Strategien, im Zusammenhang moderner Sprachkommunikationstechnologien ist *Sprachqualität* ein Aspekt der Gesamtqualität von Technologien.

Was aber ist Qualität? Was ist Qualität im Rahmen der Sprachtechnologie allgemein? Welche Qualitätsanforderungen werden an Informations- und Kommunikationstechnologien gestellt? Wie lässt sich Qualität gestalten? Reicht es bereits aus, wenn Produkte einwandfrei funktionieren und keine Fehler aufweisen? Was ist Qualität gesprochener Sprache im Besonderen? Was ist Qualität künstlich erzeugter Lautsprache? Kann man Sprachqualität auditiv messen? Wie lässt sich die Qualität natürlich gesprochener oder künstlich erzeugter Sprache bestimmen? Welche Qualitätsanforderung bildet das Vergleichsnormale? Welche Aspekte der Qualität der Lautsprache sind identifizierbar? Nach welchen Kriterien wird Lautsprachqualität im gegebenen Fall beurteilt? Wird sie immer gleich beurteilt? Von welchen Einflussgrößen hängt das Urteil ab? Ist die Qualität von Lautsprache instrumentell messbar? Gibt es Vorgaben, nach denen die Qualität von sprachtechnologischen Systemen beurteilt werden soll?

Diese Fragen umreißen den Aufgabenbereich der auditiven Sprachqualitätsmessung, ein Forschungsgebiet, das sich in jüngster Zeit zu einem Schwerpunktthema im Zusammenhang von Informations- und Kommunikationstechniken entwickelt hat. Das Ziel der auditiven Sprachqualitätsmessung ist es, die wahrgenommene Beschaffenheit von lautsprachlichen Äußerungen zu ermitteln. In die Betrachtung werden alle wesentlichen Aspekte eingeschlossen, die mit dem Messvorgang verknüpft sind. Dabei bilden Sprach- und Kommunikationswissenschaft einen Hauptschwerpunkt. Für ein globales Verständnis des Themengebietes ist es jedoch unumgänglich, auch Fragestellungen aus anderen Wissensbereichen anzusprechen. Zu diesen Wissensbereichen zählen insbesondere die Psychoakustik und die Metrologie. Diese finden immer dort Berücksichtigung, wo sprachwissenschaftliche Betrachtungen sie entweder erforderlich machen oder wo sie deren Ergebnisse beeinflussen bzw. auf diese zurückwirken. Die Sprachwissenschaft wird hier funktionalisiert. Es werden keine Themen diskutiert, die sich aus einem isolierten Forschungs- und Erkenntnisinteresse der Sprachwissenschaft selbst ergeben, sondern es werden Fragen behandelt, die sich an die Sprachwissenschaft in der interdisziplinären Zusammenarbeit richten. Hier stellt sich die Sprachwissenschaft gerade auch neuen Herausforderungen assoziierter Wissens- und Aufgabenbereiche, bringt dort Wissen ein und ist zugleich offen für aktuelle

Problemstellungen, für die sie heute noch keine befriedigenden Lösungen bereitstellt.

Im Zuge der Behandlung dieses Forschungsbereichs werden im interdisziplinären Sinn momentan vorwiegend Grundsatzfragen der Sprachwissenschaft im Umfeld der Psychoakustik behandelt. Die angewandte Sprachwissenschaft bildet den wissenschaftlichen Kern, die Psychoakustik den wissenschaftlichen Rahmen. Aus dem Bereich der Psychoakustik werden hauptsächlich Aspekte der sprachbezogenen Psychoakustik und der auditiven Sprachqualitätsbeurteilung herangezogen. Die Beziehung zwischen Psychoakustik, sprachbezogener Psychoakustik und auditiver Sprachqualitätsbeurteilung kann dabei folgendermaßen beschrieben werden:

- Die *Psychoakustik* untersucht physikalische Ereignisse und die mit ihnen korrelierten Wahrnehmungen.
- Gegenstand der *sprachbezogenen Psychoakustik* sind speziell Sprechschalle, die sich als Angebot an ein auditives System richten, sowie der jeweils individuelle Hörer, der Sprechschalle selektiert und kognitiv verarbeitet.
- Die *auditive Sprachqualitätsbeurteilung* erforscht hauptsächlich die Vorgänge, die mit der Beurteilung gehörter Sprache zusammenhängen, insbesondere alle wesentlichen Aspekte, die für die Ermittlung der Sprachqualität von Bedeutung sind. Ergebnisse auditiver Beurteilung werden u. a. für die Entwicklung von instrumentellen Verfahren zur Berechnung der Sprachqualität benutzt.

Beurteilung von Lautsprache setzt i. a. auditive Wahrnehmung voraus. Dementsprechend sind die beiden Forschungsbereiche „Sprachbezogene Psychoakustik“ und „Auditive Sprachqualitätsbeurteilung“ sehr eng miteinander verzahnt. Beide Bereiche haben zum Ziel, Voraussetzungen, Bedingungen und allgemeine Abläufe von sprachbezogenen auditiven Wahrnehmungsleistungen zu erfassen und zu verstehen. Sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich des gewählten Schwerpunkts: Die sprachbezogene Psychoakustik bezieht sich hauptsächlich auf die auditive Sprachwahrnehmung, die Sprachqualitätsbeurteilung auf den Vorgang der Reflexion des auditiv Wahrgenommenen im Bezug auf das Erwartete.

Der explizite Vorgang der Beurteilung gesprochener Sprache findet in natürlichen Kommunikationssituationen meist in ungelenkter Weise statt. In natürlichen Gesprächssituationen wird die Qualität des Gehörten immer dann zum Thema, wenn die lautsprachliche Äußerung durch bestimmte Besonderheiten auffällig wird. Die Beurteilung der Sprachqualität kann jedoch auch durch die Inszenierung künstlicher Situationen (z. B. durch Labortests mit Sprache) gezielt provoziert werden und somit gelenkt ablaufen.

Das Wissenschaftsgebiet „Auditive Sprachqualitätsbeurteilung“ ist auf die Vorgänge beim Bestimmen der Sprachqualität sowohl in natürlichen als auch in künstlichen Situationen ausgerichtet. Vordringliches Ziel ist es, Prozesse der Sprachwahrnehmung und -beurteilung zu erfassen, um vor dem Hintergrund von Sprachwissenschaft, Wahrnehmungstheorie, Psychoakustik und Metrologie Wissen zur Bestimmung und Prognose der wahrgenommenen Sprachqualität bereitzustellen.

Weiterführende Literatur

- Blauert, Jens, ed. (2004), *Communication Acoustics*. Berlin : Springer, in prep.
- Jekosch, Ute (2000), *Sprache hören und beurteilen. Ein Ansatz zur Grundlegung der Sprachqualitätsbeurteilung*. Habilitationsschrift Universität/GH Essen, FB 3, Prof. Bunting
- Jekosch, Ute, Möller, Sebastian, eds. (2004), *Auditory Quality of Systems*. Special Issue of *acta acustica*, in print
- Möller, Sebastian (2000), *Assessment and Prediction of Speech Quality in Telecommunications*. Boston: Kluwer
- Möller, Sebastian (2004), *Quality of Telephone-Based Spoken Dialogue Systems*. Habilitationsschrift Ruhr-Universität Bochum, Institut für Kommunikationsakustik, Prof. Blauert
- Wilson, Stephen (2002), *Information Arts. Intersections of Art, Science, and Technology*. London: The MIT Press

Fachtext von heute: traditionell „trocken“ oder modern „aufgelockert“?

Tamara Potemina (Kaliningrad, Russland)

In der vorliegenden Untersuchung wird ein Marketing-Text als Bestandteil der Binnenstruktur der Wirtschaftssprache betrachtet, der über gewisse individuelle fachsprachliche Eigenschaften verfügt und den modernen Sprachwandelprozessen unterliegt. Die Beschreibung dieser Textsorte verbindet die linguistischen und methodisch-didaktischen Aspekte der modernen Sprachkommunikation, ist interdisziplinär und gibt einen Anstoß zur Ausarbeitung eines neuen Modells fachsprachlichen DaF-Unterrichts. Dies ist sehr wichtig, denn „während zahlreiche Materialien und Kurse zur Einführung in die allgemeine Wirtschaftssprache vorliegen (breites fachlich-inhaltliches Spektrum), fehlen entsprechend spezialisierte Werke und Materialien oder haben andere Zielgruppen“ (Fluck, 2003:47).

Wie bekannt, gehen die aktuellsten Errungenschaften in den Bereichen der geistigen und materiellen Kultur immer auch in die Sprache ein. In der Zeit der Marktwirtschaft, Globalisierung und Mehrsprachigkeit entwickelt sich besonders die Sprache der ökonomischen Wissenschaft, mit der direkt oder indirekt alle Menschen konfrontiert sind. In Deutschland spielen zum Beispiel „ökonomische Aspekte in der sprachpolitischen Diskussion unter verschiedenen Gesichtspunkten eine sehr große Rolle“ (Gellert-Novak, 1993:27). Vor allem wird dabei die Tatsache betont, dass die Fachsprache der Wirtschaft als Unterrichtsgegenstand sehr wichtig ist.

Nicht nur die deutsche, sondern auch die russische Wirtschaft schafft durch ihre zunehmende internationale Verflechtung einen Bedarf an Spezialisten und an Fremdsprachenkenntnissen. Besonders relevant ist das für die Region Kaliningrad, wo es sehr viele deutsch-russische Betriebe bzw. Firmen und Vertretungen gibt. Immer mehr gewinnen deshalb die deutschsprachigen Lehrwerke und Monographien an Bedeutung. Es ist daher leicht zu verstehen, warum bei uns Wirtschaftsdeutsch von modern denkenden Studierenden heute so gefragt und bevorzugt wird und warum an der Universität Kaliningrad in wesentlich größerem Maße als früher die oben genannten Textsorten vermittelt werden. Dies steht mit dem LINGUA-Programm im Einklang, „das die EG 1989 zur quantitativen und qualitativen Verbesserung der Fremdsprachenkenntnisse in Europa initiiert hat“, in erster Linie im Berufsleben und in der Wirtschaft (Arntz, 1998:71).

Besondere Aufmerksamkeit unserer künftigen Fachleute sowie der Laien im Bereich der ökonomischen Wissenschaft finden solche Fachrichtungen wie Marketing und Vertrieb, die den menschlichen Alltag sehr deutlich und stark prägen. Es kann angenommen werden, dass ein moderner Marketingtext nicht mehr ausschließlich traditionell „trocken“, d. h. sachlich, monoton, fachlich und nicht expressiv ist. Die Erfahrung des DaF-Unterrichts zeigt ganz eindeutig, dass die Terminologie allein den Studierenden nicht mehr ausreicht, um solch einen Text richtig zu verstehen und die Information zu behalten. Man muss heute manchmal mit anderen sprachlichen

Mitteln rechnen, die nicht ganz zu einem fachsprachlichen, wissenschaftlichen Kontext passend sind. Nicht zufällig, im Gegenteil ganz absichtlich, streben einige Autoren danach, Elemente populär-wissenschaftlicher Schilderung zu integrieren, weil diese speziellen Probleme schon längst nicht nur Domäne der Fachleute sind. Sie werden nicht nur in der kommunikativen Situation „Spezialist-Spezialist“, sondern auch in den kommunikativen Situationen „Spezialist-Laie“ und sogar „Laie-Laie“ verwandt. Wie Ludwig Eichinger einmal bemerkt, ist „die sprachliche Form nicht von dem soziolinguistischen Effekt in der Kommunikation zu trennen“ (Eichinger, 1994:33). Es spielt dabei keine Rolle, ob von mündlicher oder schriftlicher Kommunikation die Rede ist. Zum einen kann das eventuell dadurch bedingt sein, dass unser Jahrhundert nicht mehr enge Spezialisten benötigt. Eher bräuchte es die so genannten „Flexisten“, die vielseitigen Fachkräfte, die außer ihren Berufen noch etwas von der Ökonomie und auch vom Marketing verstehen sollten. Zum anderen ist es nicht zu bestreiten, dass man beim Lernen oder im Studium, bei der Arbeit oder Forschung leichter an der „lebendigen“, d. h. ausdrucksvollen fachlichen Sprachproduktion arbeitet, als an der traditionell komplizierten.

Als Beispiel von modernen Fachtexten kann man das Lehrwerk von Professor Dr. Peter Winkelmann „Marketing und Vertrieb“ (2002) nehmen. Diese Monographie ist für Studierende, Fachkräfte und alle Interessierten bestimmt, die eine Vorstellung über die neuesten Prozesse im Marketing bekommen wollen. Dieses Werk, das aus acht Kapiteln besteht, die in viele Paragrafen und Punkte unterteilt werden, verbindet die vieljährige praktische Erfahrung seines Verfassers im internationalen Marketing mit den theoretischen Grundlagen dieses Fachgebietes.

Da Marketing als Wissenschaft relativ neu ist, kann man davon ausgehen, dass Marketing als Text auch neu sein sollte und einer Beschreibung bedarf. Ziel dieser Untersuchung ist es also, die sprachlichen Besonderheiten eines modernen Marketingtextes zu beobachten, um zu verstehen, welche neuen sprachlichen Tendenzen für ihn relevant sind. Die Ergebnisse der linguistischen Beobachtung kann man auch im praktischen Fremdsprachen- bzw. Fachsprachenunterricht einsetzen. Sie können wohl in nächster Zukunft auch als tatsächlicher Anlass für die Entwicklung eines neuen Modells des DaF-Unterrichts genutzt werden.

Der für die Analyse ausgesuchte Text ist das erste Kapitel des Lehrwerks „Grundelemente des Marktgeschehens“. Er wurde von den Studierenden gelesen und übersetzt, die durch die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung unterstützt und von mir sprachlich für den kurzen Studienaufenthalt an der Export-Akademie Reutlingen vorbereitet wurden (Gruppe 2002 und Gruppe 2003). In diesem Kapitel werden alle Grundbegriffe und Elemente des Marketing, solche wie Verbrauch, Angebot, Nachfrage, Bedarf, Ware, Dienstleistung, Markt, Werbung und so weiter eingeführt, die der Verfasser in den nächsten Kapiteln ausführlicher betrachtet und erörtert. Er definiert und systematisiert diese Elemente, führt mannigfaltige Beispiele zu jeder Klassifikation an. So nimmt er zum Beispiel das Verhalten des Käufers auf dem Markt unter die Lupe und analysiert die Faktoren, die es determinieren. Außerdem folgt er dem Einkaufsprozess, seinen Phasen und Typen der Entscheidungen und erklärt, was das individuelle Marketing sein sollte. Im Text gibt es zahlreiche Tabellen, Schemata und Grafiken, die „als eingängiges Gestaltungsmittel gelten, dessen Informationen direkt zugänglich sind.“ (Niederhausen, 1999:179) Sie „unterstützen“ visuell praktisch jede Definition, indem sie ausführliche Erläuterungen, Beispiele oder Statistiken aufweisen. Leider scheint das manchmal etwas übertrieben zu sein, weil m. E. die Seiten zu bunt sind.

Dieser Text wird in der vorliegenden Untersuchung von drei Standpunkten aus betrachtet: vom lexikalisch-grammatischen, kommunikativ-pragmatischen und methodisch-didaktischen

Standpunkt. Im Großen und Ganzen ist er typisch wissenschaftlich, denn er beinhaltet den Wortschatz aus dem offiziellen Sprachgebrauch. In der Regel sind diese Wörter in der Umgangssprache nicht beliebt. Es geht sowohl um deutsche Lexik als auch um die Internationalismen. In diesem Zusammenhang sind folgende Beispiele zu nennen:

- internationale Lexik (Substantive – *die Kurve, die Theorie, die Energie*; Verben mit dem Suffix -ier – *basieren, dominieren, identifizieren, kommentieren, markieren*; Adjektive – *kausal, lokal, homogen, transportabel ...*).
- deutsche Lexik (Abstrakta auf -ung – *Anordnung, Berechnung, Herstellung, Verwendung*; Präpositionen – *angesichts, aufgrund, binnen, mittels, infolge*; Konjunktionen – *andererseits, erstens, beziehungsweise, insofern, sowie, zumal*).
- feststehende Wortgruppen (*in Verbindung bringen, Aussagen treffen, in Nutzung nehmen; im Allgemeinen, im Einzelnen, in der Lage sein, genau genommen ...*) und so weiter. –

Für einen wissenschaftlichen Text ist auch die Verallgemeinerung der Darstellung typisch, wie dies auch in der Monographie von Peter Winkelmann der Fall ist. Die Unbestimmtheit wird durch folgende traditionelle grammatische Strukturen geschaffen:

- Passiv (*Die physisch greifbaren und bewertbaren Sachgüter werden unterschieden.; Durch Marketingsegmentierung sollen die Streuverluste des Massenmarketing vermieden werden.*);
- sein + Partizip II; lassen sich + Infinitiv (*Es ist darauf hingewiesen, dass ...; Der Beweis des Satzes ... lässt sich durch ... gewinnen.*);
- sein (haben) ... zu + Infinitiv (*Er hat es dann schwer, Dienstleistungen mit zu erfassen. Relativ leicht zu erfassen sind demografische und sozialökonomische Käufermärkte.*);
- unbestimmte Sätze (*Es handelt sich um ...; Es gilt ...*).
- Strukturen mit man (*Kennt man die Merkmale und Eigenheiten seiner Kunden, dann kann ein Marketing mit der „Gießkanne“ verglichen werden.*) –

Die oben erwähnten Beispiele lassen sich im Fremdsprachenunterricht leicht übersetzen und verstehen, weil sie die klassischen grammatischen Strukturen darstellen, die die Studierenden gut kennen. Aber ihre Übersetzung wurde in beiden Gruppen (2002 und 2003) nur als notwendige Routinearbeit empfunden.

Es sind außerdem viele Beispiele zu nennen, die meines Erachtens die Schilderung der fachlichen Themen auflockern. Dadurch werden sie interessanter, moderner und im Endeffekt motivierender. Das ist natürlich vor allem für die lexikalische Ebene relevant. Die lexikalisch-grammatischen Besonderheiten des untersuchten Marketingtextes bilden vor allem Termini, Abkürzungen und Fremdwörter aus dem ökonomisch-wissenschaftlichen Bereich. Es muss betont werden, dass diese drei Gruppen keine transparenten Grenzen haben. Es kann vorkommen, dass ein und derselbe Terminus gleichzeitig alle drei Gruppen repräsentieren kann – einerseits als Abkürzung, andererseits als Entlehnung. Diese Tatsache erschwert natürlich die Klassifikation und die Statistik, könnte aber auch von einer neuen Tendenz im Gebrauch von wissenschaftlich markierter Lexik zeugen.

Die „Inventarisierung“ von sprachlichen Mitteln zeigt, dass der untersuchte Text sowohl einfache als auch zusammengesetzte terminologische Einheiten enthält. Die ersten stellen ausschließlich ökonomische Termini dar und dominieren im Text (*das Bedürfnis, das Produkt, der Konsum, der Lieferant, der Kunde, der Nachfrager ...*). Diese Fachwörter sind die Stützelemente des

gesamten Textes, weil sie praktisch auf jeder Seite zu finden sind. Es gibt hier aber auch einfache universale Fachwörter, die aus den anderen wissenschaftlichen Bereichen entnommen sind (*der Prozess, die Definition, die Typologie, das Konzept, das Segment, die Konditionierung, der Sammelbegriff*...). Die einfachen Fachwörter können andere Komponenten zu sich nehmen und in diesem Fall als die zusammengesetzten Termini eingesetzt werden, wie zum Beispiel:

der Kauf – der Routinekauf, der Impulskauf, der Panikkauf, die Kaufkraft ...
das Geschäft – das Zuliefergeschäft, das Produktgeschäft, das Systemgeschäft ...
der Markt – der Konsummarkt, der Produzentenmarkt, der Handelsmarkt ...
die Orientierung – die Forschungsorientierung, die Produktionsorientierung ...
der Träger – der Nutzenträger, der Kostenträger, der Markenträger, der Erfolgsträger ...

Die Segmente solcher Strukturen kommen aus verschiedenen terminologischen Feldern, z. B. aus den Bereichen Physik+Ökonomie oder Mathematik+Ökonomie (*das Energiegut, die Konsumententypologie, die Kaufphase* ...) und sind im Unterricht von den Studierenden leicht zu identifizieren. Dies gilt auch für die universalen Verben (*kombinieren, fungieren, standardisieren, lancieren* ...) oder die Adjektive (*global, systematisch, beobachtbar, habituell, materiell, physisch, affektiv* ...), die vom Autor oft eingesetzt werden. Die aufgezählten Adjektive beteiligen sich an der Bildung von terminologischen Wortgruppen, die den Grundbegriff konkretisieren oder seine denotativen Korrelate darstellen (*physisch greifbare Leistungen, die marktorientierte Unternehmensführung, homogene Käufersegmente, die selektive Spezialisierung* ...). Sehr oft kann man auch in dem analysierten Text die zusammengesetzten Termini oder terminologische Wortgruppen finden, die die gleichen Komponenten beinhalten (*das habituelle Kaufverhalten, das impulsgesteuerte Kaufverhalten, das rationale Kaufverhalten* ...; *die globale Marktstrategie, die Leistungsangebotstrategie, die Kundenstrategie, die Vertriebspartnerstrategie* ...). Solche fachsprachlichen Wortgruppen mit einer immer wieder wiederholenden Komponente prägt man sich sofort ein. Die Studierenden setzen problemlos diese Reihe fort.

Meines Erachtens versucht Prof. Peter Winkelmann in seinem Werk auf eine monotone Darstellungsweise zu verzichten und ersetzt oft einige Fachwörter durch ihre Synonyme. Die entstehenden synonymischen Ketten, wie zum Beispiel: *Konsument – Verbraucher – „Gebraucher“ – Verwender*, können auch sehr produktiv im Prozess der Arbeit an der fachlich markierten Lexik im Fremdsprachenunterricht genutzt werden.

Es muss betont werden, dass der Verfasser besonders Abkürzungen favorisiert. Im analysierten Marketingtext sind zwei Gruppen von Abkürzungen vorhanden, und zwar: grafische und lexikalische. Die erste Gruppe kommen oft vor, die meisten Beispiele sind allgemein gebräuchlich (*ca.* – circa, *Abb.* – Abbildung, z. *B.* – zum Beispiel, insbes. – insbesondere, *sog.* – so genannte, *i. e. S.* – im engeren Sinne, *i. w. S.* – im weiteren Sinne, *o. a.* – oben angegebenen, *Mio.* – Millionen, *s. o.* – siehe oben, *usw.* – und so weiter, *i. d. R.* – in der Regel, *v.* – vom, *&* – und ...). Man muss aber sagen, dass erstaunlicherweise gerade einige Abkürzungen aus dieser Gruppe am Anfangsstadium der Arbeit gewisse Schwierigkeiten bei der Dekodierung bereiten und in den meisten Fällen die Erläuterung des Lehrenden benötigen. Die lexikalischen Abkürzungen werden vom Verfasser verschieden gebildet:

- durch Weglassen von Anfangskomponente eines Wortes zum Sparzweck (*die Unternehmensaktivitäten und -ressourcen, die Produkterinnerungen und -einstellungen* ...);

- durch Weglassen der letzten Komponente eines Wortes (*ge- und verkauft, der Konsumgüter- und der Industriegüterbereich, Produktions-, Bilanzierungs- und Kostentheorie ...*)
- durch Abkürzung von allen Komponenten einer Wortgruppe (*VDI – Verein Deutscher Ingenieure, GfK – Gesellschaft für Konsumforschung, AMA – American Marketing Association, CRM – Customer Relationship Management ...*);
- durch Abkürzung der ersten Komponente bzw. Komponenten einer Wortgruppe (*der K-Markt – der Konsumentenmarkt, der O-Markt – der organisierte Markt, der Ö-Markt – der öffentliche Markt, die BWL-Diplomanden – die Betriebswirtschaftslehre-Diplomanden, die PC-Wartung – die Personalcomputer-Wartung ...*);
- durch doppelte Abkürzung einer Wortgruppe (*der Business-to-Business-Markt = BtoB = B2B, der Business-to-Consumer-Bereich = BtoC = B2C ...*). Wie man sieht, ersetzt der Verfasser in diesem Fall das Wort *to* durch die Zahl 2, weil die englischen Wörter *to* „zu“ und *two* „zwei“ homophon sind;
- durch die Benutzung des jugendlichen Slang, in dem man die Zahlen 1, 2 und 4 gern gebraucht (*1to1-Marketing – Individualmarketing*).

Alle diese Beispiele sind leicht verständlich. Die beiden Letzten zeugen aber vom Wortspiel, von der Auflockerung und „Demokratisierung“ des wissenschaftlichen Textes. Dadurch wird die Aufmerksamkeit der Rezipienten auf die neuen Begriffe gelenkt. Sehr interessant und anschaulich dekodiert Peter Winkelmann einige Abkürzungen, indem er die Initialbuchstaben grafisch fett markiert (*die **SOR**-Struktur: ein beobachtbarer **S**timulus wirkt als **R**eiz auf den **O**rganismus und daraus folgt eine ebenfalls beobachtbare **R**eaktion des Individuums.*). Das scheint eine ganz aktuelle Tendenz in einem schriftlichen wissenschaftlichen Text zu sein, ist wirklich sehr originell und auffallend und aktiviert die visuelle Wahrnehmung des neuen Materials durch die Studierenden.

Im untersuchten Marketingtext sind ferner sehr viele Fremdwörter zu finden, und vor allem sind das die Anglizismen oder Anglo-Amerikanismen, die in direkter, d. h. in ihrer ursprünglichen Bedeutung verwendet werden. Es kommen auch lateinische und französische Entlehnungen vor, jedoch weitaus seltener. Der Verfasser greift zu dieser Lexik, wenn er:

- neue Begriffe bzw. Termini einführt (engl.: *Power Selling, Point of Sale, das Selling Center, Target Pricing, Corporate Identity, Design-in-Produkt ...*).
- Marken, Firmen, Organisationen oder TV-Projekte aufzählt (*Harley-Davidson, Douglas, Coca Cola, Greenpeace, Big Brother ...*).
- Beispiele aus dem Alltagsgebrauch anführt (engl.: *Food, Internet, der Trend, der Single, der Deal, die Clique, das Image, der Farmer*; fr.: *die Ressourcen, der Akteur, die Routine, das Engagement ...*).

Sehr viele von den im Text vorhandenen Fremdwörtern sind aber längst „eingedeutscht“. Der Verfasser gibt oft sogar Klassifikationen, die aus lauter Anglizismen bestehen, wie in folgendem Fall: *In Theorie und Praxis hat sich das Schema der 4P's von McCarthy mit den Oberinstrumenten **Produkt, Place, Price und Promotion** bewährt.* Dabei ist zu betonen, dass alle diese P-Wörter fett gedruckt sind.

Es ist interessant, dass einige Fremdwörter von Prof. Peter Winkelmann in Klammern ins Deutsche übersetzt werden: *Point of Sale (der Ort des Verkaufsgeschehens), innovators (Innovatoren), early adopters (frühe Einsteiger), early majority (frühe Mehrheit), laggards (Nachzügler), perceived risk (wahrgenommenes Risiko), Cyber-Marketing (das virtuelle Marketing), Stakeholder (Mit-*

arbeiter, Lieferanten, Aktionäre). Er macht das u. U., weil sie seiner Meinung nach nicht genug verbreitet sind. Immer wieder bildet er seine Rezipienten aus, erreicht so, dass sie den Inhalt seines Werkes kompetent wahrnehmen. Manchmal wird zum Beispiel eine Entlehnung vom Verfasser „stufenweise“ präzisiert, d. h. nicht nur in Klammern ins Deutsche übersetzt, sondern auch abgekürzt. Zum Beispiel: *Original Equipment Manufaktururer (OEMs - Erstausrüster) sind in dieser Kette Hersteller, die komplette Maschinen und Anlagen an die nächste Stufe einer Wertschöpfungskette weitergegeben.* Vom kommunikativ-pragmatischen Standpunkt aus kann man feststellen, dass in diesem Satz die neue Information dreimal wiederholt wird – zum einen als Fremdwort, zum anderen als Abkürzung und dazu noch als deutsche Übersetzung. All das trägt dazu bei, das Neue, das Rhema, hervorzuheben. Außerdem gibt es hier noch eine vierte Akzentuierung, indem die englische Variante fett gedruckt wird. Der Verfasser strebt dadurch nach exakter Vermittlung des Fremdwortes, um falsche Interpretationen zu vermeiden. Er nimmt so Rücksicht auf den Leser und hilft ihm bei schwierigen Fällen, manchmal sogar indem er ganze Sätze für ihn übersetzt, wie zum Beispiel: *Mass marketing doesn't really work. (Massenmarketing funktioniert eigentlich nicht.)* oder einzelne Wörter ausführlich definiert wie z. B.:

Stimuli: < Beobachtbare, außerhalb einer Person liegende (interpersonelle) Erklärungsvariablen (lat.).

Black Box: < Nicht beobachtbare, innerhalb einer Person liegende (intrapersonelle) Erklärungsvariablen (engl.).

Manchmal übersetzt der Verfasser im Gegenteil deutsche Wörter ins Englische, wie z. B.: *der Beeinflusser (Influencer), der Einkäufer (Buyer), der Anwender (User), der Entscheider (Decision Maker), der Türöffner (Gate Keeper).* Oder: *Der hochinteressante Bereich der inneren Bilder (Imagery) versucht hinter das Geheimnis zu kommen ...* Methodisch und didaktisch betrachtet ist das eine enorme Hilfe nicht nur für die Lernenden, sondern auch für die Lehrenden im Fremd-sprachenunterricht.

Im Marketingtext von Peter Winkelmann werden auch sehr viele gemischte Termini, die so genannten „Termini-Hybriden“ (Lotte, 1982:16) eingesetzt. Das sind:

- Zusammensetzungen (engl. + deutsch oder franz. + deutsch), wie z. B. *das Selbstimage, die Unternehmensressourcen, die Softwarefirma, das Markenimage, die Kaufakteure, die Checkliste, die Routinekäufe, die Ratingskala, der Softwarepreis, das Shoppinggut ...;*
- Die Hybriden mit Bindestrich (zweiteilige, dreiteilige, mit einer Präposition), wie z. B. *die Internet-Börse, der Single-Markt, der Hobby-Bastler, die Tankstellen-Shops, das Lifestyle-Konzept, die Fun-Orientierten, der Online-Nutzer, die Handy-Preise; der Last-Minute-Käufer ...; der Business-to-Consumer-Bereich, der Business-to-Business-Markt, die „end-of-pipe“-Technologie, der Carry-over-Effekt, der elektronische Direktverkauf-E-Commerce.*

Alle diese Wörter und Wortgruppen werden den Beispielen entnommen, die in der Monographie die fachlichen Momente illustrieren und unterstützen. In diesen Fällen spiegelt sich einerseits die Tendenz wider, die heute das System der modernen deutschen Sprache markiert, und zwar: die Expansion des Englischen (Potemina, 2003:). Diesen Prozess kann man mit dem Begriff „Globalisierung von Kommunikation“ (Hüllen, 1998:281) bezeichnen. Harald Haarmann schreibt über diese neue Tendenz in der deutschen Sprache noch radikaler: „Der sprachliche Motor der Globalisierung, das Englische, übernimmt bestimmte globale Funktionen der Interkommunikation“ (Haarmann, 2002:10). Die vorliegende Analyse zeigt, dass das Marketing als

Wissenschaft dadurch besonders stark betroffen ist. Andererseits ist es wohl auch so, dass ein deutscher Verfasser unter dem starken Einfluss von englischsprachigen Wissenschaftlern und ihren Lehrwerken steht. Wie bekannt, stammt das Marketing aus Amerika; außerdem vergleicht Peter Winkelmann oft unmittelbar im Text seine Definitionen und Klassifikationen mit denen der amerikanischen Wissenschaftler Maslow, McCarthy und vielen anderen. In diesem Zusammenhang kann man annehmen, dass man den analysierten Marketingtext ohne Englischkenntnisse nicht lesen und verstehen kann. Die Gruppe 2002 hatte keine Probleme mit diesem Text, weil alle Teilnehmer des Intensivkurses Englisch konnten. Die Gruppe 2003 hatte dagegen gewisse Schwierigkeiten beim Vorlesen und bei der Übersetzung. Die Arbeit am Text machte diesen Teilnehmern nicht so viel Spaß, weil sie Englisch nicht so gut beherrschten, wie die erste Gruppe. Diese Tatsache bremste in gewissem Sinne unsere Arbeit.

Es stellte sich im Endeffekt heraus, dass in der praktischen Arbeit an einem Fachtext „entspannende Momente“ eine wichtige Rolle spielen. In dem analysierten Text sind das die metaphorischen Beispiele der Ausdrücklichkeit, Bildhaftigkeit und Expressivität. Es gibt im Marketingtext von Peter Winkelmann:

Vergleiche – z. B.: *Die Verkäufer gelten als „Klinkenputzer“; Marketing und Werbung ist genauso sinnig, wie Obst und Äpfel.; So fungieren Handelsmärkte als Drehscheibe für Güter und Dienstleistungen in einer arbeitseiligen Volkswirtschaft; „Hemdsärmelige“ Verkäufer ...;*

Metonymie – z. B.: *In vielen Familien ist der Haushaltsvorstand auch Meinungsführer ...;*

die Personifizierung – z. B.: *Eine Marke ist eine Produktpersönlichkeit.; Die Banken und Versicherungen kommen zum Kunden nach Hause; Marketing wird geboren ...;*

verschiedene Epitheta – z. B. *Eine sterbliche Medienwelt; der zunächst als exotisch abgestempelte Marketingbegriff.*

Metaphern sind beim Verfasser sehr beliebt und werden im Kontext gebraucht, so im Bezug auf:

- Käufer, wie z. B.: *Ein Produkt hat sich tief im Kopf des Kunden „markiert“.; Massen verschlucken Individuen.; Käuferlebnisse werden zu Spaziergängen in virtuellen Welten ...;*
- die Begriffe Markt und Marketing, wie z. B.: *Das Marketing steht noch in der Ecke von Service und Strategie.; Bedürfnisorientiertes Denken und Handeln sind die Säulen unserer Wirtschaftswelt.; Güter und Dienste fließen in Märkten ...; die Wiege des Marketing; In jedem Verkaufsvorgang entzündet sich der Funke des Marketing ...;*
- Ware, wie z. B.: *Der Engpass lag im Warenangebot.; Die angebotenen Ware wurde den Käufern aus der Hand gerissen ...;*
- Konkurrenten, wie z. B.: *Die gezielte Abwehr von und Angriffe gegen Wettbewerber; Im Normalfall führen die Einzelinstrumente einen harten Auswahlkampf gegeneinander ...;*
- Motivation und Emotionen, wie z. B.: *Emotionen sind die Grundbausteine der Aktivierung.; Motivationen kanalisieren Emotionen in Richtung Kaufwünsche ...*

Es muss auch betont werden, dass Peter Winkelmann die Lexik aus verschiedenen Stilarten schöpft. Bald schreibt er gehoben (*Marketing wird weiter fähig. Marktorientierung ruht auf fünf Standbeinen. Eine Marketingstrategie kreieren ...*), bald umgangssprachlich (*Das Marketing wird sich im Laufe des Unternehmenswachstums aus der Verkaufarbeit herauschälen. Marketingmitarbeiter sind noch immer „Exoten“*), bald greift er zu den technischen, medizinischen oder religiösen Bereichen (*Die historischen Entwicklungsphasen überlappen sich stark. Das Marketing hat sich in der*

Marketingabteilung „versteckt“ und es versäumt, die Mitarbeiter der anderen Unternehmensressorts mit dem Marketinggedanken zu „infizieren“. Die Verdammnis des Massenmarketing ...).

In diesem Zusammenhang kann man annehmen, dass Winkelmanns Monographie davon zeugen kann, dass der schriftliche wissenschaftliche Text nicht mehr ein geschlossenes System ist, sondern allen neuen sprachlichen „Auflockerungen“ offen steht. Nicht zufällig sind deshalb im analysierten Text viele Zitate aus dem Mund prominenter Personen zu finden. Dadurch wird die Wichtigkeit des Marketing betont und gleichzeitig für die Leser eine realistische ungezwungene umgangssprachliche Atmosphäre geschaffen. Zum Beispiel finden sich folgende Zitate:

„Die Leute sind mehr an Mythos interessiert als an Fakten.“ (Julia Roberts)

„Die Konsumenten können jedes Auto haben, Hauptsache es ist schwarz.“ (Henry Ford)

„Wir steuern auf eine Welt zu, in der die Menschen eine Art web lifestyle führen: Das Internet wird der zentrale Marktplatz, wo wir einkaufen, verkaufen, uns informieren und wo wir interessieren.“ (Bill Gates)

Es werden auch zu demselben Zweck die Namen von Steffi Graf, Boris Becker genannt. Das TV-Projekt Big Brother, die Firmen Siemens, Douglas und Lufthansa, Produkte wie Persil, Tempo und Schwepes, die als Beispiele angeführt werden, aktualisieren das Material und aktivieren die Lerner. Die Studierenden aus beiden Gruppen (2002 und 2003) zeigten viel Interesse an diesen Beispielen. In solchen Kontexten erwarben sie die fachsprachlichen Inhalte viel leichter. Besonders fasziniert waren sie von der Devise des Modeunternehmens Wormland „24365“. Sie symbolisiert die Verpflichtung aller Mitarbeiter, 24 Stunden täglich, an 365 Tagen an den Kunden zu denken und für ihn da zu sein. Zu dieser Devise diskutierten praktisch alle.

Für einen traditionellen, schriftlichen wissenschaftlichen Text sind eigentlich die Ironie und der Humor nicht typisch. Im Text von Peter Winkelmann ist es trotzdem der Fall, wie z. B. in folgenden Sätzen:

Die menschliche Aktivierung durchläuft Phasen vom Schlafzustand, über entspannte Wachheit, wache Aufmerksamkeit, starke Erregung bis hin zur Panik – typischer Semesterrhythmus von Studenten.

Außendienstmitarbeiter wissen, warum sie der Chefsekretärin mit einem großen Blumenstrauß zum Geburtstag gratulieren.

Langweilige Hintergrundmusik vieler Möbelhäuser.

Der Porsche-Fahrer mit der Aldi-Tüte.

Die Untersuchung zeigt also, dass im Marketingtext von Peter Winkelmann explizit die Umgehungheit der mündlichen Sprachproduktion vorhanden ist. Dieser Text ist sehr dynamisch. Der Verfasser steht implizit im Dialog mit seinem Leser, was mit folgender Aussage zu vergleichen ist: „Wissenschaftliche Publikationen sind auf zwei verschiedene, aber verwandte und miteinander verknüpfte Weisen dialogisch: einmal als Dialog mit anderen Texten und zum anderen als Dialog mit ihren Rezipienten, als argumentative und damit persuasive Texte“ (Kretzenbacher, 2001:136). Davon zeugen auch die einfachen und rhetorischen Fragen, die entweder sofort vom Autor beantwortet werden oder erst in den nächsten Kapiteln. Es ist so, als ob er seine Leser zum Nachdenken stimulieren wollte, wie zum Beispiel:

Wer sind Nachfrager, wie denken und handeln sie?

Was ist der Kaufanlass?

Welche Produktvorstellungen haben die Verbraucher?

Wie können Produkte und Dienstleistungen verbessert werden?

Auch gibt es die Fragen, die zur Schaffung einer kommunikativen Stimmung im Fachsprachenunterricht beitragen können, wie zum Beispiel: Wann treten Marketing und Vertrieb in Aktion? Was ist am Beginn des 3. Jahrtausends zu erwarten? Vom methodischen und didaktischen Standpunkt aus sind diese Fragen gute Anlässe zu Gesprächen und Diskussionen im Unterricht, indem die neuen Begriffe von den Lernern wiederholt werden können.

Im Marketingtext von Peter Winkelmann ist auch emotionale und expressive Lexik zu finden, wie zum Beispiel: interessant, großartig, anregend, faszinierend, riesig, ungeheuer, übergroß, hochmodern und so weiter, die normalerweise für die Umgangssprache typisch ist. Auffallend ist die Dominanz von positiv markierter einschätzender Lexik. Die Emotionalität und Expressivität der umgangssprachlichen Lexik stören nicht die Wahrnehmung des wissenschaftlichen Textes. Ganz im Gegenteil. Die Arbeit an diesem Text zeigt, dass diese Beispiele den fachlichspezifischen Inhalt „entlasten“. Ich bin außerdem der Auffassung, dass eine solche Schilderungsweise „der wissenschaftlichen Prosa zusätzliche Überzeugungskraft verleiht“ (Rasinkina, 1964:32). Die subjektive Einschätzung signalisiert auch ganz deutlich die Gefühle des Verfassers: *ja, leider, hoffentlich, bekanntlich*, nun und so weiter.

Es gibt in dem untersuchten Marketingtext eine sehr breite Palette von weiteren Beispielen, die eine Beschreibung verdienen. Aber man kann schon auf dieser Basis erste Schlüsse ziehen, um später diese Textsorte mit den anderen aus dem Bereich der Wirtschaft vergleichen und ein modernes Modell der Arbeit mit solchen Texten im DaF-Unterricht ausarbeiten zu können. Das ist sehr wichtig, weil unsere Studierenden in den letzten Jahren andere Lebenserfahrungen gemacht und Prioritäten bezüglich ihres künftigen Berufs gesetzt haben. Traditionell und sehr lange Zeit beschränkte man sich im Deutschunterricht an unserer Universität bei der Arbeit an einem wissenschaftlichen Text aus dem ökonomischen Bereich auf den grammatischen Aspekt. Die motivierten russischen Studierenden sowie Doktoranden kannten immer die Grammatik besser als den Wortschatz und „erkundeten“ problemlos passiv die russifizierten Lerntexte aus den alten Lehrwerken, indem sie von ihnen mit Hilfe eines Wörterbuchs gelesen, übersetzt und dem Lektor präsentiert wurden.

Die jüngere Vergangenheit brachte neue Wissenschaften, Fachrichtungen und Lehrwerke mit. Eines dieser Werke wurde in der vorliegenden Untersuchung auf der „Mikroebene“ (Hundt, 1995:49) im Großen und Ganzen beschrieben. Der ausgewertete Marketingtext weist aus, dass er vom lexikalisch-grammatischen Standpunkt aus ein neuer Typ eines wissenschaftlichen Textes sein kann (abgesehen von der syntaktischen Seite). Außer den klassischen Strukturen und traditionellen fachlichen Termini ist er durch neue allgemein- bzw. fachsprachliche Mittel, durch die verschiedenen, originellen, grafisch interessant dargestellten Modelle von Abkürzungen und Fremdwörtern gekennzeichnet sowie durch die verschiedenen ausdrucksvollen Mittel der Emotionalität und Expressivität (die Metapher, Ironie z. B.). Dabei muss die starke Durchsetzung des Textes mit Anglizismen noch einmal betont werden, was unter anderem ein Merkmal der Aktualität dieses Textes sein kann. Stilistisch betrachtet ist der Text nicht homogen, sondern stellt eine Verflechtung von Wissenschaftlichem, Umgangssprachlichem und Gehobenem dar. Im analysierten Text ist die Lexik aus verschiedenen fachlichen Bereichen vorhanden, was auch von einer neuen Tendenz zeugen kann, und zwar vom interdisziplinären Gebrauch der Lexik. Der Marketingtext ist explizit und implizit sehr kommunikativ und pragmatisch. Peter Winkelmann versucht, mit seinem Leser „auf einer Welle“ zu sein, deshalb sucht er nach neuen Mitteln,

um den trockenen Lehrstoff auflockern zu können. Dazu tragen die aktuellen Beispiele, Sprüche, Devisen, Fragen und ironische Bemerkungen bei. Er versucht, dem Leser durch die visuelle Darstellung von verschiedenen Daten, durch die verschiedenen Mittel des grafischen Arsenalis zu helfen.

Der Verfasser bemüht sich merklich, das Marketing den Interessierten nahe zu bringen. Es ist ihm gelungen, das seriöse „Problem der Verständlichkeit“ (Ickler, 1997:322) eines Fachtextes effektiv zu lösen. Unwillkürlich schafft er dadurch auch eine sehr gute Basis für die Arbeit an seinem Werk im Rahmen eines fachlich geprägten Deutschunterrichts. Das methodisch-didaktische Paradigma kann leicht von seinem Kontext gespeist werden. Die synonymischen terminologischen Ketten, der antonymische Gebrauch der Lexik (*positiv-negativ, materiell-immateriell, kurzfristig-langfristig*), rhetorische Fragen und vieles andere können sehr gut im praktischen Fremdsprachenunterricht vermittelt werden. Wenn ein wissenschaftlicher Text im Wandel ist, so muss auch der Fachsprachenunterricht aktualisiert und nach einem neuen Modell gestaltet werden, und zwar nach dem Motto: „vom passiven Lesen und Übersetzen zu interaktiver kreativer Projektarbeit“. Dazu wird ganz bestimmt die langfristige partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Herrn Prof. Dr. Karl-Dieter Bünting (Universität Essen), der Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung, mit Herrn Prof. Dr. Georg Schuppener (Universität Leipzig) sowie die wissenschaftliche Arbeit im Rahmen des kurzfristigen von der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung unterstützten Projekts „Das neue Modell des DaF-Unterrichts in der Zeit der Globalisierung und Mehrsprachigkeit“ beitragen, bei denen ich mich bei dieser Gelegenheit bedanken möchte.

Literatur

- Arnzt, Reiner (1998): Das vielsprachige Europa. Hildesheim.
- Bünting, Karl-Dieter. Stilistik.
- Eichinger, Ludwig (1994): Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften. In: Mehrsprachigkeit in Europa - Hindernis oder Chance? Hg. v.: Uta Helfrich, Claudia-Maria Riel. Tübingen, S.31-54.
- Haarmann, Harald (2002): Sprachenvielfalt im Globalisierungsprozess. In: Deutsch- Englisch-Europäisch: Impulse für eine neue Sprachpolitik. Hg. v.: Rudolf Hoberg. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich, S.9-29.
- Hundt, Markus (1995): Modellbildung in der Wirtschaftssprache. Tübingen.
- Hüllen, Werner (1998): ghoti – das Leittier der internationalen Kommunikation oder: das Englische als National- und als Weltsprache. In: Über Mehrsprachigkeit. Hg. v.: Ingrid Gogolin, Sabine Graap, Günter List. Tübingen, S.275-292.
- Fluck, Hans (2003): Zur Entwicklung eines multimedialen DaF-Lernprogramms „Fachsprache Bankwesen“- ein Werkstattbericht. In: Fachsprache. Internationale Zeitschrift für Fachsprachenforschung, -didaktik und Terminologie, Heft 1-2, S.47-51.
- Gellert-Novak, Anne (1993): Europäische Sprachpolitik und Europaregionen. Tübingen.
- Ickler, Theodor (1997): Die Disziplinierung der Sprache. Tübingen.
- Kretzenbacher, Heinz (1998): Fachsprache als Wissenschaftssprache. In: Fachsprachen. Hg. v.: Lothar Hoffmann Verlag, S.133-142.
- Niederhausen, Jürg (1999): Wissenschaftssprache und populärwissenschaftliche Vermittlung. Tübingen.
- Thümmel, Wolf (1999): Sind Sprachwandelprozesse umkehrbar? In: Elemente des Sprachwandels. Hg. v.: Siegfried Kanngießer, Petra Vogel. Obladen-Wiesbaden, S.195-217.

- Winkelmann, Peter:(2002): Marketing und Vertrieb. München- Wien- Oldenburg.
- Лотте, Д.С.(1982): Вопросы заимствования и упорядочения иноязычных терминов и терминопэлементов, Изд. «Наука», Москва.
- Потемина, Т.А.(2003): О языковой ситуации в объединенной Европе. Изд. Калининградский университет, Калининград, с.
- Разинкина, Н.М. (1964): О преломлении эмоциональных явлений в стиле научной литературы, Изд. «Наука», Москва.

